50 ~~1419~~ a

17. 9. 37. ~~27219~~

X 1861 c

Bibliothek
der Synagogen-Gemeinde
Beuthen O.-S.

BIBLIOTHEK
der
Mamreh-Loge
U. O. B. B. V 344
Beuthen O.-S.

93,

1419

Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Band 140:

Ludwig Ganghofer, Das Kind und die Million

1419

Das Kind und die Million

Eine Münchner Geschichte

von

Ludwig Ganghofer

Zweiundvierzigstes Tausend

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
Berlin 1919

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1919. Initialen und Einbandzeichnung von Karl Worm. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Vorwort

Dieses Buch ist aus meinem Verlangen hervorgewachsen, ablenkende Arbeit zu haben, die meine Tage und Nächte füllte, meine Hand beschäftigte, mich erlöste von den quälenden Gegenwartsbildern, mich hinüberhob über Kummer, Zorn und Ekel. Mir solchen Dienst zu erweisen, ist dem wunderlichen Phantasiegespinst aus einem vergangenen Jahrzehnt nur halb gelungen. Immer wieder sprach die Gegenwart ein zähneknirschendes Wort dazwischen. Das wird man als unkünstlerisch und anachronistisch bezeichnen. Gut. Man soll mich lieber für einen mangelhaften Erzähler nehmen, als für einen Deutschen, der völlig seiner Zeit vergißt. Aber diese Arbeit hat mir auch halb gehalten, was ich mir versprach von ihr. Sie gab mir anstelle der Ruhe, die ich nicht finden konnte, doch zeitgemäß so etwas Ähnliches wie Ersatz, schlug mir im Dutzend die bösen Stunden tot und schenkte mir zuweilen das verlorene Lachen wieder. Kann dieses Buch meinen Lesern die gleiche tröstende Wohltat erweisen, so hat es ein Recht, auf der Welt zu sein. Ich könnte ihm als Motto eines seiner eigenen Worte mit auf den Weg geben: „Hinter diesen munteren Dingen verbarg sich das vergrämte, trauervolle Gesicht einer

tiefen Menschennot." Aber ich will mir den Geleitspruch für mein Buch von einem anderen erbitten, von einem Wecker aus Schmach und Erniedrigung, von einem deutschen Aufrüttler hoffnungslos gewordener Seelen — von Ernst Moritz Arndt:

„Was vergangen und geschehen ist, werft es ruhig in den weiten Schoß der ewigen Notwendigkeit und seht auf das jüngere Geschlecht, erzieht, bildet und richtet es, daß Männer aus ihm werden."

Das Kind und die Million

Kapitel I

In der ersten Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts, an einem kühlen Herbstabend der letzten Oktoberwoche zu München, hatte Johannes Freiherr von Siebenreut mit seiner Gattin die gewohnte Spazierfahrt durch den Englischen Garten gemacht, war vor seinem Palais in der Arcisstraße eingetroffen und hatte sich durch eine Tasse Tee mit reichlicher Kognakspende aufgewärmt. Schlag sechs betrat er sein strahlend erleuchtetes Arbeitszimmer, um die Abendpost zu erledigen.

Auf dem mächtigen Schreibtisch war alles bereit: zur Linken der Stoß der eingetroffenen Briefe, zur Rechten das Postjournal, in das der Sekretär die Sendungen nach der Nummer eingetragen hatte. Auf silbernem Teller lag eine große Zigarre. Die kleine Flamme glänzte auf, und der köstliche Duft des teuren Krautes erfüllte den Raum, den die blauen Rauchfäden, stilgemäß zur Einrichtung, in Barocklinien durchschwammen. Naan — wie Baronin Siebenreut ihren Gatten seit einiger Zeit zu nennen liebte — griff nach dem ersten der Briefe, die der Sekretär geöffnet und nach Materien geordnet hatte. Das gegenwärtige Leben des Freiherrn von Siebenreut war ohne Geheimnisse; über die Zeit der Briefe, die man dem Blick eines anderen zu entziehen wünscht, war Naan seit Jahren hinaus. Er las den Brief und schrieb in das Journal eine stenographische Note, wie die Angelegenheit von seinem

Sekretär zu erledigen wäre. So ging es mit fünf weiteren Briefen. Dann stand im Journal verzeichnet: „III; 7; 27./10.; Stuttgart; Doloreswerke." Den gleichen Zahlenvermerk — „III (Abendpost); 7 (laufende Nummer); 27./10. (Eingangsdatum);" — trug auch der Brief, rechts oben in der Ecke, mit den schönen klaren Ziffern von der Hand des Sekretärs. Der Brief war ohne den üblichen Firmenaufdruck. Naan bemerkte das nicht. Nur die für einen Geschäftsbrief wunderliche Überschrift wirkte verblüffend. Sie lautete: „Mein Herr!" Und der Brief war nicht mit Maschinentypen geschrieben, sondern in molliger Lateinschrift, die an eine Damenhand denken ließ.

Während Naan zu lesen anfing, stiegen ihm die Augenbrauen. Das schon etwas angegraute, nach Biedermeierart gestutzte Backenbärtchen schien sich sträuben zu wollen. Der Ausdruck einer hochgradigen Perplexität verwandelte sich in die purpurdunklen Anzeichen wachsenden Ärgers. Alles Unbehagen des Lesenden entlud sich mit den zwei erbitterten Worten: „Dieses Kamel!" Naan drückte auf einen Klingelknopf. Dann las er weiter. Seine Erregung mehrte sich. Als er mit dem langen Brief zu Ende war, redete aus seinem Gesicht eine Mischung von Wut und fassungsloser Konsterniertheit. „Entweder ist das eine Mystifikation, so frech, daß es dafür keinen Ausdruck gibt —" Die Stimme bekam einen Klang von Beklommenheit: „Oder das ist —" Der Freiherr schwieg.

Emil Rappeiner, der Privatsekretär, hatte das Zimmer betreten. Es war ein Fünfundvierzigjähriger,

tadellos gekleidet, mit strengem Beamtenschädel, aus dessen Gesicht eine verächtliche Müdigkeit sprach. Alle Privatsekretäre vielfacher Millionäre haben diesen Gesichtsausdruck. Vom Lesen der zahllosen Bettelbriefe.

Naan schüttelte den melierten, seit einem Jahrzehnt schon beklagenswert aus der schönen Form geratenen Don-Juan-Kopf. „Mein lieber Rappeiner!" In der Stimme verriet sich nervöses Mißvergnügen. „Sie haben mir seit mehr als zwanzig Jahren tadellos gedient. Wie kommt es, daß Sie heut einen so schwerbegreiflichen Verstoß gegen Ihre Direktiven begingen?"

Verwundert sagte der Beamte: „Verzeihung, ich errate nicht, in welchem Zusammenhang —"

„Aber Mensch!" unterbrach ihn sein Herr gereizt. „Sie wissen doch: alles, was nicht streng familiär oder rein geschäftlich ist, wird ausgeschieden aus meiner Post. Würdige Gesuche sind vom Administrator zu erledigen; lügenhafte Bettelbriefe wandern in den Papierkorb; bedenkliche Zuschriften werden der Polizei übergeben."

„So wird es gehalten, ohne Ausnahme."

Dieses Wort schien den Freiherrn bis zur Sprachlosigkeit zu verdutzen. Nun sprang er auf, in ausbrechendem Zorn. „Wie konnten Sie mir dann heute diesen unerhörten Brief da auf den Schreibtisch legen?"

Noch immer ruhig, fragte der Beamte: „Welchen Brief meinen Herr Baron?"

Naans Erregung wurde zu einem Empfinden, das sich aus Staunen und Bestürzung zusammenzusetzen

schien. „Rappeiner? Sie haben mir keinen Brief vorgelegt, der Ihnen bedenklich erschien?“

„Nein, Herr Baron! Welcher von den Briefen sollte das sein?“

Diese Frage vermehrte das Mißbehagen in der Seele des Freiherrn. Nach grüblerischem Schweigen krümmte er die Kante des rätselhaften Briefes um den Finger und wies dem Sekretär die vier Zahlen in der Ecke rechts. „Wer hat diesen Postvermerk eingetragen?“

Aufmerksam betrachtete Rappeiner die Ziffern: „III; 7; 27./10.“

Der Freiherr drängte: „Wer?“

„Ich, Herr Baron!“

„Und Sie haben nichts Bedenkliches gefunden? An diesem Brief?“

„Nein!“

Die kongestive Färbung im Gesicht des Freiherrn verlor ihre Purpurnüancen und wurde zu leichter Blässe. Er legte das zusammengefaltete Blatt auf den Schreibtisch und drückte energisch den Briefbeschwerer drauf, einen aus Silber gegossenen Löwen.

Rappeiner betrachtete den Baron, als begänne er um den Verstand seines Herrn in Sorge zu geraten.

Mit der kalten Strenge eines Untersuchungsrichters fragte Naan: „Erinnern Sie sich, woher dieser Brief gekommen ist?“

„Gewiß, Herr Baron. Diese Postnummer sieben —“

„Sieben!“ Ein galliges Lachen. „Auch noch meine Glücksziffer!“

„Diese Nummer sieben kam aus Stuttgart, von den Doloreswerken."

„Erinnern Sie sich an das äußerliche Bild des Briefes?"

„Der Brief war in tadelloser Maschinenschrift geschrieben, auf dem üblichen Geschäftsbogen der Doloreswerke, mit dem Firmenaufdruck."

Der Freiherr sprang auf, als wäre unter seinem Lehnstuhl Feuer ausgebrochen. Er mußte sich erst zur Ruhe zwingen. „Ist Ihnen der Inhalt des Briefes noch geläufig?"

„Die Doloreswerke teilen mit, daß das bestellte Tourenauto bald fertig wäre, und fragen an, ob dem Herrn Baron die Probefahrt in Stuttgart oder hier in München genehm wäre."

Naan sagte unter erschwertem Atemzug: „Da kann man irrsinnig werden!"

„Ich sehe, Herr Baron befinden sich in Erregung." Rappeiner streckte die Hand. „Darf ich bitten, mir den Brief —"

Der Freiherr legte hastig die Faust auf den silbernen Löwen. „Dieser grauenvolle Brief soll vorerst von niemandem berührt werden. Hier ist etwas Unerklärliches geschehen. Der Brief der Doloreswerke ist verschwunden und wurde, entweder in Ihrem Büro oder hier in meinem Zimmer, gegen eine unerhörte Zuschrift ausgetauscht."

Der Sekretär lächelte. „Das ist unmöglich, Herr Baron!"

„Aber der fremde Brief ist da! Ist ein Erpresserbrief der abscheulichsten Sorte und trägt den Journal-

vermerk von Ihrer Hand. Das ist natürlich eine Fälschung, eine so geschickte, daß Sie selbst soeben getäuscht wurden. Aber wer hat diesen Brief ausgewechselt? Wann ist das geschehen? Und wo?"

Auch in Rappeiner begann schweres Unbehagen zu erwachen. „Hier, im ersten Stock, sieben Meter über der Straße, in einem Zimmer, das außer der Flurtür keinen zweiten Ausgang hat, hier kann es nicht geschehen sein. Als ich kam, fünf Minuten vor sechs, war niemand da. Der Kammerdiener Pieter trat mit mir in das Zimmer, um das Licht aufzudrehen. Die Zigarre lag schon bereit. Pieter ist in meiner Gegenwart nicht zum Schreibtisch gekommen. Ich legte das Journal und die Briefe an den üblichen Platz, worauf Pieter mit mir zusammen das Zimmer wieder verließ. Draußen im Vorzimmer blieb ich zur Verfügung des Herrn Barons. Bis zur Ankunft des gnädigen Herrn hat niemand das Zimmer betreten. Niemand! Ebenso undenkbar ist ein Austausch der beiden Briefe im Büro. Pünktlich um fünf Uhr kam die Post. Ich begann sofort, die Briefe zu lesen und zu registrieren. Keiner verursachte mir ein Bedenken. Ich habe das Büro nicht verlassen, war immer am Schreibtisch. Auch das Maschinenfräulein hat sich nie vom Sessel erhoben, war immer bei der Arbeit."

„Nun?" fragte der Freiherr in zunehmender Nervosität. „Es kamen doch Besuche?"

„Sehr viele. Akademieprofessor Breyer kam wegen der Stoffe zu den lebenden Bildern. Herr von Dollmann kam für eine Minute vom Tee herüber und

brachte mir einen Auftrag der gnädigen Frau wegen des Wohltätigkeitsfestes. Graf Heideck war da in einer Angelegenheit des neuen Autoklubs, Magistratsrat Niedermeyer wegen der Stiftung für die Volksküche und Kaplan Reiser wegen der neuen Fahne für den katholischen Gesellenverein."

Bei jedem dieser Namen machte der Freiherr eine abwehrende Handbewegung. Professor Breyer, ein berühmter Künstler; Dollmann, der Intimste unter den Intimen des Hauses; der Graf, ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle; Niedermeyer, ein Vertrauensmann der Stadt; und ein junger Priester — makellose Leute, die bei solch einer infamen Geschichte außerhalb jedes Verdachtes standen! „Aber es waren doch auch diese — diese Beharrlichen wieder da? Die immer kommen."

„Acht oder neun. Verschämte und unverschämte Armut. Aber niemand, der nach Erscheinung oder Gesicht hätte Mißtrauen einflößen können — durchwegs Leute, über die wir bereits Erkundigungen eingezogen haben, und die uns alle nach Namen und Adresse bekannt sind. Nicht ein einziger mir fremder Mensch war da."

„Immer rätselhafter!" sagte der Freiherr schwül. „Die Sache zeigt ein niederträchtiges Gesicht." Er trat auf Rappeiner zu. „Sie müssen sich doch irgend eine Lösung denken können?"

„Nur die eine: daß Herr Baron sich geirrt haben."

Ärgerlich riß der Freiherr den geheimnisvollen Brief unter dem silbernen Löwen heraus und hielt

dem Sekretär die umgebogene Ecke vor die Augen. „Glauben Sie noch immer, daß dieser Vermerk von Ihrer Hand ist?“

„Eine Fälschung ist ausgeschlossen.“

Nun zeigte ihm Naan den ganzen Brief. „Ist das die Zuschrift der Doloreswerke?“

„Nein.“

„Also!“ Der Freiherr schob das gefaltete Blatt in die Brusttasche und knöpfte den Gehrock zu. „Jetzt suchen Sie Ihren Stuttgarter Brief!“

Der Sekretär blätterte und hob ratlos die Augen. „Der Brief ist nicht da.“

Naan klingelte. Der alte Kammerdiener erschien, mit dem Lammsgesicht überzeugender Ahnungslosigkeit. „Rasch, Pieter! Mein Coupé und meinen Pelz!“

Als die beiden wieder allein waren, fragte Rappeiner in Sorge: „Ist denn der Inhalt dieses Briefes von einer Art, daß der gnädige Herr —“

„Der Inhalt dieses Briefes ist so skandalös, daß ich keine ruhige Minute mehr habe, bevor die Polizei diesen Gauner nicht beim Kragen faßt.“

Nach kurzem Schweigen fragte Rappeiner beunruhigt: „Herr Baron wollen zum Polizeipräsidenten?“

„Hier gibt es keinen andern Weg.“

Rappeiners Stimme wurde leis: „Irgendwelche, an sich ganz harmlose Veranlassung, an die ein solcher — wie soll ich sagen? — ein solcher Beunruhigungsversuch sich anhängen könnte, liegt doch wohl nicht vor?“

„Nicht im geringsten. Für Sie, Rappeiner, ist mein sanfttemperiertes Leben ein Glashaus. Wenn

ich Ihnen die Kenntnis des Briefes vorenthalte, geschieht es nur, um der Polizei in keiner Weise vorzugreifen. Nein, nein! Die kleinen Heimlichkeiten einer Zeit, in der ich jung war, sind längst erledigt. Eben deshalb, weil ich seit geraumer Zeit unantastbar bin, irritiert mich diese impertinente Geschichte so namenlos. Geld? Das würde mich nicht aufregen. Wenn auch schließlich eine Million keine Lappalie ist! Aber dieser hirnrissige Wahnsinn mit — — mit dem Kind!"

„Kind?" Rappeiner schien ruhiger zu werden.

„Ich? In einer unerquicklichen Beziehung zuuu — na ja, zu irgendeinem neugeborenen Balg? Nein! Ausgeschlossen! Leider!" Mit beiden Händen faßte Naan seinen heißgewordenen Kopf. „Die brennende Nadel, die ich zu fühlen beginne, ist dieses unheimliche Erscheinen des rätselhaften Briefes. Dazu noch die irrsinnigen Wunderlichkeiten seines Inhalts —" Naan verstummte.

Der alte Pieter brachte den Pelz.

Schwül atmend schlüpfte der Freiherr in die mollige Hülle. „Danke, Pieter! Den Hut gibst du mir draußen!" Der Diener verschwand, und Naan wandte sich an den Sekretär: „Lieber Rappeiner, Sie werden da draußen im Vorzimmer bleiben, bis ich einen verläßlichen Mann aus der Administration heraufschicke. Der soll dann die Tür im Auge behalten. Ein zweiter wird draußen im Garten die beiden Fenster bewachen." Naan hob die Stimme und sagte sehr laut: „Ist hier jemand versteckt, so ist ihm jeder Fluchtweg abgeschnitten.

Es wäre ihm anzuraten, mit meiner Versöhnlichkeit zu rechnen." Der Freiherr wartete einige Sekunden, als sollte sich irgend etwas ereignen. Nichts geschah. Und Naan sprach in verschlechterter Laune weiter: „Stehen Tür und Fenster unter Aufsicht, so werden Sie, lieber Rappeiner, in Ihrem Büro bleiben, bis ich wiederkomme. Halten Sie auch das Fräulein durch eine Arbeit zurück. Hier auf meinem Schreibtisch soll alles bleiben, wie es ist. Das Zimmer sperre ich ab. Den Schlüssel werde ich mitnehmen. Kommen Sie!"

Der Kammerdiener, der draußen mit Zylinder, Stock und Handschuhen wartete, bekam zu sehen, was er seit zwanzig Jahren noch nie gesehen hatte: daß der gnädige Herr den Türschlüssel seines Arbeitszimmers abzog und in der verläßlichsten seiner drei Hosentaschen verwahrte. Der Alte machte so verdutzte Augen, als wäre vor ihm das Blaue vom Himmel heruntergefallen — ein Beweis, daß er einer von den seltenen Dienern war, die an den Türen nicht zu horchen pflegen

Kapitel II

Im Vorzimmer des Polizeipräsidenten war der milde Bürodiener Schwimmbacher in das Studium des Abendblattes der Münchener Neuesten vertieft.

Schritte draußen im Korridor. Die Tür öffnete sich wie unter einem Windstoß. In das Zimmer trat ein junger Mann zwischen sechsundzwanzig und dreißig, gut angezogen, ohne jegliches Abzeichen eines Beamten. Nach Aussehen und Haltung hätte man ihn für einen Offizier in Zivil gehalten. Das hübsche, feste Gesicht war rasiert und ließ durch seine Mienenbeweglichkeit ans Theater denken, an eine Mischung aus Naturbursch und Bonvivant. Ein hübscher Mund, gutmütig und doch ein bißchen spöttisch. Zwei gescheite, flinke, nußbraune Augen. Das dunkle Haar, auf der linken Seite gescheitelt, glänzte wie braun angelaufener Stahl. Ein forschender Blick. „Was ist los?"

„Exlenz haben befohlen."

Der junge Mann deutete nach dem fremden Pelz, der am Kleiderständer hing, und sah den Bürodiener fragend an.

Schwimmbacher flüsterte mit einer Sanftmut, wie sie nur die vierzigjährige Stammfrequenz des Hofbräuhauses einer Münchner Seele verleihen kann: „Der gnädige Herr Baron von Siebenreut!"

Ein überraschtes Aufhorchen in Neugier und Freude, wie unter dem Gedanken: ‚Verheißungsvolle Sache!'

Ein paar flinke Schritte, und der junge Mann war bei einer mit schwarzem Leder gepolsterten Tür. Als er den Salon des Präsidenten betrat, standen die beiden Herrn in Erregung beim Telephon. Die Exzellenz — eine Melange aus Rittmeister z. D. und Minister antiquierter Ordnung — sprach in den Apparat: „Ja, bitte. Hier Polizeipräsidium München. Ist Ihr Bürochef noch zugegen? Ja? Ich lasse den Herrn zum Telephon bitten. Es handelt sich um einen Brief, der heute von den Doloreswerken hier in München eintraf. Bitten Sie gefälligst den Bürochef, die Kopie dieses Briefes zum Telephon zu bringen. Sollten mehrere Briefe nach München gegangen sein, so bitte ich um alle. Jawohl, ich warte." Ohne das Hörrohr abzusetzen, nickte die Exzellenz dem jungen Beamten zu und sagte vorstellend zu Siebenreut: „Kommissär Apfelbeck."

Höflich verneigte sich der junge Mann. „Herr Baron!"

Naan fragte: „Sie wissen, wer ich bin?"

„Den Herrn Baron kennt man."

Rasch wandte sich der Präsident zum Apparat. „Jawohl. Hier München. Polizeipräsidium." Er reichte dem Freiherrn das andere Hörrohr. „So? Also nur ein einziger Brief? Ja? Heute mit dem Frühzug. Datiert von gestern? Bitte zu lesen, ja!" Eine kurze Pause. „Danke sehr! Das ist der Brief, um den es sich handelt. Wollen Sie die Güte haben, den Durchschlag des Briefes, dessen Original hier verschwunden ist, expreß an die Geheimpolizei München,

Kommissär Max Apfelbeck, zu übersenden. Ja. Ich danke. Schluß."

Naan, das Hörrohr einhängend, schüttelte stumm den Kopf. Und die Exzellenz sagte zu Siebenreut: „Was Sie da hörten, stimmt genau mit den Aussagen Ihres Sekretärs überein." Der Präsident wandte sich an den jungen Beamten: „Hier liegt eine merkwürdige Sache vor. Mehr als rätselhaft. Ich möchte sie Ihnen zur Klärung anvertrauen. Sie haben damals bei Eruierung des geheimnisvollen Stromdiebstahls und heuer wieder in der Sache des Grafen Werffenstein Überraschendes geleistet. Nun haben Sie neuerdings Gelegenheit, zu beweisen, was in Ihnen steckt. Wir wollen Platz nehmen. Der Herr Baron wird die Güte haben, zu rekapitulieren."

Die drei Herren saßen um den runden Tisch unter der Lüsterkrone. Naan erzählte, zuerst ruhig. Je länger er sprach, um so mehr erregte sich seine Stimme. Kommissär Apfelbeck lauschte aufmerksam, studierte das Gesicht des Freiherrn und hatte glückliche Augen. Endlich, endlich war seine Sehnsucht erfüllt. Ein Fall! Sein großer Fall! Ein Probestück für seinen Ehrgeiz! Eine Sache, die aller münchnerischen Gemütlichkeit entrückt war, nach Paris und London duftete! Arbeit und Sieg! Die Anerkennung seiner Vorgesetzten, baldige Beförderung, der Weg nach aufwärts — und von allem Schönen das Schönste: ein junges, lachendes Glück! Endlich, endlich, endlich!

Als Siebenreut seine Darstellung des mysteriösen

Vorfalles beendet hatte, reichte er dem Kommissär das verhängnisvolle Blatt.

Apfelbeck las nicht, sondern musterte zuerst die Schrift. „Eine Damenhand. Der liebe Gauner hat eine hilfreiche Freundin, die seinen Entwurf kopierte. Das muß ein Frauenzimmer sein, das bessere Tage gesehen hat. Eine Hand, so flott und gerundet, schreibt man nur nach vieljähriger Schulbildung." Apfelbeck lächelte, als hätte er eine Weinbeere aus dem mirakulösen Kuchen gespießt. „Ohne Datum! Das beweist, daß der Brief weder gestern, noch vorgestern geschrieben wurde, sondern irgendwann, in Vorrat, vielleicht schon vor Monaten, um nach andauerndem Lauern in einem günstigen Augenblick verwendet zu werden. Der Brief hat Knitterbrüche. Man hat ihn oft in der Tasche getragen. Also muß der Urheber ein Mensch sein, der häufig Zutritt in Ihrem Büro hatte, oder einer, der viele Helfer besitzt, die er abwechselnd schicken konnte. Da scheidet nun ein Verdächtiger sofort als schuldlos aus. Der Sekretär."

„Ich bürge für ihn! Wie für mich selbst!" fiel der Freiherr warmblütig ein.

„Das ehrt Sie, Herr Baron!" Ein feines Schmunzeln. „Herr Rappeiner hat Ihnen vermutlich sehr treue Dienste geleistet? Zuweilen auch delikate? Aber ich sage doch selbst: der Sekretär ist auszuscheiden. Er ist der Betrogene, nicht der Betrüger. Sonst müßte der Brief anders aussehen, und das Papier könnte nicht —" Apfelbeck sprang plötzlich vom Sessel auf und hielt das Blatt gegen das Licht der Lüsterkrone: „Ach, sieh doch!"

Der faltige Diplomatenhals des Freiherrn verlängerte sich, und interessiert fragte der Präsident: „Was haben Sie gefunden?"

„Einen Wegweiser. Exlenz erinnern sich an die Geschichte mit dem gräflichen Jäger, heuer im Frühjahr? Der Mann, ein Steyrer, hatte das skandalöse Tagebuch über die Lebensführung seines Herrn auf Briefpapier geschrieben, das er bei Dienstantritt aus seiner Heimat mitbrachte. Es war ein Papier, das als patentiertes Wasserzeichen einen Hirschkopf mit dem Hubertuskreuz hatte. Wir haben damals festgestellt, daß diese Papiersorte nur in Linz fabriziert wird und in Deutschland nicht im Handel ist. Der ominöse Brief von heute hat ganz das gleiche Papier. Wollen Exlenz sich überzeugen —" Während zuerst der Präsident und dann der Freiherr den Bogen gegen das Licht hielt, sprach Apfelbeck lebhaft weiter: „Dieser Brief ist also außerhalb der Reichsgrenze geschrieben worden. Östliche Richtung. Und mit der Sache steht ein Österreicher oder eine Österreicherin in Zusammenhang. Der Jäger, von dem ich sprach, kommt nicht in Betracht. Der sitzt. Und was er bei seiner Verhaftung an Briefpapier noch besaß, wurde konfisziert."

„Österreicherin? Österreicherin?" murmelte der Freiherr unter angstvollem Nachdenken und schüttelte den Kopf. Mit österreichischen Gewichten war weder seine Vergangenheit, noch weniger seine Gegenwart belastet.

Apfelbeck griff nach dem Briefbogen, begann zu

lesen und wurde heiter. „Es handelt sich da um einen grünen Jungen in solchen Dingen. Der scheint weniger aus der Praxis, als aus schlechten Kriminalromanen gelernt zu haben, ist als Gauner noch nicht trocken hinter den Ohren und wird am 7. November verläßlich auf der Leimrute sitzen." Doch immer ernster wurde sein Gesicht, je weiter er bei der Lektüre des Briefes kam. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Blick bekam etwas ärgerlich Bohrendes. Als er mit dem Lesen zu Ende war, betrachtete er schweigend den Präsidenten und den Freiherrn, sah den Brief wieder an und murmelte: „Das ist stark!" Er begann von vorne zu lesen. Seine Erregung übertrug sich in gesteigertem Grad auf den Freiherrn. Naan verwandte keinen Blick von dem Kommissär und wurde auf dem hochbeinigen Ledersessel so kurzatmig wie ein starkbeleibter Herr, der sich gezwungen sieht, auf einem niederen Fauteuil zu sitzen.

Apfelbeck schien immer mißmutiger zu werden. „Exlenz, das ist nicht so einfach, wie es anfangs erschien. Beim ersten Lesen hält man das für eine platte Dummheit. Damit stimmt aber die freche Verschlagenheit nicht überein, mit der die unerklärliche Auswechslung der beiden Briefe sich vollzog. An diesem Maßstab gemessen, scheint hinter dem, was sich als billiger, allen gewandten Gaunermethoden entrückter Unsinn gibt, eine geradezu meisterhafte Raffiniertheit zu stecken. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, Herr Baron, daß die Sache ernst zu nehmen ist. Sehr ernst!"

Naan wollte etwas sagen, unterließ es aber, weil Apfelbeck weitersprach:

„Als Erpresser gleich eine Million zu verlangen, ist läppisch. In Neuyork oder London, nun ja! Aber hier in München! Und nun kommt noch das andre dazu: dieser Hintertreppenschwindel mit dem Kind. Wird die Geschichte dadurch *noch* dümmer? Oder liegt hier eine Maskerade vor, hinter der sich die vorsichtigen Schneckenhörner eines mit allen Ölen gesalbten Gauners verbergen? Die Erfahrung lehrt, daß ein geschickter Spitzbube seine Sinne energisch immer nur auf *ein* Ziel richtet. Hier sind *zwei* Ziele: das Kind *und* die Million. Können wir nicht an ein embryonisches Verbrecherrindvieh denken — eine Annahme, die *ohne* den beim Austausch der Briefe bewiesenen Scharfsinn nahe läge — so müssen wir hinter der Sache ein Gaunergenie vermuten, das sich als dummer August kostümiert und *zwei* Ziele hintereinanderschiebt, um das eine als Maske und Hilfe für das andere verwerten zu können. Das soll den Empfänger des Briefes verwirren, ihn völlig um Besinnung und Ruhe bringen."

„Das —" stammelte Freiherr von Siebenreut, „*das* ist dem Schweinehund binnen einer halben Stunde gründlich gelungen."

„Kaltes Blut! *Wir* sind doch da!" tröstete die Exzellenz. „Und Sie wissen, daß Friedrich der Große sagte: es kommt nichts so gut, wie man es hofft, aber auch nichts so schrecklich, wie man es fürchtet. Also kaltes Blut!"

„Aber auch Vorsicht, Herr Baron!“ mahnte Apfelbeck und wandte sich an den Präsidenten. „Exlenz werden bei Durchsicht des Briefes bemerkt haben, daß der vorsichtige Wortlaut nicht eine einzige Handhabe zu erfolgsicherem Eingreifen bietet. In dem Brief ist alles gesagt und dennoch nichts verraten. Die Million ist an einem noch unbestimmten Tag an einen noch unbestimmten Ort zu bringen — in einer noch nicht vorhandenen Kassette, die sich erst einstellen wird in der gebotenen Stunde. Und die romanhafte Übernahme des Kindes soll ebenso erfolgen, zu noch ungenannter Sekunde in einer noch ungenannten Straße. Das alles kann natürlich auch wieder maskierender Schwindel sein, Betäubungsparfüm, Verwirrungsrequisit. Es ist möglich, daß es sich weder um die Million, noch um das liebe Baby handelt, sondern um etwas wesentlich ernsteres, wovon in diesem Brief noch gar nicht die Rede ist. Immerhin liegt die Sache so, daß der Herr Baron, wenn er sich aus begreiflicher Sorge um sein kostbares Leben einschüchtern ließe — was natürlich ausgeschlossen ist — in der brenzlig werdenden Stunde ganz genau wissen wird, was er tun muß, um alles in der für den Gauner bequemsten Form zu erledigen. Aber die Polizei? Wann und wo sollen wir eingreifen? Alles dunkel! Das einzige, was wir in der Folge unternehmen können, ist eine strenge Überwachung des Herrn Barons, besonders an den beiden im Brief genannten Mementotagen, an denen der Herr Baron — merkwürdig! immer die gleiche Ziffer 7! — die aufmunternden

Todeswarnungen empfangen soll. Selbstverständlich muß die Zeit bis zum ersten dieser zwei Tage — wir haben bis zum 7. November noch mehr als eine Woche — nach Möglichkeit benützt werden. Das Verhör des Sekretärs und des Maschinenfräuleins ist noch heute notwendig. Sofort! Können Herr Baron mich ins Palais mitnehmen? Ja? Dann will ich schnell hinauf in die photographische Abteilung." Apfelbeck verwahrte den Gaunerbrief. „Dieses Dokument muß für die Schreibsachverständigen von beiden Seiten in starker Vergrößerung kopiert werden. Binnen fünf Minuten bin ich bereit." Als der Kommissär sich verneigte, bemerkte er einen Augenwink der Exzellenz.

Kaum war Apfelbeck draußen, so erschien der schafwollsanfte Bürodiener Schwimmbacher und sagte mild: „Exlenz, i hab den Herrn Polizeirat Haslinger ummigwiesen in der Exlenz ihr Privatstüberl. Er hat's a bißl dringend gmacht." Ein Bückling, und der taktvolle Mann verschwand. „Nicht wahr, Baron," sagte der Präsident, „Sie entschuldigen mich einen Moment?" Er entfernte sich durch eine gepolsterte Doppeltür. Als er das kleine Nebenzimmer betrat, erschien von der anderen Seite nicht der Polizeirat Haslinger, sondern der Kommissär Apfelbeck. Freundlich nickte die Exzellenz ihm zu. „Ich bin mit Ihnen zufrieden."

Eine fröhliche Verneigung.

„Aber haben Sie da nicht ein bißchen dick aufgetragen?"

„Ja und nein, Exlenz! Ja, weil es dringend

notwendig ist, daß der Herr Baron sich im Interesse eines glücklichen Erfolges möglichst gehorsam erweist, sich vor allem nicht so weit einschüchtern läßt, daß er ans Blechen denkt. Und nein — weil das wirklich einer der sonderbarsten Erpresserfälle zu sein scheint, die mir noch jemals untergekommen sind."

Der Präsident lächelte. „Na, gar so kopiös ist Ihre Erfahrung wohl noch nicht? Aber versuchen Sie Ihre junge Kraft! Wir wollen den guten Baron und stadtbekannten Wohltäter so rasch wie möglich aus dieser scheußlichen Zwickmühle erlösen. Einige Sorge macht mir Ihre kurze Dienstzeit. Reicht denn Ihre Personalkenntnis aus? Ich möchte da eine kleine Probe sehen. Was könnten Sie dem Geheimarchiv über die Leidensperson dieser dunklen Geschichte in delikater Weise anvertrauen?"

„Johannes Freiherr von Siebenreut, ich schätze 52 Jahre, geboren zu Augsburg, das Datum wird sich nachschlagen lassen, Rentner, dessen Millionen im Mund der Leute eine wesentlich höhere Ziffer aufweisen als in der Steuerliste, katholisch, verheiratet, zuständig in München, wohnhaft Arcisstraße. Der Großvater betrieb in Augsburg eine mechanische Werkstätte, die sich rasch erweiterte. Er begann Lokomotiven und eiserne Brücken in großem Stil zu bauen. Der Vater war bereits Millionär, wurde geadelt, verwandelte sein Geschäft, bevor es rückwärts ging, noch rechtzeitig in eine Aktiengesellschaft und übersiedelte nach München, um dem Mißvergnügen der Augsburger Aktionäre zu entrinnen. Der einzige

Sprößling, Johannes, lernte wenig und genoß dafür um so ausgiebiger sein junges Leben, ist nun ein ruhiggewordener Rentner, hört es gerne, wenn er als Standesherr bezeichnet wird, liebt die wenig strapaziöse Fasanenjagd, hat östlich von Schleißheim eine Waldvilla, die seit vierzehn Jahren nur noch als Jagdhaus dient, doch früher auch zu anderen, durchaus nicht staatsgefährlichen Zwecken verwendet wurde. Man erzählt sich in München noch mancherlei von dieser Vergangenheit. Als der Faden des Lebensgenusses dünner wurde, nahm der Freiherr mit achtunddreißig Jahren eine junge Frau, eine geborene Baroneß von Eibensporn. Das Paar wirkte ungemein wohltätig. Trotzdem blieb die Ehe kinderlos. Das Leben des Ehemanns gilt als einwandfrei — böse Zungen sagen: mehr aus physischen Hemmungen als aus moralischer Festigkeit. Die Gemahlin, faute de mieux, hat harmlose Sensationen nötig. Völlig unmusikalisch, leidet sie an einer Schwäche für moderne Musik und wurde eine leidenschaftliche Straußianerin. Nach der ersten Aufführung der „Salome" wollte sie in ihrer Begeisterung den Gatten Johannes zurücktaufen auf den biblischen Namen Jochanaan. Das ließ sich der Freiherr nicht gefallen. Halbwegs entgegenkommend duldet er nur die letzte Silbe: Naan."

Schmunzelnd sagte die Exzellenz: „Nicht ganz polizeimäßig, doch ausreichend für den vorliegenden Zweck. Fahren Sie so fort, lieber Apfelbeck!"

Als der Präsident in den Salon trat, fand er den Freiherrn bei einer echauffierenden Zimmerwanderung,

deren Bewegungsformen an das Verhalten eines frisch eingefangenen Tigers im Käfig erinnerten. Das Erscheinen der Exzellenz wirkte dämpfend auf diesen Seelensturm. Ein Mann wie Siebenreut bleibt äußerlich vornehm, auch in den unerquicklichsten Lebenslagen. „Ich freue mich, lieber Baron, Sie so gefaßt zu finden!“ sagte die Exzellenz. „Liegt auch viel Beunruhigendes vor, so wiederhole ich doch, daß Friedrich der Große sagte: es kommt immer schlechter, als man hofft, und immer besser, als man fürchtet.“

Nach kurzem Gespräch der beiden Herrn erschien der Kommissär Apfelbeck, fertig zum Ausgang. „Wie wird das zu machen sein?“ fragte Naan. „Um acht Uhr hab ich Gäste, eine kleine Tafel zu zwölf Personen.“

Apfelbeck verbeugte sich. „Ich wollte ohnehin bitten, mit dem Sekretär und dem Maschinenfräulein allein bleiben zu können.“

„Gut. Hier ist der Schlüssel zu meinem Arbeitszimmer. Sie werden es finden, wie ich es verließ. Gehen wir! — Exlenz! Meinen wärmsten Dank für alle freundliche Fürsorge!“

Vor dem Polizeitor in der Weinstraße wartete das Coupé des Barons. Als Siebenreut eingestiegen war, sagte Apfelbeck: „Darf ich mich für eine Minute entschuldigt halten? Ich habe einem Schutzmann, der da drüben auf Wache steht, wichtige Mitteilungen zu machen.“ Die Straße war flink überschritten, und Apfelbeck verschwand in der engen, spärlich beleuchteten Schäfflergasse. Aus dem schwarzen Häuserschatten

löste sich eine zierliche Mädchengestalt, das Gesicht verschleiert, in einer Kleidung von erlesenem Geschmack, mit einem Hut, so reizend, daß man an Wiener oder Pariser Herkunft denken mußte. „Ach, Schatzkind," flüsterte Apfelbeck, „nun bist du umsonst gekommen, die Première fällt ins Wasser, ich bin dienstlich eingespannt."

Ein leiser Enttäuschungslaut, bei allem Kummer noch immer melodisch und von einschmeichelndem Klang.

„Gelt, Hannerl, das ist Pech. Aber weißt du, ein Glück ist auch dabei. Man hat mir heut einen herrlichen Fall zugewiesen. Jetzt kann ich zeigen, daß mein Gehirn nicht Bimsstein ist. Wenn's glückt, ist meine Beförderung sicher. Und dann —" Eine temperamentvolle Umarmung und ein Kuß, der die von Baron Siebenreut bewilligte „Minute" wesentlich überschritt.

Als Apfelbeck in das freiherrliche Coupé schlüpfte, sagte er mit würdevollem Ernst: „So, Herr Baron! Alles Amtliche ist erledigt. Nun steh ich Ihnen ganz zu Gebot. Den Kerl wollen wir bald haben."

Kapitel III

Die Diners der Baronin Siebenreut waren berühmt durch ihre stilvolle Gediegenheit. Man glaubte an einem feinbürgerlichen, jeder Verschwendung entrückten Tisch zu sitzen und verschluckte dabei den Wert eines Hundertmarkscheines. Die runde Tafel weiß, blütenweiß; unauffällige, schöngeschliffene Gläser; Porzellan ohne Wappen, nur mit zartem Goldrand. Das Wappen derer von Eibensporn, die zurückreichten bis hinter die Kreuzzüge, wäre für Naan eine kränkende Rivalität gewesen, das Wappen der Siebenreut war für eine geborene Eibenspornin etwas ganz Unmögliches. Diesem Widerspruch entsprang die bürgerliche Schlichtheit des Porzellans. In der Mitte der Tafel ein kleines Arrangement von Alpenveilchen in flacher Kristallschale. Die Baronin selbst sah wie ein Teil dieser Tafel aus: weiß, blütenweiß, außer schönen Ringen kein auffälliger Schmuck, nur ein zartes Halsband aus blaßroten, ins Bläuliche schimmernden Rubinen; dazu ein Alpenveilchentuff an der unvordringlichen Brust. War die Freifrau noch Zwanzig oder schon über Vierzig? Man wußte nur, daß sie seit dreizehn Jahren vermählt war. Mutter werden macht alt; darum sah Baronin Lilli so jugendlich aus; die Unbegnadeten werden getröstet durch den Anschein dauernder Frische; doch immer kühler werden sie. Frau Lilli war, wenn auch keine schöne, doch eine

hübsche, fast graziöse Frau. Viele nannten sie, nicht ganz mit Unrecht, ein Bild ohne Gnade. Dennoch war sie nicht ohne Temperament, war eine Freundin von psychischen Zuständen, die nahe heranreichten an den Begriff des Exaltierten. Bei solchen „innerlichen Erhebungen" — wie sie das nannte — war niemals ihr Blut beteiligt, immer nur der etwas verwirrte Verstand. Wenn sie so lebhaft sprach, wie eben jetzt über die Sinfonia domestica, kamen die lichtblauen Augen zu einer schwärmerischen Leuchtkraft; doch niemals färbte ein wärmeres Rot die zart gepuderten Wangen, und niemals löste sich auch nur ein einziges Härchen der bernsteinblonden Frisur, die gleich einer festen Sache den schmalformigen Frauenkopf umschnörkelte. Ohne Weltkind zu sein, hatte sie links und rechts einen musikalischen Propheten als Tischnachbar und parlierte so andauernd, daß sie keine Sekunde übrig hatte, um das unfrohe Wesen ihres Gatten zu gewahren.

Naan lächelte kompliziert und war nicht gesprächslustig, obwohl er zur Rechten in Frau Minna von Dollmann eine überaus muntere, zur Linken in einer jungen Pianistin eine sehr schöne Tischnachbarin hatte. Die übrigen Gäste, mit Ausnahme des „Intimsten der Intimen", standen dem Haus nicht so nahe, um die befremdende Wandlung im Wesen des sonst so heiteren Hausherrn als auffällig zu empfinden. Nur Bankdirektor von Dollmann — ein Sechsunddreißigjähriger, der in seiner schlanken Erscheinung mit dem klugen, fröhlichen Kopf etwas Künstlerhaftes hatte —

schien beobachtet zu haben, daß mit seinem Freunde Naan was Sonderbares los war. Während der animierten Konversation, die Dollmann mit seinen beiden Tischnachbarinnen führte, warf er immer wieder einen studierenden Blick auf den Freiherrn und ließ unter dem Knacken der kalifornischen Erdnüsse den Augentelegraph zu seiner heiteren Minna hinüberdepeschieren: „Merkst du nicht, daß Naan heute so wunderlich ist? Suche doch herauszubringen, was er hat!"

Frau Dollmann kapierte gleich und wollte den diplomatischen Auftrag ihres Mannes mit Eifer erledigen. Aus zwei Gründen geschah dies ohne Erfolg. Als Naan bemerkte, daß man ihm auf den Zahn zu fühlen versuchte, rückte er sich energisch zusammen und wandte sich galant an die junge Pianistin, um mit ihr ein pikantes Wortgefecht über die Reisegefahren junger Künstlerinnen zu führen. Und ehe Frau von Dollmann wieder in die Lage kam, der freundschaftlichen Sorge ihres Gatten weiter zu dienen, hob Baronin Lilli die Tafel auf, um — wie sie sagte — edleren Genüssen entgegenzufliegen. Am Arm ihres Tischherrn schritt sie würdevoll in den anstoßenden Raum, wo zuerst der Schwarze serviert wurde, ehe die „höheren Sphären erklingen" durften.

Beim Mahlzeitwünschen fand Dollmann Gelegenheit zu der Frage: „Naan? Du bist anders als sonst. Hat dich etwas verstimmt?"

„Mich? Gott bewahre."

Heiter sagte Dollmann: „Schwindle nicht, guter Naan! Du bist ein Spiegelberg, den ich kenne. Auf

zehn Meilen seh ich dir's an, daß dir was Unerquickliches über die Leber gelaufen ist. Heraus damit! Vertrauen entlastet die kummervollen Gemüter."

„Na ja, geschäftliche Verdrießlichkeiten — aber du weißt doch selbst am besten, was los ist auf der Börse. Dieses Nachlassen der englischen Valuta ist mir rätselhaft."

Lachend erwiderte Dollmann: „Sei nicht so undeutsch, guter Naan! Solch einer erquicklichen Erscheinung gegenüber drückt man sich anders aus. Da sagt man: das wachsende Ansehen der deutschen Mark ist so begründet wie erfreulich. Gott soll uns Deutsche vor einer Zeit bewahren, in der die Mark heruntersauft und der Sterling in die Höhe schnellt."

Das Gespräch der beiden wurde unterbrochen durch einen Akkord des Flügels, durch die Stimmtöne einer Geige. Dann erklang das Adagio sostenuto von Beethovens Kreutzersonate. Naan — um Mißverständnissen vorzubeugen, wie sie ihm leicht widerfuhren — neigte sich über den Fauteuil seiner in Verzückung lauschenden Gemahlin: „Was spielt man da?"

Baronin Lilli sandte einen mißbilligenden Blick zu ihm hinauf, erbarmte sich aber doch seiner musikalischen Ignoranz und flüsterte: „Natürlich eine berühmte Violinsonate von Meister Strauß. Was denn sonst? In meinem Hause!"

Der Freiherr biß die Zähne übereinander. Er haßte diesen Genialen, um dessentwillen er Naan heißen mußte für Lebenszeit. Mit verschränkten Armen lehnte er sich gegen den Türpfosten. Die Gedankenbilder,

zu denen sich die herrlichen Klänge in Naans Gehirn verwandelten, waren ein Gewimmel von blaßgrünlichen Gaunergesichtern und dunkelblauen Polizeigestalten, von grellen Revolverblitzen und kleinen Giftschächtelchen, jedes mit der maskierenden Aufschrift: Doppeltkohlensaures Natron. Während des heißpulsierenden Prestosatzes hatte Naan immer die gleiche Vorstellung: wie drüben auf dem Smyrnateppich seines Arbeitszimmers der Kommissär Apfelbeck, schlangenhaft verlängert, zwischen allen Ecken umherkroch und mit einer Blendlaterne unter die Schränke leuchtete. Dann kam eine Sensation, die bei den Klängen der Kreutzersonate wohl zum erstenmal in einem lauschenden Menschen erwachte: er sah ein bleiches, hektisches Kindergesicht, sah ein schwarzes, fürchterliches Loch in seiner eisernen Kasse und fühlte, daß ihm der kalte Angstschweiß aus allen Poren brach. Nun zuckte er schreckhaft zusammen. Vor ihm stand der alte Kammerdiener, den Frau Lilli Pieter nannte, weil er Peter hieß. Naan begriff sofort. Auf den Fußspitzen ging er davon. Drüben in seinem Studio, während das Andante con variazioni leise durch die Mauer herüberträumte, fand er den sehr verdrießlichen Kommissär Apfelbeck gegen den Schreibtisch gelehnt. Das sah nicht napoleonisch aus. Auf Apfelbecks Stirne — nach allen Seligkeitshoffnungen dieses gnadenreichen Abends — düsterten die Schatten einer verlorenen Schlacht. „Das Resultat meiner Arbeit ist Null. Von einem Haken, an den man sich anhängen könnte, gar nicht zu reden. Aber auch kein Häkchen! Nicht das winzigste. Ich sehe

mich — so viel auch dagegen spricht — zu der Annahme gezwungen, daß wir es mit dem verschlagensten Gauner der Welt zu tun haben."

„Eine nette Suppe!" stammelte Siebenreut mit entfärbter Glitzerstirne.

„Einiges konnte wohl konstatiert werden: vor allem, daß der Kammerdiener ebenso schuldlos ist wie das Tippfräulein und der Sekretär. Hier im Zimmer ist der Umtausch der Briefe nicht geschehen. Das ist ausgeschlossen. Er kann nur geschehen sein im Büro, während der Sekretär bei hellster Beleuchtung auf seinem Sessel saß und die Briefe bei offenen Augen vor sich hatte. Das zu denken, ist völlig sinnlos. Dennoch kann es nicht anders sein — oder man müßte an ein Wunder denken, an ein unsichtbares Gespenst, das seine Unsichtbarkeit auch auf einen Briefbogen erstrecken kann. Wie es geschah, werden wir erst erfahren, wenn wir den Gauner haben. Und fassen werde ich ihn. Ich will mir Tag und Nacht keine Ruhe gönnen, bis ich den mysteriösen Kerl beim Kragen erwische."

Siebenreut tat einen Atemzug der Erleichterung und reichte dem Kommissär die Hand. „Herr Apfelbeck! Gott sei Dank! Sie sind der Mann, den ich nötig hatte."

„Es sind nun einige Dinge zu besprechen."

„Eine Zigarre gefällig? Da schwatzt man leichter."

„Leicht? Herr Baron, das ist eine harte Nuß! Aber ich werde die nötigen Eisenzähne dafür aufbringen. Klar ist mir bis jetzt das eine: daß die

acht Bittstellerinnen und Bittsteller, die schon mehrfach ins Büro kamen, von jedem Verdacht eines Erpressungsversuches auszuschließen sind."

„Aber —" warf der konsternierte Freiherr ein, „wer soll es denn dann gewesen sein?"

„Dieses geniale Luder von einem Gauner in der Maske eines Bittstellers. Ich werde die ganze Nacht in München herumsausen, die acht Hilfeflehenden aus den Federn holen und den einen feststellen, der heute nicht im Büro war, sondern ein Alibi nachweisen kann. Dann haben wir die Maske, haben eine Fährte. Das wird weiterhelfen. Inzwischen übernehme ich durch die verläßlichste Überwachung, mit der ich bei Tag und Nacht das Palais umgeben werde, jede Verantwortung für die Unverletzlichkeit des Herrn Barons."

„Halten Sie denn die Sache für so gefährlich?"

„Man muß wachsam sein. Dazu hab ich Hilfe nötig, muß immer zwei verläßliche Augen hier im Haus haben. Herr Baron? Bedarf der alte Kammerdiener da draußen nicht einer flinkbeinigen Unterstützung?"

Gleich verstand der Freiherr. „Das wäre zu machen."

„Ich habe einen jungen Vertrauten, der in der Lakaienbranche erfahren ist, sich tadellos benimmt und gut französisch parliert."

„Englisch wäre mir lieber."

Apfelbeck lächelte auf eine eigentümlich glückliche Art. „Das lerne ich eben erst."

Naan rundete die Augen. „Ich begreife nicht —"

„Der junge — sagen wir: Hippolyt Forain — hat äußerlich einige Ähnlichkeit mit mir in Figur und Kopfform; er macht auch gut meine Bewegungen nach; und ich imitiere täuschend sein nasales Französisch. Es wird zuweilen nötig sein, daß ich ihn hier im Haus für einige Stunden ersetze — ich denke vor allem an den 7. November und 7. Dezember. Hab ich die gleiche Livree — Herr Baron können paarweise bestellen — so brauche ich nur die Frisur zu ändern, mir ein schwarzes Schnurrbärtchen aufzukleben, und der Pseudo-Hippolyt ist fertig."

Naan brachte ein halbes Lachen zuwege. „Da bin ich neugierig, ob ich Hippolyt und Hippolyt unterscheiden werde." Er schrieb ein paar Worte auf eine Visitenkarte. „Mit dieser Zeile soll Ihr Mann sich morgen melden! — Also Englisch lernen Sie erst? Haben Sie denn bei Ihrer aufreibenden Tätigkeit noch Zeit dazu?"

„Ja, Herr Baron! Gott sei Dank!" Apfelbecks Augen leuchteten. „Täglich nehme ich zwei Stunden. Hab ich am Tag keine Zeit dazu, so geh ich am Abend mit meiner Lehrmeisterin in ein Konzert oder ins Hoftheater."

„Mit einer englischen Gouvernante? Sehr amüsant muß das nicht sein."

„Doch, Herr Baron!" Apfelbeck strahlte vor Vergnügen. Dann ein rascher Wandel zum Ernst. „Aber jetzt noch eine sehr, sehr delikate Frage. Sie wissen: Polizeiohren haben Eingangstürchen zum Gehirn, aber keinen Durchgang nach der Zunge. Was Sie mir

sagen, bleibt verschlossen in mir, wie die Fliege im Bernstein. Den müßte man zerschlagen."

„Gut! Fragen Sie!"

„Daß der Gauner eine Million verlangt, ist durch Zusammenhänge motiviert. Das Sprichwort behauptet: Wo Tauben sitzen, fliegen Tauben zu. Unser Gauner sagt: Wo Goldfinken pfeifen, kann einer wegfliegen. Das hat Logik. Unleugbar! Von mir hat noch nie einer eine Million verlangt. Da käme er schon mit tausend Mark zu kurz. Wäre solch ein logischer Zusammenhang in allem übrigen vorhanden, dann wäre auch die Sache mit dem Kind begreiflicher — oder besser gesagt: faßbarer. — Herr Baron? Gibt es einen solchen Zusammenhang?"

„Nein! Nicht im geringsten."

Apfelbeck schwieg enttäuscht. Dann lächelte er: „Aber — — tempi passati? Sie sehen, ich spreche auch italienisch. Bin ich im Englischen all right, so lerne ich Russisch — bei einem Anarchisten. Den führ ich natürlich nicht ins Hoftheater."

Nach einer unwilligen Bewegung kam Siebenreut wieder in freundliche Laune. „Apfelbeck, Sie sind ein netter Kerl! Diese drollige Bemerkung haben Sie doch nur gemacht, um das Unerquickliche Ihrer Frage zu verzuckern. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich muß es haben, wenn ich meine bösgestörte Ruhe wieder finden will. Aber haben Sie denn in München noch nie was klatschen hören über mich?"

„Nie, Herr Baron!" beteuerte Apfelbeck.

„Sonderbar! Ich habe doch schon mehrmals die

Erfahrung gemacht, daß die für alle Wohltaten so vergeßlichen Menschen für solche Dinge ein fabelhaftes Gedächtnis besitzen. Na also — um kurz zu sein: vor etwa dreiundzwanzig Jahren hatte eine junge Tänzerin Veranlassung, ein freudiges Ereignis, dem sie entgegensah, mit mir in — wie sagten Sie? — in logischen Zusammenhang zu bringen. Man teilte mir später mit: eine Tochter. Die Sache wurde selbstverständlich —"

„— in vornehmster Weise geregelt!" ergänzte Apfelbeck mit wunderlich trockenem Ton. „Und — leben die junge und die jüngere Dame hier in München?"

„Nein. Sie sind damals von hier fortgezogen. Mehrere Jahre später, vor meiner Vermählung, wollte ich die Zukunft der jüngeren Dame noch weiterhin sicherstellen. Jede Nachfrage blieb erfolglos. Verschollen. Ein hartes Wort. Ein Wort, das ein Vorwurf ist."

Apfelbeck war ernst geworden und schwieg. In seinen Gedanken mußte er wieder eine Vermutung beiseite schieben. Eine zweiundzwanzigjährige Dame konnte nicht das „herzige Kindchen" sein, das der Gauner als Äquivalent für die Million durch das Coupéfenster des Freiherrn bugsieren wollte.

In merklicher Verstimmung erhob sich Naan. „Haben Sie sonst noch eine Frage zu stellen?"

„Eine, von der ich weiß, daß sie undelikat ist. Verschwiegen kann sie nicht werden. Und ein Mißverständnis von seiten des Herrn Barons glaube ich nicht befürchten zu müssen."

Siebenreut sah dem jungen Kommissär in die klaren, redlichen, wenn auch ein bißchen verschmitzten Augen. Er wurde ruhiger. „Also?"

„Herr Baron sind ja mit den bayrischen Finanzverhältnissen reichlich vertraut. Soll ich die Nachforschungen so betreiben, wie es der Münchener Polizeietat gestattet?"

„Um Gottes willen!" fuhr der Freiherr erschrocken auf. „Da würden Sie keine Grille aus ihrem Loch herauskitzeln. Ich sage Ihnen offen, daß mir für die Erlösung aus dieser abscheulichen Geschichte kein Aufwand zu hoch ist. Überdies wünsche ich, daß meine Frau außerhalb jeder Beunruhigung bleiben möchte. Verstehen Sie?"

„Das habe ich als primäre Grundbedingung angenommen."

„Ich danke Ihnen. Daß ich leide, genügt. Um Sie bei der Arbeit in keiner Weise behindert zu wissen, werde ich Ihnen bei der Deutschen Bank ein Konto eröffnen. Die Verrechnungen bitte ich mit meinem Sekretär zu erledigen. Außerdem bestimme ich für die Klärung dieser dunklen Abscheulichkeit eine Prämie von 50000 Mark — das Doppelte bei Einsparung der Million." Naan fügte vornehm bei: „Es sind nur die für den Finder üblichen zehn Prozent."

Nach dieser Unterredung stürmte Apfelbeck mit einem Herzen, das ihm heraufhämmerte bis zum Hals, in die kühle Oktobernacht hinaus. Nach wenigen Schritten blieb er stehen und betrachtete äußerst aufmerksam ein kleines bescheidenes Gartenhaus, das dem

Palais Siebenreut schief gegenüber lag und dunkle Fenster hatte. Dann schoß er davon. Eine Viertelstunde rannte er planlos durch die Gassen, immer den frohen Schrei in der Seele: „Unser Glück! Unser Glück! Unser Glück!“ Dann wurde er ruhiger und fing zu denken an. In einem Restaurant verschlang er ein paar Bissen, stürzte ein Glas Wein hinunter, sprang in ein Auto, begann von Vorstadt zu Vorstadt umherzurasen und blieb bei seiner glückverheißenden Arbeit bis zum Morgen. Er war nicht der einzige, den in dieser Nacht das Kind und die Million nicht schlafen ließen. Außer acht mehr oder minder notleidenden Menschen, die mitternächtig aus ihren Betten herausgeklopft wurden, hatte auch Freiherr von Siebenreut eine Anzahl schlafloser Stunden. Wenn er ein bißchen einnickte, quälten ihn jagende Träume, in denen der Kommissär Apfelbeck eine heldenhafte Rolle spielte und zahlreiche Revolverpatronen verschoß, die meisten in der Nähe eines hohlen Baumes. In Wahrheit hatte Apfelbeck bei seiner rasenden, immer wieder durch Stationen unterbrochenen Autofahrt gar keinen Revolver bei sich, nur so eine kleine, handliche Sache aus halbhartem Gummi, die, wie er mit einem Anklang an den heimischen Dialekt zu sagen pflegte, „gut für ein freches Naserl“ ist. In München ist die Suche nach einem Gauner nicht so gefährlich wie in Paris, Berlin oder London. Allerdings auch nicht so ergiebig. Und sollte es in München jemals zu Revolution und Aufruhr kommen, so wird auch das mit relativer Gemütlichkeit verlaufen, besonders, wenn die roten

Tage in den Herbst fallen, nicht in die Frühlingszeit, in der die sinnverwirrende Quelle vom heiligen Salvator sprudelt. Nur zwischen März und Mai, in der turbulenten Bockzeitperiode, könnte die Münchner Gemütlichkeit sich in gefährlichen Wahnsinn verwandeln, sei es, weil die Isarathener an Starkbier zu viel oder, was noch verhängnisvoller wäre, zu wenig verschluckten.

Um neun Uhr morgens traf Apfelbeck erschöpft und wütend in seiner Polizeistube ein, legte sich für eine halbe Stunde aufs lederne Sofa und schrieb vor Beginn der neuen Arbeit ein Beruhigungszettelchen an seine Mutter, dann einen kleinen Brief: „Sehr geehrtes Fräulein! Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich auch heute dienstlich verhindert bin, zur englischen Stunde zu erscheinen. Indem ich bitte, mich Ihrem Herrn Vater in Verehrung zu empfehlen, zeichne ich hochachtungsvollst — Ihr ergebener Max Apfelbeck." Der Name hatte keinen Schnörkel, hatte aber als Anhängsel einen Buchstaben, der völlig überflüssig erschien und dennoch das Wichtigste des ganzen Briefes war. Für den Unkundigen sah dieses Geheimzeichen aus wie ein X — mit eingeweihten Augen betrachtet, waren es zwei Lippenpaare, die sich so zärtlich, wie andauernd küßten. Für den Begriff der ewigen Liebe und unzerreißbaren Treue läßt sich kein Symbol ersinnen, so vielsagend wie dieser entzückende Buchstabe. Schon eine solche Entdeckung für sich allein hätte bewiesen, daß Max Apfelbeck ein junger Mann von großer Begabung war. Bei der Niederschrift der Adresse machte er einen neuen Fund, der wohl einiger-

maßen vorbereitet war durch die gespannte Aufmerksamkeit, mit der er nach seiner Tätigkeit im Palais Siebenreut ein kleines, bescheidenes Gartenhaus betrachtet hatte. Die Adresse lautete: „An Fräulein Hanna von Scherming, Arcisstraße 7/III."

War es nicht wie ein flammender Zukunftsweiser, daß diese wertvolle Adresse zufällig zwei von den vier Merkziffern des mysteriösen Expresserbriefes enthielt? Und lag nicht das kleine bescheidene Gartenhaus dem Palais des Freiherrn von Siebenreut schief gegenüber? Konnte man da nicht täglich vier, sechs, acht, zehn englische Stunden nehmen und immer beobachten? Wollte man sich unbemerkt entfernen, so konnte man durch den Hintergarten und einen Häuserdurchgang in die Parallelstraße gelangen. Eine herrliche Hilfe! Und man konnte sie noch viel herrlicher ausbauen. Apfelbeck klingelte. Eine Tippmamsell erschien. Mit Verwendung eines Direktorialbogens mußte sie schreiben:

„München, den 28. Oktober.

Herrn Major von Scherming,

Arcisstraße 7/III.

Streng vertraulich!

Hochverehrter Herr Major!

Kommissär Max Apfelbeck hat amtlich zur Kenntnis gegeben, daß er in Ihrem Hause englischen Unterricht genießt. Rascheste Fortschritte wären aus dienstlichen Gründen zu wünschen. Einem täglich mehrstündigen Unterricht steht die Schwierigkeit entgegen, daß Kommissär Apfelbeck in Ihrem entlegenen Hause für dringende Amtsmitteilungen schwer erreichbar ist. Aus

diesem Grunde richtet das Polizeipräsidium an Euer Hochwohlgeboren das höfliche Ersuchen, die Anbringung einer Telephonstelle in der Wohnung Euer Hochwohlgeboren gütigst zu gestatten, unter der Voraussetzung, daß alle Kosten amtlich übernommen werden und die Telephonstelle Euer Hochwohlgeboren jederzeit für Privatgespräche zur Verfügung steht. Die Genehmigung Euer Hochwohlgeboren vorausgesetzt, wird die Anbringung des Apparates morgen nachmittags erfolgen. Um während der Arbeit des Elektrikers den Unterricht für morgen nicht ausfallen zu lassen, ersucht Kommissär Apfelbeck um Erteilung der ersehnten Lektion von 3—6 Uhr bei seiner Mutter, Frau Offizial Apfelbeck, Schäfflergasse 4.

Das Polizeipräsidium X"

Mit diesem Amtsschreiben stürmte Kommissär Apfelbeck zum Präsidialbüro und bekreuzte sich vor der mit schwarzem Leder gepolsterten Doppeltür.

Die Exzellenz fragte ernst: „Nun? Gestern schon was erzielt?"

„Nicht viel, Exlenz! Das ist eine unglaublich dunkle Sache." An diese Einleitung knüpfte Apfelbeck einen flinken und klaren Bericht seiner ruhelosen Nachtarbeit, die so ergebnislos verlaufen war, wie die Untersuchung im Palais Siebenreut. Alle acht Bittsteller hatten persönlich, wirklich und leibhaftig, zwischen fünf und sechs Uhr abends bei Rappeiner vorgesprochen. Und keinem war der geniale, höchste Geschicklichkeit erfordernde Briefschwindel zuzutrauen. „Es bleibt also nur die Annahme, daß einer von ihnen lügt,

mit dem Gauner gemeinsame Arbeit macht, ihm die eigenen Kleider zur Verfügung stellte, und von ihm noch gestern abend über den äußerlichen Sachverlauf in Rappeiners Büro verständigt wurde, um ein eventuelles Verhör mit Glück übertauchen zu können."

Die Exzellenz schüttelte den Kopf. „Diese Hypothese erscheint mir nicht als talentvoll, Apfelbeck! Wenn Sie nichts Besseres finden —"

„Exlenz, ich habe bereits was Besseres." Die Augen des klugen Finders leuchteten. „Exlenz persönlich haben mir vor einiger Zeit den gütigen Rat erteilt, meine Sprachkenntnisse zu erweitern und Englisch zu lernen. Eine sehr gute Lerngelegenheit fand ich im Hause eines pensionierten österreichischen Majors von Scherming, Arcisstraße 7 — schräg gegenüber dem Palais Siebenreut — eine Beobachtungsstelle, wie ich sie mir jetzt nicht besser wünschen könnte. Haustor, Fenster und Garten des Palais sind prachtvoll zu überwachen. Leider hat der alte Herr kein Telephon. Ein Telephon muß mir aber für dringliche Amtsmitteilungen unbedingt zur Verfügung stehen. Wenn Exlenz die Güte haben wollten, zu unterfertigen, was ich da geschrieben habe —"

Als der Präsident gelesen hatte, sagte er anerkennend: „Lieber Apfelbeck! Sie sind d o ch ein begabter Mensch!" Er unterzeichnete, und hinter seinem Rücken bekreuzte sich ein Glücklicher. „Aber — was soll denn das da bedeuten?"

„Was, Exlenz?"

„Hinter dem Polizeipräsidium — das große X?"

Apfelbeck betrachtete das Blatt mit ernster Aufmerksamkeit. „Ein unrichtiger Griff der Tippmamsell."

„Das muß korrigiert werden."

„Selbstverständlich, Exlenz!"

„Also, guten Erfolg!"

Eine Minute später sauste ein Polizeiradler mit dem kleinen Brief, dem gesiegelten Amtsschreiben und einem großen unkorrigierten X durch die Weinstraße davon.

Kapitel IV

In einer gemütlichen Bürgerstube, deren Mobiliar an längstvergangene Zeiten erinnerte, saß Frau Offizial Apfelbeck nachmittags drei Uhr mit ihrer Häkelarbeit am Fenster, weil die hohen Mauerschächte der engen Schäfflergasse nur wenig Licht in das Zimmer hereinließen. Frau Apfelbeck hatte die klaren, flinken Augen des Sohnes. Häufig guckte sie beim Häkeln hinaus zu dem vor dem Fenster angebrachten Spiegel, in dem sich die Gasse bis hinüber zum Polizeigebäude übersehen ließ. Es war zu merken, daß Frau Apfelbeck auf jemand wartete, sehr sorgenvoll. Plötzlich streckte sie den Kopf und sah schärfer in den Spiegel. „Ui, was spaziert denn da für a feins Weiberl ins Haus eini?" Nach deiner Weile schrillte die Wohnungsklingel. „Dö wear doch net am End gar zu mir wollen?"

Draußen das tiefe Kürassierorgan der Köchin, dann eine aufgeregte Zwitscherstimme. Gleich darauf ein zartes Pochen an der Tür. „Herein!" Auf der Schwelle erschien was Junges und Reizvolles, unter jenem geschmackvollen Hütl, das im Abenddunkel der Schäfflergasse vor zwei Tagen einige Aufmerksamkeit beansprucht hatte.

Frau Apfelbeck erhob sich. „Mit wem hab ich die Ehr?"

Etwas beklommen kam die Antwort: „Ich bin die englische Lehrerin Ihres Herrn Sohnes."

„So so? D' Fräuln von Scherming san S'?" Der alten Frau huschte eine zarte Röte über das weiße Faltengesicht. „Da müssen S' aber gut Englisch können? Beim Lernen is er allweil anspruchsvoll, der Maxl! Aber warten S', Fräuln, i mach a bißl Licht. Da herinn haben wir's finster. No ja, der Maxl hat's halt von der Schäfflergassen kommod ins Büro. Was a Mutter is, hockt si für ihren Buben gern in d' Nacht eini." Sie ging zur Mauer und drehte das Elektrische auf. Eine Lichtwoge machte die alte Stube noch feiner und wärmer, als sie zuvor gewesen.

Schweigend standen die alte Frau und das junge Mädchen vor einander, alle beide ein bißchen verwirrt. Frau Apfelbeck schmunzelte zufrieden; sie konnte das Wohlgefallen nicht verbergen, das der Anblick des munteren, klugen Grübchengesichtes mit den schimmernden Schwarzaugen unter dem reichen Braunhaar in ihr erweckte. Und da kam's mit einem lautlosen Husch zu ihr hin. Zwei heiße Mädchenlippen brannten auf ihrer kühlen Hand. „Jesses, Fräuln!" stammelte Frau Apfelbeck erschrocken und sah für eine Weile nichts anderes als den schönen Hut und die schillernden Federn. „Geh, was machen S' denn da!"

Zwei feuchte frohe Augen hoben sich zu ihr: „Ich hab's tun müssen."

In ihrer Freude begann Frau Apfelbeck aufgeregt zu klagen: „Jesses, jesses, und jetz is er net dahoam, der Maxl! Hoffentli kommt er bald! Und daß S' net Zeitlang kriegen, trinken wir derweil a Tasserl

Kaffee, gelt ja?" Flink zur Tür hinüber. „Karlin!" rief die alte Frau in den Flur hinaus. „Jetzt mach aber an recht guten Kaffee! Heut muß er so gut sein, wie er allweil am Namenstag vom Maxl is! Gelt, Karlinerl?" Nach diesem zärtlichen Diminutiv klang draußen die Kürassierstimme: „Joooo!"

Frau Apfelbeck zog eine Kommodlade auf. „Mein bester Damast muß aussi, heut."

Hannerl hatte hurtig den Hut und die Jacke abgelegt und sah noch reizvoller und lieblicher aus. „Darf ich helfen?" Flink war sie bei der altertümlichen, mit hundert Sächelchen angeräumten Glaskredenz. „Die mit dem Goldrandl?"

„Gott bewahr! Die mit die Blümerln! Allweil 's Beste, heut. Aber weiß denn der Maxl, was ich für an lieben Besuch hab?"

Während Hannerl mit drei Tassen zum Tisch kam, erklärte sie den amtstelephonischen Zusammenhang der Dinge. In Frau Apfelbeck schien ein Mißtrauen zu erwachen. „So ebbes hätt 's Präsidi nauslassen? Hat er Eahna da net a bißl angschwindelt, der Maxl?"

Ein erschrockener Blick. Was eine Mutter sagt, muß man glauben, auch wenn das Vertrauen im Herzen wie ein Baum ist. „Tut er das gern? — Schwindeln?"

„A bißl a Schliffl is er schon. Dös verlangt halt sei' amtliche Stellung. Da heißt's oft: schlauer sein als wie a Spitzbua! Aber sonst — ah na — ich bin allweil zfrieden gwesen. Auf'n Maxl kann man sich schon verlassen. Aber junge Leut — da

weiß man doch — und 's Präsidi halt, 's Präsidi!" Für die Frau Offizialin einer vergangenen Zeit war dieses Wort eine große Pagode.

Beklommen sagte Hannerl: „Die Zuschrift war aber doch vom Präsidenten unterschrieben."

„Was? Unterschrieben war's?" In Frau Apfelbeck war alle Unruh erloschen. „Da fehlt nacher nix! Und wann er's befohlen hat, der Herr Präsident, da muß er doch kommen, der Maxl! Im Dienst is er allweil so viel gnau. Harte Zeiten muß er jetzt haben! Seit vorgestern hab ich vom Maxl kein Nasenspitzl nimmer gsehgn."

Mit großen Augen fragte Hannerl: „Haben Sie da nicht ein bisserl Angst?"

„Sorgen mach ich mir schon, no freili. Aber Angst? Ah na! So an Gauner gibt's doch net, daß er meim Buben was antun könnt."

„Das da?" Hannerl deutete auf eine Photographie, die in dünnem Goldrähmchen über dem Sopha hing. „Das ist er wohl als Einjähriger?"

„Ja! Seit Neujahr is er Oberleutnant in der Reserv. Und rechts davon hängt er als Studenterl. Links als Schulbübl."

Es dauerte lang, bis Hannerl sich von den drei kleinen Bildern über dem Sopha aufrichtete. Über ihnen hing, in einem schweren Eichenrahmen, eine lebensgroße, mit Ölfarbe übermalte Photographie, die einen breitschultrigen Mann mit festem Kopf darstellte, in dunkelblauer Beamtenuniform mit Goldstickerei am Kragen. „Der Herr Offizial? Nicht wahr?"

„Der Meinige, ja!“ Was war nur an den drei kleinen Worten, daß sie in Hannerl eine Empfindung hervorriefen, die sich mischte aus tiefer Erschütterung und träumender Freude. „Aber kommen S', Fräuln, setzen S' Eahna her zu mir! Plauschen wir halt a bißl. Lang kann der Maxl nimmer ausbleiben.“

Die beiden saßen am weißen Tisch mit den geblümten Feiertagstassen und sahen einander lächelnd an. Von Hannerls hübscher, ein bißchen koketter Frisur guckte Frau Apfelbeck hinüber zu dem eleganten Hut mit den schillerigen Federn. „Tragt denn dös Englische so viel, daß ma si so a kostspieligs Hütl kaufen kann?“

„Den Hut hab ich mir selber aufgesteckt. Die Federn sind von einem Fasan, den Papa einmal geschossen hat.“

Ein freudiger Blick der alten Frau. „Sö san a Wienerin, gelt? Dö haben gschickte Handerln. Dös hab i oft schon sagen hören: Die Wiener Mannsbilder san unzuverlässige Luftikusser —“

„Nicht alle.“

Frau Apfelbeck sprach weiter, ohne sich unterbrechen zu lassen: „Aber die richtigen Wiener Frauerln, die sind, wie man sein soll.“ Sie beugte sich gegen das Mädchen hin, und ihre Stimme wurde leis. „So viel hat er mir schon verzählt von Ihnen. Haben S' ihn gern, mein' Maxl?“

Hannerls frohe Augen wurden ernst. „Auf Biegen und Brechen.“

Frau Apfelbeck wollte die Arme strecken, beugte

aber plötzlich den grauen Kopf und preßte das Gesicht in die zitternden Hände.

„Ach!" Das war ein leiser Laut. Dann die herzliche Frage: „Frauerl, was haben Sie denn?"

„Harte Zeiten hab i durchmachen müssen. Allweil hab i standghalten. Und jetzt bin i schwach — weil 's liebe Glück vor der Haustür steht."

Ein tiefer Seufzer. „Wenn's nur schon bald hereinkäm!"

Die alte Frau hob in Unruh das Gesicht. „Warum kommt's net eini? Wo fehlt's denn da?"

„Ich kann den Vater nicht allein lassen. Wir haben unser Auskommen nur, weil ich verdiene."

„Da müßt halt der Herr Vater mitkommen, net?"

Hannerl schüttelte den Kopf. „Das würde er nicht tun, so lang er denken müßte, daß es unter Sorgen geschieht."

„Was meint denn der Maxl dazu?"

„Der sagt: Wie darf ich denn reden mit deinem Vater? Ich bin nichts, und ich hab nichts." Ein Kummerblick, der halb auch ein glückliches Lachen war. „Und ich hab noch viel weniger. Da passen wir gut zusammen."

Das schien Frau Apfelbeck nicht ganz zu begreifen. „A bißl ebbes haben doch die Vonnigen allweil."

Hannerl lachte herzlich über diese wunderliche Adelsbezeichnung. „Drei überflüssige Buchstaben hat man vor dem Namen und einen Zaun vor dem Glück! Das ist alles."

„No no, a bißl a Fumm auf so ebbes is allweil

dabei. Da kommt's Eahna vielleicht amal hart an, wann S' Frau Apfelbeck heißen müssen."

Der Schelm blitzte in den schwarzen Augen. „Natürlich, so hart, daß ich es gar nimmer erwarten kann." Wieder das glückliche Lachen. „Wenn ich die Augen zumach und sage mir das so vor — Frau Hannerl Apfelbeck — dann seh ich immer einen großen, prachtvollen Obstgarten mit tausend Rotbackigen. So kommt's auch. Da glaub ich dran. Jetzt hat doch der Maxl den herrlichen Fall, wo er sein Glück dabei machen kann."

„Soooo?" Die Frau Offizialin schien eine kleine Anlage zur Eifersucht zu haben. „Mir sagt er so was net, da heißt's allweil: Amtsgheimnis."

Rasch beteuerte Hannerl: „Mehr hat er mir auch nicht gesagt, bloß das einzige Wörtl: Glück. Da weiß man doch alles."

Frau Apfelbeck zuckte vom Sessel auf: „Jetzt kommt er!"

Wie ein Rumpelwetter fuhr es draußen über die steile Holztreppe herauf, ein Schlüsselgerappel, und wie ein Sturm in die Stube. „Hannerl!" Schon hatten sich die beiden um den Hals.

„Schau," sagte Frau Apfelbeck, „jetzt woaß i doch aa, wie ma 's Englische lernt. Derweil i jung war, hat man 's Deutsche so trieben."

Die zwei in ihr Glück Versunkenen hatten keine Augen dafür, daß die alte Frau mit der geblümten Kaffeekanne und dem Rahmkänndl aus der Stube verschwand.

Nach der Freude des Sichwiederhabens kam für

Hannerl eine schwere Bestürzung, verursacht durch das Aussehen ihres Zöglings im Englischen. Sein Gesicht war müd und abgehetzt, unter dem zerwirrten Braunhaar waren die heißen Augen von bläulichen Ringen umzogen, und nur die Freude des Augenblicks dämpfte die gallige Erregung, die in ihm zu wühlen schien. „Du?“ fragte Hannerl erschrocken. „Wie siehst du denn aus?“

„Wie einer aussehen muß nach zwei solchen Tagen und Nächten! Eine Hetzerei, wie sie eine arme Seel vor dem Teufel hat! Zwei Nächt ohne Schlaf. Eine Gehirnarbeit, daß mir die Ohren sausen! Und alles umsonst! Alles wie verhext! So ein Saupech, so ein gottverwünschtes!“

Zu diesem drastischen Stoßseufzer hatte Apfelbeck begründete Veranlassung. Die genaueste Überwachung der acht Hilfesuchenden hatte seit dreißig Stunden nicht die leiseste Fährte ergeben. Die geheimnisvolle Sache, statt sich aufzuhellen, wurde immer dunkler. Eine Nachfrage bei den fünf Herren, die außerhalb jedes Verdachtes standen, war unerläßlich geworden — der Gauner konnte auch in gesellschaftlicher Maske bei Rappeiner erschienen sein. Die notwendige Erkundung, obwohl von Apfelbeck in delikatester Weise unternommen, zeitigte ein mehr als mißliebiges Resultat. Der junge Kaplan und Vorstand des katholischen Gesellenvereins bekam einen Weinkrampf. Professor Breyer war derart entrüstet, daß er sofort seinen Austritt aus dem Wohltätigkeitskomitee der Baronin erklärte. Herr von Dollmann, nach der ersten Ver-

blüffung, mußte fürchterlich lachen, nahm die Sache heiter und frozelte den inquirierenden Kommissär, daß Apfelbeck nahe daran war, seine geduldigen Nerven zu verlieren. Der Magistratsrat Niedermeyer wurde so kotzengrob, wie es nur ein Münchner in dem Bewußtsein werden kann, daß man ihm „d' Ehr verunscheniert". Graf Heideck hingegen blieb vornehm, fragte kühl, ob die Exzellenz von dieser Vernehmung Kenntnis hätte, beantwortete nach Bejahung dieser Tatsache ruhig alle an ihn gestellten Fragen und schickte, als ihn Apfelbeck verlassen hatte, dem Polizeipräsidenten eine Pistolenforderung. Es bedurfte der persönlichen Intervention des Justizministers, um den Konflikt in friedlicher Weise beizulegen.

Jetzt eben hatte die schwerverstimmte Exzellenz den Kommissär mit den Worten verabschiedet: „Mein guter Apfelbeck! Wenn Sie es weiterhin nicht talentvoller machen —" Den Nachsatz hatte der Präsident für sich behalten. Nur durch den Gedanken, sein Hannerl daheim bei der Mutter zu finden, war Apfelbeck vor einem Verzweiflungsanfall behütet worden. Natürlich sprach er von diesen Dingen keine Silbe, sondern sagte nur, daß man hinter einem Gauner her wäre, der allen Scharfsinn der Polizeigehirne zu Schanden mache.

Hannerls schwerste Sorge war beruhigt. „Gott sei Dank, weil es nur das ist! Deswegen braucht ein anständiger Mensch nicht seine Gesundheit kaput zu machen. Es ist doch schon öfters dagewesen, daß man so einen Haderlumpen nicht erwischt hat. Bei uns in Wien ist das fast immer so."

„Wenn ich dir aber anvertraue, daß ich, sobald ich den Kerl beim Kragen habe, noch in der gleichen Stunde zu deinem Vater gehen und sagen kann: Herr Major, jetzt hab ich Vermögen und Carriere, ich hab Ihr liebes Mädel fürs Leben gern und kann heiraten in vier Wochen!"

Nun hatte die Sache für Hannerl ein wesentlich anderes Gesicht. Ihr hübscher Mund wurde streng, und die Schwarzaugen blitzten. „Du? Maxl? Kann ich dir denn da nicht helfen?"

Er fand ein glückliches Lachen. „Ach, geh doch, du liebes Kerlchen! Was dir einfällt!"

„Warum nicht? Ich spring für unser Glück durch Wasser und Feuer. Schneid hab ich wie ein Bub, hab gute Augen, hab Ohren wie ein Wiesel, und den Schnabel kann ich halten wie ein treuer Soldat sein Gewehr."

„Dein Vater möchte schöne Augen machen, zu so was!"

„Hab ich denn nicht grad gesagt, daß ich den Schnabel halten kann? Und wie viel Vertrauen Papi zu mir hat, das weißt du doch."

In Apfelbecks Augen erwachte ein fröhlich sinnender Blick. „Eigentlich ist das ein ganz famoser Einfall. Ich will mir's überlegen." Flink, als stünde das mit der Überlegung im Zusammenhang, fragte er: „Hat man schon angefangen mit der Telephonleitung?"

„Gleich nach dem Essen. Das war eine Klopferei, daß Papi zum erstenmal, seit wir in München sind,

in ein Kaffeehaus gegangen ist. Um sechs Uhr holt er mich ab und läutet drunten."

„So? Also wenn man haben will, daß der Herr Major ins Kaffeehaus gehen soll, muß man in der Arcisstraße 7 andauernd klopfen lassen?"

Lachend nahm sie ihn bei den Ohren. „Deine Mutter hat recht. Du bist ein Schwindler. Sag's ehrlich: was hast du denn da mit dem Telephon für eine Schlifflerei gemacht?"

„Ich? Aber Schatz! Angenehm überrascht war ich, als die Exlenz auf so eine großartige Idee geriet."

„So? Und der Herr Präsident hat wohl auch das X dazu gemacht?

„Nein! Das muß er mir überlassen." Diesen entschiedenen Worten folgte ein X, so lang wie das ganze Alphabet.

„Noch allweil Englisch?" fragte Frau Apfelbeck, die mit der Kaffeeplatte in die Stube trat.

Nun kam eine muntere Stunde. Und eben sollte Gaspeys Konversationsgrammatik in wissenschaftliche Aktivität treten, als Apfelbeck durch einen Besuch in sein Zimmer gerufen wurde. Er fand da ein spindeldürres Männchen in langem Havelock, mit kleinen, mausklugen Augen, in der einen Hand eine Ledertasche, in der anderen eine Reisemütze. „Hanselmann! Gott sei gepriesen! Sie können also heut noch absausen?"

„Wie Se sehen! Ich hab's möglich gemacht. Wer gut bezahlt, wird gut bedient."

Als die beiden saßen, faßte Apfelbeck das magere Männchen mit beiden Fäusten beim Havelock: „Herrlicher, himmlischer, hilfreicher Hanselmann! Sie sind ein wifer Kunde. Jetzt müssen Sie sich selbst übertreffen! Zu Ihren Diäten und Kosten noch tausend Mark Belohnung! Bringen Sie mir binnen vierzehn Tagen schon was Weiterhelfendes, so schicke ich Sie nach Rom und lasse Sie selig sprechen!"

Das magere Männchen zeigte ein melancholisches Lächeln, dessen tiefsten Sinn nur jene erfassen konnten, welche wußten, daß „Hanselmann" nur der nom de police seines Vertrautenpasses war. In einer Geburtenliste, die man nicht gut als Taufregister bezeichnen konnte, stand Herr Hanselmann eingetragen als Motzel Bogopolsky.

„Haben Sie sich den Auftrag gut überdacht?"

„Es wird e langwierige Sach. E Papier is e Papier. Fliegt in der Welt umenander, und nu soll ich ihm nochlaafen. E hartes Geschäft!"

„Sie, Hanselmann," mahnte Apfelbeck kummervoll, „so dürfen Sie aber in Linz nicht reden."

„Ach wo! Särwus und küß d' Hand, gnä Frau!"

„Vor allem müssen Sie den Verschleiß des Hubertuspapiers gegen die bayrische Grenze auskundschaften: Passau, Salzburg, Kufstein, Innsbruck."

„Mecht ich for München e handschriftliche Hilfskraft plassieren, glaaben Se, ich mecht se hinsetzen nach Przemysl oder Lemberg?"

„Ich sehe, daß Sie kapieren. Entwickeln Sie Ihren Arbeitsplan!"

Der Klappermagere fing hurtig zu reden an und redete so andauernd, daß Apfelbeck um Hannerls willen die Hanselmännische Strategie unterbrechen mußte: „Gut! Sie sind der richtige Mann.“ Er faßte den Mageren, den der Havelock umschlotterte, an beiden Schultern. „Und jetzt sagen Sie: gibt es auf, über oder unter dem Erdboden eine heilige Sache, bei der Sie glaubhaft schwören können, daß Sie alles, alles, alles tun werden, was in Ihren Kräften steht?“

„E so e Sach gibt es, Herr Kommissär.“

„Gott der Gerechte? Abrahams Schoß?“

„Ich mecht Ihnen vorschlagen, Se lossen mich schweeren bei de tausend Mark, was ich will verdienen an dem gewässerten Briefpapier.“

Als Motzel Hanselmann-Bogopolsky durch einen winzigen Türspalt hinausschlüpfte, zog Apfelbeck die beiden Daumen ein und hob die Fäuste mit flehender Gebärde gen Himmel. Dann wusch er hurtig die Hände und hetzte hinüber in die Stube der Mutter. Frau Apfelbeck sagte vorwurfsvoll: „Dös is aber doch unglaublich, Maxl! Wann 's Fräuln bei uns is! Du, da wird's mit die englischen Furtschritt net gut ausschaun.“ Hannerl hatte die Augen voll Tränen, die sich aber flink in frohe Leuchtperlen verwandelten, als Apfelbeck ihr ins Ohr flüsterte: „Eine gute Hilfe für unseren Fall!“

Von Gaspeys Konversationsgrammatik konnte man mit Dante sagen: „An diesem Abend lasen sie nicht weiter.“ Für eine schriftliche Arbeit war keine Zeit

mehr, es mußte beim mündlichen Unterricht sein Bewenden haben, in einer Sprache, die, obwohl englisch, doch ans Mexikanische erinnerte, weil sie im Gebrauch des Buchstabens X verschwenderisch war. Inmitten einer längeren Periodenbildung rasselte die Gassenklingel. „Jesus, der Papi!" Während Hannerl unter polizeilicher Nachhilfe in die Jacke schlüpfte, sagte sie mit glühendem Gesicht: „Nicht wahr, Frau Apfelbeck, Sie schauen noch ein bisserl zum Fenster hinunter und winken mir nach?"

„Aber freili. Dös hab i mir selber schon denkt."

Als die „englische Gouvernante", deren Wirklichkeitsbild sich mit den spindelknochigen Vorstellungen des Freiherrn von Siebenreut durchaus nicht deckte, in die Schäfflergasse hinaustrat, stand in der Laternenhelle ein hochgewachsener Herr in altmodischem Pelz und mit unmünchnerischem Zylinder, dessen flache Krempe ein vergrämtes Gesicht mit grauem Franzjosefbart überschattete. Major von Scherming sah mit Verwundern, wie herzlich seine Tochter zu einem Fenster hinaufwinkte, aus dem ein altes Frauerl freundlich herausgrüßte. „Wer ist denn das?"

„Die Frau Offizial." Hannerl hängte sich in den Arm des Vaters ein. „Du, Papi, das ist eine liebe, prächtige Frau, weißt du, gediegener Bürgerschlag. Mit der hab ich mich heut ordentlich angefreundet."

„Beim Unterricht?"

„Unterricht? Da war nicht viel los. Herr Apfelbeck ist dienstlich abgerufen worden und hat erst um halb sechs wieder da sein können."

„Wenn es dienstlich war, ist es nicht seine Schuld. Das mußt du abrechnen von den drei Stunden."

„Selbstverständlich, Papi! Und weißt du, da hab ich die ganze Zeit mit der Frau Offizial geplauscht. Die mußt du kennen lernen."

„Zu was denn? Du und ich. Was sonst noch herumlauft auf der Welt, hab ich satt."

Während des ganzen Heimwegs sprach der Major kaum noch ein paar Worte. Redselig war er bei seiner chronischen Vergallung nie. Heute war's noch schlimmer als sonst. Er hatte im Kaffeehaus, weil ihn das Heimweh zwang, alle Wiener Zeitungen durchgestöbert, von denen jede über die gleiche politische Sache was anderes sagte. —

Hinter halb entlaubten Büschen schläferte das kleine bescheidene Gartenhaus der Arcisstraße. Im Erdgeschoß wohnte der Hausherr, ein Kunstgärtner; im ersten und zweiten Geschoß hatte der Sattler Stierstorfer Wohnung und Werkstätte; im Mansardenstock hauste der Major. Als er mit Hannerl in die Wohnstube trat, rasselte im gleichen Augenblick die fertiggestellte Telephonnebenstelle des Polizeipräsidiums. Die massive Köchin sagte aufgeregt: „Es hat scho a fünf a sechsmal gscheppert. Dös muß oaner sein, dem's pressiert."

Hannerl, heiß erglühend, wollte zum Apparat. „Laß, Kind!" sagte der Major. „Es könnte was Amtliches sein. Da muß ich selbst —" Er nahm das Hörrohr. „Hier Major von Scherming. Ich verstehe nicht. Wie, bitte? Belieben deutlicher zu sprechen! Ich

kann noch immer nicht verstehen. Bitte, einen Augenblick — — Komm ein bißl her, Kind! Mir scheint, das Präsidium spricht französisch. — Komisch! So was! Als ob man nöd unter die deutschen Brieder wär!"

Mit beiden Hörrohren bewaffnet, lauschte Hannerl in den Apparat und antwortete befremdet: „Oui, monsieur! Me voilà. Qu'est-ce que vous voulez! Die Membran summte wesentlich anders als zuvor; Hannerls Augen fingen zu glänzen an. Oui, monsieur, oui, je comprends. Parfaitement." Nach längerem Lauschen sah sie, ein bißchen verlegen, zum Vater auf. „Denk, Papi, ein Franzose, Hippolyt Forain, Kammerdiener beim Freiherrn von Siebenreut, sagt mir da, er wäre von Herrn Apfelbeck an mich empfohlen, ob ich ihm deutschen Unterricht geben könnte? Was meinst du, Papi? Soll ich?"

Mit einer Mischung von Unbehagen und Wohlwollen sagte der Major: „Kind, das mußt du selbst entscheiden. Jedenfalls ist es ein Beweis dafür, daß der Herr Oberleutnant" — Major von Scherming vermied es, Kommissär zu sagen — „mit deiner Unterrichtsmethode riesig zufrieden ist. Ich meine, du solltest schon um seinetwillen —"

Hannerl parlierte lebhaft in den Apparat. Als sie die Hörrohre befriedigt einhängte, zog der Vater sie an sich. „Verzeih mir's, lieb Kind!"

„Was denn?" Ein brennendes Erröten — Scham, Schreck, Freude.

„Daß du dich um meinetwillen so plagen mußt."

Sie umklammerte seinen Hals. „Ach, Papi, ich tu es ja doch so rasend gern!“

Dieses Wort versöhnte den Major mit dem Klopfspektakel, der ihn aus dem Haus und in die Quakhölle der Wiener Zeitungen getrieben hatte.

Kapitel V

Nach dem Frühstück saß Freiherr von Siebenreut in seinem Arbeitszimmer, um die Morgenzigarre zu schmauchen. Sie schmeckte ihm nicht. Er sah übernächtig aus. Und Mangel an Schlaf macht immer ein bißchen schreckhaft. Es war ihm entgangen, daß die Tür sich geöffnet hatte, und da vernahm er plötzlich hinter sich einen mühsamen Atemzug. Naan fuhr auf dem Sessel herum, ließ die Zigarre fallen und stammelte: „Pieter? Gibst du Gastrollen als Gespenst?"

Schweigend hob der alte Diener die Zigarre vom Boden auf und ließ sie in einer Wasserschale verschwinden. Trauer, Zorn und Gram waren in seinen Augen. „Verzeihen, Herr Baron, aber so geht's nimmer weiter. Neben dem Hippolyt kann ich nicht mehr bleiben. Ich bitte um meine Entlassung."

Naan bekam einen münchnerischen Anfall. „Himmelherrgottsakerment!" Für einen Augenblick sah er dem Magistratsrat Niedermeyer ähnlich. Langsam beruhigte er sich, legte dem Diener die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn zärtlich, „Sei verständig, Alter! Mach mir nicht auch noch die Hölle heiß! Worüber hast du dich zu beklagen? War Hippolyt ungezogen?"

„Im Gegenteil. Der ekelhafte Franzos ist von einer aufreizenden Liebenswürdigkeit. Zehnmal in jeder Stund möcht ich aus der Haut fahren. Es geht nicht mehr. Daß der Hippolyt jetzt die Hauptperson

ist und ich der Garniemand, das bringt mich um. Wenn der Herr Baron mir meine Entlassung nicht geben, lauf ich davon. Noch heut."

Naan ließ die Stimme zittern wie ein schlechter Schauspieler. „Pieter! Mein treuer Kerl du! Das ist nicht möglich, daß du mich verlassen kannst! Ich hab es doch gut gemeint. Ich wollte dir den Dienst erleichtern, deine müden Beine schonen —"

„Die halten noch alles aus! Aber das andre geht nicht mehr!" sagte der Alte eigensinnig. „Entweder der Hippolyt oder ich. Herr Baron müssen wählen."

„Also gut, Pieter! Ich werde dem Hippolyt kündigen. Aber die Sache bleibt vorerst unter uns beiden. Nicht wahr, Alter? Und dem Hippolyt — ich hab ihn fortgeschickt, um die Morgennummer der Neuesten zu holen, die heute merkwürdigerweise nicht gekommen ist — dem Hippolyt werde ich sagen, das er dich als die Hauptperson meines Kammerdienstes zu respektieren hat. Bist du zufrieden, Alter?"

Ehe Pieter antworten konnte, schlüpfte Hippolyt lautlos zur Tür herein, etwas echauffiert durch den raschen Gang zum Zeitungskiosk. Ein Lakai von wohlgefälliger Erscheinung. In dem verschnürten Frack, den seidenen Bundhosen und den Schnallenschuhen machte er eine gute Figur. Das pomadisierte Braunhaar war von der Stirn bis zum Nacken über die Mitte gescheitelt, und das schwarze Schnurrbärtchen hatte was romantisch-melancholisches. Eine Ähnlichkeit mit Apfelbeck war vorhanden; auffällig war sie nicht. Das muntere Gesicht des Kommissärs hatte

nicht diesen typischen Lakaienschnitt um die Mundwinkel. Die Zeitung auf den Schreibtisch legend, flüsterte Hippolyt mit einem Hauch seiner Stimme: „La voilà!" und wollte sich wieder entfernen.

„Hippolyt! Ich muß Ihnen einen ernstlichen Vorhalt machen!" sagte Naan in einem nicht allzu gewandten Französisch.

Ein Blick wie aus unschuldigen Taubenaugen. „Monsieur le baron?"

„Mein alter treuer Pieter hat Ursache, sich verletzt zu fühlen. Sie müssen den verläßlichen alten Mann mit der größten Zuvorkommenheit behandeln."

„Mais, monsieur le baron! Moi, j'aime ce bon vieux garçon!" kam es mit Temperament aus dem Lakaien herausgesprudelt. „Je l'aime comme — comme un fils son père." Herzlich die Hände streckend, wandte sich Hippolyt an den alten Pieter. „N'est-ce pas, vous savez que je vous aime!" Eine liebevolle Umarmung. Pieter bekam einen Kuß auf jede Wange, einen sogar auf die Nasenspitze.

„Geh, lassen S' mich aus mit Ihrer wälischen Überspanntheit!" brummte der Alte, wand sich aus Hippolyts Armen und verließ das Zimmer.

Als die Tür geschlossen war, drehte sich der Lakai gegen den Freiherrn und fragte lachend: „Die Maske ist also gut?"

Naan war einigermaßen perplex. „Apfelbeck? Das sind Sie?"

„Ja, Herr Baron!"

„Wo ist der andere?"

„Der nimmt eine Sprachstunde. Ich bin überzeugt, er wird das Deutsche mit überraschender Schnelligkeit lernen. Erstens hat er eine vorzügliche Lehrkraft, und zweitens kann er es schon."

Der Freiherr umklammerte Apfelbecks Arm. „Ich sehe, Sie sind in vergnügter Laune. Da bringen Sie doch was Gutes. Haben Sie den Schweinehund bereits?"

„Noch nicht, Herr Baron! Hexen kann auch die Polizei nicht. Aber die Sache ist in flottem Zug." Apfelbecks Augen glänzten. „Seit gestern steht mir eine Hilfskraft allerersten Ranges zu Gebot. Auch für die Eruierung der Dame mit dem weidmännischen Wasserzeichen hab ich einen Fuchs mit guter Nase gefunden. Der ist seit heute früh schon in Linz. Hier in München ist das Erkundungsresultat noch bescheiden."

„So?" fiel der Freiherr verdrießlich ein. „Graf Heideck hat mich gestern in der Abendgesellschaft beim Minister geschnitten. Dollmann lacht sich krumm über mich und quält mich ruhelos mit Fragen. Professor Breyer und der lümmelhafte Magistratsrat gucken in die Luft, wenn sie mich sehen. Und der Kaplan hat im katholischen Gesellenverein gestern den Antrag gestellt, mich als Ehrenmitglied zu streichen. Dieses Ergebnis nennen Sie bescheiden? Mir ist es genug. Ein Dutzend Menschen wissen bereits von der Sache. Da wird in München, auf diesem Klatschboden par excellence, ein Gerede losgehen, daß mir die Ohren sumsen."

„Ach nein, Herr Baron!" tröstete Apfelbeck. „So

schlimm wird's nicht werden. Meine verehrte Exlenz pflegt immer zu sagen —"

„Lassen Sie Friedrich den Großen in Ruhe! Und wenn Sie nichts Positives zu bringen hatten, warum kamen Sie heute?"

„Ich mußte die Verläßlichkeit der Hippolytschen Maske ausprobieren und kam, um Ihnen meinen Plan für den 7. November vorzulegen, an dem Sie das erste Memento erhalten sollen."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Ein Lakai bleibt vor seinem Herrn in geziemender Ehrfurcht stehen. Der alte Pieter könnte hereinkommen."

„Wie tauschen Sie sich denn da draußen gegen den anderen wieder aus?"

„Herr Baron schicken mich aufs Telegraphenamt, und der andere kommt von seiner deutschen Unterrichtsstunde zurück — der Glückliche!"

„Na, hören Sie, Apfelbeck, ich kann mir was Glückhafteres denken als die niederträchtige Situation, in der ich mich da befinde. Und ich hatte so große Hoffnungen auf Sie gesetzt."

„Die ich erfüllen werde. Allerdings bin ich seit gestern zu der Ansicht gekommen, daß ich gegen diesen merkwürdigen Spitzbuben neuartige Methoden einschlagen muß. Alles Bewährte versagt. Herr Baron sind Mitglied der Akademie der Wissenschaften?"

„Beitragendes. Warum?"

„Können Herr Baron mir für den Vortragsabend am 7. November eine Einladungskarte verschaffen?"

„Gewiß. Welchen Zweck soll das haben?"

„Das angekündigte Datum für die erste einschüchternde Mahnung, den 7. November, wird der Gauner mit Sicherheit einhalten."

„Das wird ein netter Tag werden! Wenn ich daran denke, fang ich zu schwitzen an."

„Es handelt sich darum, die Überwachung zu konzentrieren. Sie müssen den ominösen Tag so verbringen, daß Sie für den Spitzbuben nur in einer einzigen Stunde erreichbar sind, und nur für eine Mahnung in der ungefährlichsten Art, inmitten eines Kreises von Menschen, unter denen der Gauner jedes Aufsehen vermeiden muß, wenn er nicht a tempo gefaßt werden will."

„So?" Der Freiherr trocknete mit dem Taschentuch die Stirne. „Wie soll das gemacht werden?"

„Herr Baron werden am 7. November tagsüber nicht in München sein."

„Könnte ich denn nicht ganz verreisen, gleich für mehrere Monate?"

„Das würde nichts helfen. Der Kerl wird Sie finden, wo Sie auch sein mögen. Wir müssen ihn zwingen, sich auf eine Stunde zu kaprizieren, die für uns die günstigste, für ihn die schwierigste ist."

„Wie soll das geschehen?"

„Herr Baron bestellen für sich in Ihrem Fasanengebiet für den 7. November eine kleine Solojagd. Keine Einladung, keine Gäste! Tiefste Verschwiegenheit gegen jedermann! Am 6. November wird im Hoftheater die Salome gegeben."

„Ich danke, nein!"

„Herr Baron fahren zum Theater, im Gehrock."

„Smoking, wollen Sie sagen?"

„Im Gehrock!" beharrte Apfelbeck. „Zu den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften geht man nicht im Smoking."

„Apfelbeck! Mir wird ein bißchen wirr im Kopf!"

„Um so klarer wird es in mir. Herr Baron fahren also am 6. November abends zum Hoftheater. Hippolyt als Lakai dabei. Beim Eingang werden acht von meinen Leuten postiert sein. Die drängen, sobald die Coupétür geöffnet wird, von beiden Seiten heran, stellen sich mit münchnerischer Neugier auf die Fußspitzen, spreizen die Mäntel — und kein Spion des Gauners wird feststellen können, daß Sie das Foyer nicht betreten haben. Das hat nur den Zweck: Maskierung der Jagdfahrt. Die Coupétür wird zugeschlagen, Herr Baron bleiben im Wagen und fahren davon."

„Gott sei Dank! Da entrinne ich doch wenigstens meinem Namensbruder Jochanaan."

„Hinter dem Wagen sorge ich dafür, daß Ihnen kein Verdächtiger folgen kann. Ihr Kutscher darf nicht eingeweiht sein. Nach der Abfahrt vom Theater soll ihm Hippolyt, der bis zum 6. November das Deutsche schon überraschend beherrschen wird, die nötigen Weisungen geben. Sie machen eine Kreuzfahrt durch die Stadt und sausen auf einem möglichst sinnwidrigen Umweg ins Jagdhaus."

„Aber meine Frau? Wenn ich über Nacht nicht heimkomme, muß ich ihr doch sagen —"

„Gott behüte! Nach Theaterschluß komme ich als Hippolyt ins Palais und melde der Baronin — die am 6. November abends Sitzung im Frauenverein hat — daß Herr Baron im Theater irgend einen hohen Herrn trafen, der Sie mitnahm zu einem Schloßbesuch, zu einer Gestütsbesichtigung oder zu so was Ähnlichem. Welchen Herrn könnten wir da nennen?"

„Sagen wir — Prinz Felix?"

„Ausgezeichnet! Alle Namen mit einem X sind glückverheißend. Im Jagdhaus bleiben Herr Baron den ganzen folgenden Tag und treffen mit dem Coupé, Gehrock, fünf Minuten nach Sechs, im Vorlesungssaal der Akademie der Wissenschaften ein. Ich werde eine halbe Stunde früher als Hippolyt das Palais verlassen, werde als junger, kurzsichtiger Gelehrter bei der Tür sein, durch die Sie eintreten, und werde die Augen offen halten. In einer Pause zwischen den drei Vorträgen stelle ich mich Ihnen, dem Förderer aller Wissenschaften, in geziemender Verehrung vor, Sie laden mich ein, mit Ihnen zum Souper nach Hause zu fahren, und ich bleibe bis Mitternacht. Dann ist der 7. November glücklich erledigt."

„Doch während der Sitzung?" fragte Naan unsicher. „Was kann da geschehen?"

Apfelbeck hob die verschnürten Lakaienschultern. „Das weiß vorerst nur der Gauner. Wir müssen es abwarten. Irgend etwas wird sich ereignen. Verlassen Sie sich drauf. Wir haben es mit einem von der Sorte zu tun, die nicht locker läßt."

„Aber Apfelbeck! Wie soll denn dieser Blutsauger

wissen, daß ich am 7. November abends in der Akademie der Wissenschaften sein werde?"

Ein Lächeln. „Weiß ich es denn nicht auch? Ohne daß Sie es mir gesagt haben?"

„Allerdings!"

„Einen Millionenkoup mit kindlichem Nachtrag, wie dieser Spitzbube ihn vorhat, macht so einer nicht von vorgestern auf heute. So einer setzt sich ein Jahr lang hinter die Sache, schnüffelt alles aus, erforscht jede Lebensgewohnheit seines Opfers, späht hinter jeden Schleier vergangener Zeiten —"

Naan sprang wütend vom Sessel auf. „Apfelbeck! Wenn wir ihn haben, den Kerl — bevor wir ihn dem Gericht überliefern, reiße ich diesem Peinigungshund die Ohren aus dem Kopf."

„Das würde ich laut gesetzlicher Bestimmung verhindern müssen." Apfelbeck sah nach der Uhr. „Alles Dringliche ist gesagt. Hippolyts deutsche Unterrichtsstunde dürfte vorüber sein — Gott sei Dank — ich bitte den Herrn Baron, mich mit einem leeren Depeschenformular aufs Telegraphenamt zu schicken. Aber jetzt noch ein sehr notwendiges Wort. Auf den Boden meines Planes muß ich Häuser bauen können. Wollen Herr Baron mir den Handschlag darauf geben, am 6. und 7. November alles genau so zu machen, wie ich es vorschlug?"

„Ein Mann ein Wort! Aber wie lange glauben Sie, daß wir diesen Hippolyt noch nötig haben?"

„Ich schätze, bis zum 10. oder 12. Dezember."

„Dann sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm jetzt

eben für den 15. Dezember gekündigt habe. Er soll hierüber gegen Pieter eine kummervolle Bemerkung machen."

„Ich verstehe. Darf ich noch bitten um das Depeschenformular?" Apfelbeck empfing das Blatt und verschwand nach Lakaienart aus dem Zimmer.

Mit rotem Kopf, die Zähne übereinanderbeißend, wanderte Naan zwischen seinen vier schönen Wänden umher. Seine Gedanken waren nicht rosig. Sie waren noch schrecklicher als die Bilder, die ihn beim Presto der Kreutzersonate umgaukelt hatten. Nach längerer Wanderung, wie getrieben von einem kühnen Entschluß, trat er zum Schreibtisch und drückte auf einen Klingelknopf.

Der romantisch-melancholische Lakai trat ein. „Monsieur le baron?"

Naan machte verdutzte Augen. „Apfelbeck? Sie sind noch immer da?"

Der Lakai sagte flüsternd: „Moi, je suis l'autre Hippolyte."

„Das ist aber fix gegangen!" Wütend trat Naan auf den Diener zu. „Wieviel Deutsch haben Sie denn jetzt gelernt?"

„Serrr villl!"

„Dann werden Sie wohl verstehen, wenn ich Ihnen deutsch sage, daß ich den Sekretär Rappeiner haben will. Sofort! Und schicken Sie mir den Pieter!"

Der Alte kam. Er hatte andere Augen als zuvor, hatte ein frohes Lächeln. „Ich dank schön, Herr Baron! Jetzt weiß ich doch wieder, wer ich bin. Und eigent-

lich tut er mir jetzt leid, der andere! Wie er heimkam vom Telegraphenamt, hat er da draußen geheult. Wenn er kein so scheinheiliger Franzos wär, könnt ich ihm eigentlich ganz gut sein."

„Na also! Wieder alles in Ordnung? Ja? Und paß auf, Alter!" Naan dämpfte die Stimme. „Rappeiner wird zu mir heraufkommen. Da möcht ich nicht haben, daß der andere da draußen mit seinen Pariser Fuchsohren in der Nähe der Tür bleibt. Verstehst du?"

Pieter zwinkerte. „So ist er schon, der! Neugierig sind die Franzosen alle. Sie haben auch sonst noch Eigenschaften, die einem Deutschen den Magen umdrehen."

Naan setzte sich an den Schreibtisch, schlug in einem kleinen Buch eine Adresse nach und schrieb eine Depesche; dann einen Brief.

Der Sekretär trat ein.

Mit gedämpfter Stimme sagte der Freiherr: „Apfelbeck war eben hier. Das Resultat seiner Arbeit ist Null. Der junge Mann hat den besten Willen, hat Phantasie und versteht sich auf Redoutenscherze. Aber es fehlt ihm augenscheinlich für eine so komplizierte Gaunerei die nötige Erfahrung."

„Das Verhör mit mir und dem Tippfräulein hat er glänzend geführt."

„Ja. Hat aber nichts herausgebracht. Da heißt es wie in der Klinik: die Operation gelang über Erwarten, aber der Patient verschied an Entkräftung. Danke! Ich wünsche meinen Kopf aus dieser Drossel-

schlinge bald herauszubekommen. Lesen Sie, was ich da geschrieben habe."

Rappeiner las und schien den Einfall seines Herrn nicht zu billigen. „Ich möchte abraten. Das kann gefährlich werden."

„Wieso? Vier Augen sehen mehr als zwei. Geben Sie die Depesche nur auf! Die hiesige Polizei möchte ich natürlich nicht vor den Kopf stoßen. Meinetwegen soll man hier auf meine Unkosten mit münchnerischer Gemütlichkeit weiterwursteln. Wir brauchen ihnen nicht auf die Nase zu binden, was wir tun. Den impertinenten Erpresserbrief, natürlich, müssen wir haben. Deswegen hab ich an die Exzellenz geschrieben. Aber geben Sie meine Zeilen erst auf, wenn Sie verläßliche Nachrichten von auswärts haben. Nicht früher! Und besorgen Sie für die Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 7. November zwei Einladungskarten. Eine ist an Herrn Apfelbeck zu übermitteln, die andere in Reserve zu halten."

„Es soll geschehen, was Herr Baron wünschen. Aber —"

„Was?"

„Wenn Herr Apfelbeck merkt, daß ihm das Vertrauen des Herrn Barons entzogen ist — das wird ihn kränken. Schwer."

„Das ist mir immer noch lieber, als Cyankali in meinen Gedärmen, oder eine Revolverkugel in meinem Bauch."

Als Rappeiner das Zimmer verließ, fand er vor der Türe keinen Lakai. Die beiden Kammerdiener

waren am Ende des Korridors in eine deutsch-französische Auseinandersetzung verwickelt. Und Pieter ließ den Frackflügel seines Erbfeindes erst aus, als er den Sekretär Rappeiner auf der Treppe verschwinden sah.

Kapitel VI

In Apfelbecks verzweifelter Seele sank von Tag zu Tag die Glückshoffnung. Seine rastlose Spürmühe förderte nicht den geringsten Anhaltspunkt zu Tage. Hippolyt schickte keine verwertbare Meldung, von Hanselmann-Bogopolsky kam überhaupt kein Laut; die Stadt der berühmten Linzer Torten schien nicht mehr auf der Welt zu sein. Mit dem Unterricht im Englischen begann Apfelbeck sich schon dem sozialistischen Achtstundentag zu nähern. Während er mit Hannerls liebevoller Hilfe sich durch Miltons Paradise regained hindurchbiß, saß er beharrlich am Mansardenfenster der Arcisstraße 7/III, immer mit dem Zeißgucker. Nichts, nichts, nichts! Die einzig Verdächtigen, die sich in der Nähe des Palais Siebenreut entdecken ließen, waren seine eigenen Vigilanten. Apfelbeck geriet in Verzagtheitsstimmungen, die ihn nur aus dem einzigen Grunde nicht völlig niederdrückten, weil das Alphabet zwischen dem We und Ypsilon einen wunderspendenden Buchstaben hatte, der sich niemals gegen trostreiche Verwendung sträubte. Dessenungeachtet war Apfelbeck manchmal in einer Verfassung, daß auch Major von Scherming für die Verstörtheitszustände des jungen Mannes nicht blind bleiben konnte. Eines Tages, am 4. November beim Mittagessen, sagte der Major zu Hannerl: „Es kommt mir so vor, als täte der Herr Oberleutnant im Englischen des Guten zu viel.

Er ist schon ganz wirr im Kopf. An dir ist auch zu bemerken, daß dich die Sache überanstrengt. Du solltest ein paar Tage mit dem Unterricht aussetzen."

Hannerl, während ihr das Blut in die Wangen fuhr, schüttelte den Kopf. „Das würde nichts helfen, Papi! Wenn ich ihm die Stunden absage, geht er zu einer anderen und lernt da weiter. Was dienstlich notwendig ist, sagt er, das muß eben sein!"

Nachdenklich nickte der Major. „Ja, siehst du, Kind! So sind sie! Der deutsche Schlag! Die sagen: meine Person zählt nicht, Hauptsache ist der Dienst! Wenn sie bei uns daheim so wären, möcht es anders ausschauen in der dunklen Gegend von Wien. Ich war so, Kind, nicht ganz, aber ähnlich. Ich hab gemeint, ich muß es durchsetzen, daß es aufwärts geht, wenigstens im Rayon meines militärischen Wirkungskreises. Erzielt hab ich nichts, den anderen bin ich unbequem geworden, und weil ich nicht locker ließ, haben sie mich mit Allerhöchster Bewilligung hinausgeschmissen."

Das Telephon klingelte. Hannerl sprang und kam mit trauernden Augen zurück: „Denk, Papi, jetzt hat er mir selber für heut abend und morgen vormittag abgesagt — wegen einer wichtigen Amtssache."

„Das muß aber schon eine sehr wichtige sein. Sonst würde er den dienstlich notwendigen Unterricht kaum unterbrechen."

Die wichtige Amtshandlung des Kommissärs Apfelbeck bestand darin, daß er sich mit einem Mechaniker den ganzen Nachmittag und Abend in der elektrischen

Werkstatt einsperrte, die er sich vor zwei Jahren neben seinem Schlafzimmer in der Schäfflergasse eingerichtet hatte. Damals übertrug man ihm die Ausforschung eines raffinierten Stromdiebstahls, durch den seit längerer Zeit die Stadtleitung auf so rätselhafte Weise geschädigt wurde, daß die Kontrollbeamten des Elektrizitätswerkes die heimliche Anschlußstelle nicht zu entdecken vermochten. Apfelbeck, schon vom Polytechnikum her mit guten naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, hielt es für notwendig, sein Wissen in elektrischen Dingen noch zu verschärfen, und nahm — so beharrlich, wie er gegenwärtig Englisch trieb — einen dreimonatigen Unterricht bei einem italienischen Privatgelehrten, dem Monsignore Collofalconi, der verheißungsvolle Entdeckungen auf elektrischem Gebiet gemacht hatte und sich gegenwärtig mit Untersuchungen über drahtlose Telephonie und über die Fernwirkung magnetischer Wellen beschäftigte. Unter Beihilfe des liebenswürdigen und gefälligen Monsignore hatte Apfelbeck damals eine variabel an die Stadtleitung anzulegende Kontrolluhr konstruiert, durch welche zuerst der Stadtteil, dann der Straßenzug und schließlich das Haus entdeckt werden konnte, von dem aus der Stromdieb die Straßenleitung der Elektrischen anzapfte, um sie durch einen Umformer für seine Zwecke zu transformieren. Das war Apfelbecks erster Erfolg auf kriminalistischem Boden gewesen — ein Erfolg, der wesentlich dazu beigetragen hatte, daß die Exzellenz gerade ihm den rätselhaften Fall Siebenreut übertrug.

Auch jetzt hatte Apfelbeck einen elektrischen Einfall. Er wußte, daß es im Verlauf der Dinge notwendig würde, einem rasch fahrenden Wagen oder Auto mit beliebiger Geschwindigkeit zu folgen, besonders bei Überwachung des freiherrlichen Coupés am 6. November, vielleicht auch am 6. oder 7. Dezember oder späterhin, wenn etwa der Baron, getrieben von der wachsenden Sorge um seine Sicherheit, sich der Apfelbeckischen Schutzengeltätigkeit entziehen und eigensinnige Wege einschlagen sollte. Die Art, in welcher Naan sein Gehorsamsversprechen für den 6. und 7. November gab, hatte in Apfelbeck ein begründetes Mißtrauen geweckt.

Einem Wagen zu folgen, ist in Großstädten wie London, Berlin, Paris, kein übermäßiges Kunststück. Da steht aller paar Katzensprünge ein Auto. Aber im guten München! Mit seinen paar Benzindrachen und seinen verzweiflungsvollen, eher rückwärtslaufenden Zotteldroschken! Bevor man da was Brauchbares findet und nur halbwegs in Bewegung kommt, kann eine Unzahl polizeiwidriger Dinge geschehen, und der Wagen, dem man folgen sollte, ist lange schon verschwunden, unfindbar. Ein Rad kann man nicht immer mit sich herumschleppen. Und was vom Verfolgen eines rasenden Autos oder eines schnellfahrenden Wagens in den Detektivromanen steht, ist Unsinn. Soll sich doch einer einmal an das glattlackierte Coupé des Freiherrn von Siebenreut anhängen! Und von hinten auf ein sausendes Auto zu springen? In Sherlockiaden sieht es nett aus, doch in der Praxis macht sich dieses

Kunststück sehr unbehaglich, vom Erfolg nicht zu reden. Apfelbeck in seiner Lernbegier hatte das einmal versucht. Trotz höchster turnerischer Gewandtheit, und obwohl es sich nur um ein unbösartiges Münchener Auto handelte, hatte er das erfolglose Experiment mit einer vierzehntägigen Heftpflasterperiode bezahlen müssen.

Da war er nun, dank seinen elektrischen Kenntnissen, auf eine nutzbare Idee gekommen. Schon seit einigen Tagen hatte er die halben Nächte in seiner Werkstätte gebosselt und hatte sich von der Mutter einen Touristenrucksack zu sonderbar viereckiger Form umnähen lassen. In der Nacht vom 4. auf den 5. November, gegen die elfte Stunde, hörten die Bewohner der Schäfflergasse 4 ein pfeifendes Gerumpel. Auch Frau Apfelbeck erwachte. Bevor sie erschrocken aus dem Bett springen, sich ankleiden und zu Maxls Werkstätte hinüberlaufen konnte, hatten Apfelbeck und sein Mechaniker bereits mit dem vollendeten Verfolgungsapparat das Haus verlassen, um ihn auf der Straße auszuprobieren. Gegen drei Uhr morgens kam Maxl wieder heim, vor Freude strahlend, doch in einer äußerlichen Verfassung, die an einen mehrfach durch den Straßengraben gekugelten Radfahrer erinnerte. Die Maschine funktionierte, nur die Regulierung der Geschwindigkeit machte noch Schwierigkeiten. Apfelbeck fand keinen hilfreichen Rat. Monsignore Collofalconi mußte helfen.

Um acht Uhr morgens hielt ein Auto in der Schäfflergasse. Apfelbeck mit dem schweren, eckigen Rucksack

und einer Ledertasche fuhr davon, hinaus in die Lindwurmstraße, wo Monsignore Collofalconi sein Laboratorium hatte.

„Bedaure, der Herr arbeitet und darf nicht gestört werden."

„Melden Sie mich nur! Monsignore wird mich sicher empfangen."

Eine Minute später erschien auf der Laboratoriumsschwelle eine kleine, zierliche, flinkbewegliche Mannsgestalt mit weißer Laboratoriumsschürze über einer schwarzseidenen Sutane. Das blasse, nervös durchzitterte, kluge Gesicht mit den südlichen Blitzaugen war umhangen von grauen, bis auf die Schulter schwankenden Haaren, die stark elektrisch zu sein schienen — sie bewegten sich wie die Reiherfedern auf einem Damenhut oder wie die Haarbüschel eines Gemsbartes in der Sonne. Der Kopf des Monsignore hatte, ins Zierliche übersetzt, eine Ähnlichkeit mit Franz Liszt. Nur die Warzen fehlten. Und die ernsten Augen wurden heiter, als der Gelehrte seinen ehemaligen Schüler erkannte. „Hoooh! Caro amico Haffelbeck! Che cosa commanda?"

„Ich komme mit einem für mich sehr wichtigen Anliegen in electricis. Wenn ich nicht störe? Darf ich?"

„Hoooh, biete, gommen Sie, gommen Sie, caro mio! Sie wiesen, hich libbe Sie. Hiehnen zu libbe will hich vergehsen, daß Sie von die verfluckte Polisei sind. Polisei hist heine dumme Gahns. Att mir widder höffentliche Hexperimente mit magnetische

Wehlen verpotten. Saggt himmer: Lebbensgefarr, Lebbensgefarr, Lebbensgefarr. So heine Duhmheit! Himmer verpitten, verpitten, verpitten, wo sich niezlige Sacken hentwiekeln. Hund bei die herste hernste Gefarr wird Hiehre bornirrte Polisei versaggen, wie heine hilflosse Voggel, waß wedder heine Gehirn noch Fliggel att. Da wirt sie großarrtik saggen: Hiech figge mich der öchcheren Gewaalt. Iiijaaa, hund Hordnunk hund Gesätz hund Birkerruhhhe hund hahles hist kapiput hin finnef Minutten. Habber gommen Sie, gommen Sie! Hund wehn hich abben Hiehnen geholfen, werden Sie par revanche mit Hiehre Budderkopp fonn Präsident redden, daß her mir die Hexperimente mit meine magnettische Wehlen gestaatet. So heine duhme, duhme Gaaahns! Gommen Sie, caro mio, gommen Sie!" Noch die Weisung an den Diener: „Hahles, was bei mich wiehl, wird habbgewissen. Geine Störrung, biete!"

Monsignore Collofalconi verschwand mit Apfelbeck im Laboratorium.

Der Diener wies im Verlaufe des Vormittages alle Besucher ab, die erschienen. Mehrmals war aus einem der drei großen Laboratoriumssäle ein pfeifendes Rollen und das vergnügte Lachen des Kommissärs Apfelbeck zu vernehmen. Der streckte gegen halb Zwölf das heiße, frohe Gesicht zur Tür heraus und sagte zum Diener: „Wollen Sie so freundlich sein und mir eine Droschke oder ein Auto holen?" Der Diener sprang. Als er die Meldung ins Laboratorium brachte, daß die Droschke drunten wäre, sagte Apfelbeck zum

Monsignore: „Erlauben Sie, daß ich noch schnell ein paar Worte telephoniere?“

„Habber biete!“

Apfelbeck klingelte: „Polizeinebenstelle Arcisstraße 7/III, etwas hurtig!“ Ein ungeduldiges Harren, ein glückfrohes Aufzucken: „Halloh! Ix ix ix ix ix! Famose Nachricht! Die Eumenide springt, schnell oder langsam, vorwärts und rückwärts. Bin selig! Nachmittags fünf Uhr Paradise regained und ix ix ix ix ix ix ix!“

Monsignore Collofalconi lachte: „Sohnderbahre Sacke, Hiehre geheime Polisseispracke!“

„Liebster, bester Monsignore! Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll!“

„Redden Sie mit Hiehre Präsident weggen meine magnettische Hexperimente hund macken Sie, daß die duhme Gahns in die Weinstraße heine gescheite Voggel wird. Sohl nich himmer saggen: Lebbensgefarr, Lebbensgefarr. Sohl saggen: nützeliche Harbeit. Sohl saggen: Fortschriet hund Wiesenschaft! Sohl saggen: Mutt hund heiserne Dreie! Sohl saggen: Deitschland hin hahlem Gutten hübber hahles, habber in hahle Duhmheit hunter hahles!“

„Ich verspreche Ihnen, Monsignore: sobald ich die Exlenz in guter Laune erwische, red ich mit ihr. Sie werden sehen, ich setze die Sache durch. Und dann will ich selber mithelfen, den geeigneten Platz für Ihre magnetischen Experimente auszusuchen.“ —

Bereits am Nachmittag hätte Apfelbeck Gelegenheit gefunden, mit Seiner Exzellenz dem Herrn Polizei-

präsidenten über die fernmagnetischen Versuche des Monsignore Collofalconi Rücksprache zu nehmen. Es mangelte nur an der wesentlichen Grundbedingung: daß die Exzellenz sich in guter Laune befand. Als Apfelbeck um vier Uhr — eben, da er sich zur Polizeinebenstelle Arcisstraße 7/III begeben wollte — ins Präsidialbüro befohlen wurde, fand er die Exzellenz in höchst unrosiger Stimmung.

„Na also, mein talentvoller Herr Apfelbeck! Da haben Sie es jetzt! Lesen Sie!"

Schon dieser Ton ließ Apfelbeck etwas Unerquickliches ahnen. Als er zu lesen begann, gestaltete sich die Wirkung des Briefes, den ihm der Präsident gereicht hatte, zu erschreckenden Formen. Apfelbeck erblaßte bis in die Lippen. Was er da zu lesen bekommen hatte, war ein Brief des Freiherrn von Siebenreut: „Verehrteste Exzellenz! Zufällig erhalte ich im Verlauf der nächsten Tage den Besuch eines lieben alten Studienfreundes, eines berühmten Berliner Kriminalisten. Da die schwebende Angelegenheit in keiner Weise einen Ruck nach vorwärts machen will, hätte ich den Wunsch, den Rat meines Berliner Freundes über die mysteriöse Sache einzuholen. Dazu habe ich für einige Stunden den Gaunerbrief nötig, der sich bei Ihren Akten befindet. Ich bitte, ihn mir gütigst als eingeschriebene Sendung übermitteln zu wollen. Sofort nach Abreise meines Berliner Freundes werde ich die Zuschrift wieder in Ihre Hände zurückstellen. Mit herzlichem Dank und in treuester Verehrung — Euer Exzellenz ganz ergebener — Frei-

Herr von Siebenreut." Apfelbeck hob die verzweifelten Augen. Es war ihm ohne viel Menschenkenntnis anzumerken, daß sich unter seiner blassen Stirn der Gedanke bildete: „So eine Gemeinheit!"

„Na?" fragte die Exzellenz. „Das kapieren Sie wohl?"

Apfelbeck bedurfte einiger Zeit, bevor er antworten konnte. „Baron Siebenreut scheint die Angelegenheit in andere Hände legen zu wollen."

Ein vorwurfsvoller Blick des Präsidenten. „Und warum?" Während Apfelbeck unter bohrendem Nachdenken an der Lippe nagte, sprach die mißlaunige Exzellenz weiter: „Er scheint die Sache auf eine Weise machen zu wollen, die uns nicht allzu sehr verärgert. Er bewilligt uns gnädig, daß wir so nebenbei weitertrödeln. Und der Mann seines Vertrauens muß ausgerechnet ein Berliner sein. Damit uns Bayern wieder einmal bewiesen werden kann, daß wir die Minderwertigen sind. Vielleicht sind wir es auch. Nicht, weil es uns an Verstand mangelt, sondern weil wir zu gutmütig, zu geduldig und zu bierfaul sind, um energisch von uns abzuwehren, was kein anderer sich gefallen ließe. Na also! Jetzt stößt man uns wieder die Nase drauf. Und diese liebenswürdige Lektion hat das gute München Ihrer Talentlosigkeit zu verdanken, mein bester Apfelbeck."

Der junge Mann straffte sich auf, als hätten ihm unsichtbare Fäuste eine eiserne Stange durch die Rückenwirbel hinuntergebohrt. „Was Baron Siebenreut da unternimmt, ist nicht nur eine harte Kränkung für

mich. Es ist auch eine üble Brüskierung der heimatlichen Polizei. Ich gedenke, mich dagegen auf die Beine zu stellen. Werden Exlenz mir das gestatten?"

„Ich gestatte Ihnen alles, was hilfreich ist. Aber was wollen Sie denn machen? Weil Sie schon so viel zustande gebracht haben?"

Apfelbecks Blässe spielte ins Aschermittwochfarbene. „Exlenz wissen selbst, wie schwer faßbar diese dunkle Unerklärlichkeit ist! Was menschenmöglich erschien, geschah. War in mir noch ein einziger Nerv, der sich an der Arbeit nicht beteiligte, so werde ich ihn jetzt zwingen dazu. Baron Siebenreut schreibt, daß sein ‚Studienfreund' erst in einigen Tagen eintreffen wird. Da hab ich vielleicht den 6. und 7. November noch für mich allein. Diese beiden Tage sollen zur Ehrenrettung der Münchner Polizei benützt werden. Ich hoffe etwas zu erzielen. Ich will. Ich werde."

„Mir soll es recht sein. Vergessen Sie nur nicht, daß Illusionen in Ihrem Beruf immer gefährlich sind, ebenso wie in der Politik und in den Zukunftsträumen der Völker. Friedrich der Große sagte: es kommt wohl nichts so schrecklich, als man fürchtet, aber auch nichts so gut, wie man es hofft. Jedenfalls müssen wir dem Baron den Erpresserbrief sofort durch die Post übersenden. Holen Sie ihn aus dem Akt herunter!"

Apfelbeck stürmte davon. Jeden Schritt begleitete ein Wirbel wühlender Gedanken. Und immer der wehe Schrei in seinem Herzen: „Unser Glück! Unser

Glück!" Bei einer Türe riß es ihn herum. Schwer atmend trat er ein. „Herr Kollege! Von heut an müssen alle nördlichen Schnellzüge überwacht werden. Aus Berlin soll ein fixer Detektiv hier eintreffen. Bei der Polizei wird er sich schwerlich melden. Er wird sein Blümchen im Verborgenen pflücken wollen. Aber man muß ihn eruieren. Verständigen Sie vertraulich alle Hotels, alle Pensionen, und revidieren Sie aufs genaueste die einlaufenden Meldezettel."

Während Apfelbeck die Treppe zum oberen Stock hinaufstürzte, redete wieder eine verzweiflungsvolle Gedankenhetze aus seinem Gesicht. Jählings ein Aufblitzen der braunen Augen. „Gott sei Dank! Es gibt in diesem Jammertal noch hilfreiche Zufälle und weisende Gotteswinke."

Einige Minuten später, auf dem Rückweg zum Präsidialbüro, lag harmonische Ruhe über Apfelbecks Wesen. Daß ihm das Herz wie irrsinnig hämmerte, war äußerlich nicht zu bemerken.

„Hier ist der Brief, Exlenz!" Er legte das rätselvolle Gaunerdokument auf den präsidialen Schreibtisch.

Der Präsident unterbrach seine nachdenkliche Wanderung, nahm stehend den Erpresserbrief vom Schreibtisch und las ihn. „Weiß Gott, eine ganz verbohrte Geschichte! Das entschuldigt Sie einigermaßen, lieber Apfelbeck. Und ich möchte von Herzen wünschen, daß sich auch das mit Spreewasser getaufte Wundertier an dieser harten Geschichte die Nase blutig rennt." Noch immer stehend, griff er nach einem Amtskuvert

und schob den Expresserbrief hinein. „Soll man da eine Zeile dazu schreiben?“

Weil Apfelbeck seinen Vorgesetzten kannte, sagte er: „Das wäre dringend zu empfehlen.“

„So? Ich bin der Meinung, daß es nützlich ist, wenn Baron Siebenreut etwas Abkühlung empfindet!“ Die Exzellenz verschloß das Kuvert.

„Um Gottes willen! Exlenz bemühen sich selbst?“ Dienstbeflissen nahm Apfelbeck das Schreiben, um seinen Vorgesetzten von der Adressierung des Briefes zu entlasten.

„Danke, lieber Apfelbeck! Gefällig sind Sie ja! Aber mehr Witz, mehr Einfälle, mehr Spiritus — oder um es kurz zu sagen: ein bißchen mehr Berlinerei!“ Lächelnd sah die Exzellenz dem Kommissär bei der Adressierung über die Schulter. „Hochgeboren? — Na ja, man hat ja bereits seinen Vater geadelt. — Nicht vergessen: Eingeschrieben!“

„Exlenz denken aber auch an alles!“

Der Präsident tastete nach einem Klingelknopf, während Apfelbeck ein Löschblatt über die Adresse drückte. Der sanfte Bürodiener streckte den Kopf zur gepolsterten Tür herein und fragte mit Buttermilde: „Exlenz befehlen?“

„Kommen Sie her da, Schwimmbacher!“ Die Exzellenz wandte sich zum Schreibtisch und nahm das gestempelte Schreiben aus Apfelbecks Hand. „Dieser Brief soll umgehend zur Post gegeben werden. Schicken Sie jemand ganz Verläßlichen! Verstanden?“

„Jawohl, Exlenz!“ Der sanfte Schwimmbacher

verduftete. Es dauerte aber noch einige Sekunden, bis auch das Aroma der ihm anhaftenden Biersäure völlig verschwand.

„Was haben Sie jetzt vor, Apfelbeck?"

„Den Gauner am 6. oder 7. November zu fassen!"

„Wenn Ihnen das gelingt, werden Sie bei mir einen Stein im Brett haben. Ihre polizeiliche Tätigkeit potenziert sich hier zu einer bajuwarisch-nationalen Rettungstat. Sie verteidigen das Ansehen des bayrischen Löwen gegen die wilden Männer des nordischen Wappens. Ich sage nichts gegen die Preußen — meine Bewunderung für Friedrich den Großen verhindert es. Auch haben sie manchmal nicht völlig unrecht, wenn sie uns billig einschätzen. Macht die deutsche Menschheit einmal schreckliche Dummheiten, so wird der Unsinn, den meine Münchener machen, der größte sein. Das weiß ich. Aber wir im Süden können alles vertragen, nur nicht die Wahrheit. Je berechtigter sie ist, um so gröber lehnen wir sie von uns ab. Wahrheit ist immer unhöflich und erzeugt Verstimmungen. Ganz besonders schädlich wirkt sie in unserem Beruf. Das müssen Sie sich merken, mein Bester!" Eine entlassende Kopfbewegung.

Als Apfelbeck auf die Straße trat, blieb er stehen, schloß die Augen und tat einen tiefen Atemzug. Trotz der hilfreichen Lehre, die er empfangen hatte, war ihm nicht sonderlich wohl zu Mut. Er winkte einem Wagen, winkte aber wieder ab. Sich auslaufen, sich austoben, war jetzt das Bessere. Und immer der heiße Wunsch: „Wenn nur das Hannerl allein wäre!" Um

sich aussprechen zu können ohne Vorsicht und Gewisper! Gab es denn kein Mittel, um den Major aus dem Haus zu treiben?

Es gab eines. Und die polizeiliche Pädagogik Seiner Exzellenz erleichterte die Anwendung.

In der Arcisstraße 7 stieg Apfelbeck nicht so flinkfüßig wie sonst in den Mansardenstock hinauf. Er läutete eine Treppe tiefer. Beim Sattlermeister Stierstorfer.

Der Meister selber öffnete. „Was is denn?" klang es unwillig aus einem dusteren Flur.

„Können Sie mir heut noch eine Kleinigkeit machen?"

„Na. Jetzt is bald Feierabend. I bin a Münchner Bürger, verdean am Tag meine Steuern und will am Abend mei' Ruah haben."

„Es handelt sich nur um einen Riemen, den ich notwendig brauche. Verlangen Sie, was Sie wollen! In einer halben Stunde komm ich und hol ihn."

„No also! Meintwegen! D' Maßerei müssen S' mer halt angeben."

„Einen Meter lang und drei Zentimeter breit. Aus dem dicksten Leder, das Sie haben. Aber möglichst geschmeidig und lind muß der Riemen sein."

„Da weard ma 'n halt urdntli klopfen müassen!"

„Fest klopfen! So andauernd wie möglich! Bis er sich um den Finger biegt wie Flanell."

„Dös wird aber länger dauern als a halbs Stündl."

„Gut! Dann komm ich später. Wiederschau!"

Auf der engen, steilen Stiege war's dämmerig.

Und droben in der Wohnstube saßen Major von Scherming und Hannerl schon bei der Lampe. Miltons Paradise regained war auf dem Tisch bereits aufgeschlagen.

Während der Major und Apfelbeck miteinander schwatzten, stand Hannerl stumm nebenan und fragte in Erregung und Sorge immer mit den Augen. Einige Beruhigung schien es ihr zu bringen, daß Apfelbeck im Gespräch mit dem Vater überraschend viele Worte mit X gebrauchte; als er eben, in einem nicht völlig klaren Zusammenhang, von Alexander dem Großen, von Xenophon, Xerxes und Artaxerxes zu reden begann, fing drunten der gewissenhafte Sattlermeister Stierstorfer an, ganz fürchterlich zu hämmern: Böll, böll, böll, böll usw.

„Das ist zum Verzweifeln!" klagte der Major und nahm seine feinfühligen Trommelfelle zwischen die Hände.

„Soll ich vielleicht hinunterspringen," fragte Apfelbeck liebenswürdig, „und den Mann ersuchen, daß er das gut sein läßt?"

„Nein, nein, das geht nicht. Der Mann arbeitet. Hoffentlich stört es Sie nicht beim Unterricht?"

„Gott bewahre! Im Gegenteil, das macht Animo."

„Dann haben Sie geduldigere Ohren als ich." Nach dieser Feststellung trat Major von Scherming in das Speisezimmer.

Drunten ging's immer weiter: Böll, böll, böll, böll, böll, böll . . .

Erst unternahm der Major den Versuch, seine mißhandelten Gehörnerven durch eine schwarze Virginia zu beruhigen. Es half nicht.

Böll, böll, böll, böll, böll, böll, böll . . .

„Hannerl!“ rief Herr von Scherming in die englische Schulstube. „Ich halt das nimmer aus, ich muß mich in die Öffentlichkeit eines Straßenbummels flüchten, bis das sattlermeisterische Rabenvieh da drunten Feierabend macht.“

Kapitel VII

Es anderen Morgens, gegen halb zehn Uhr, trat Rappeiner in das Arbeitszimmer seines Herrn. „Was Wichtiges?“ fragte Naan, dem es anzumerken war, daß er eine üble Nacht überstanden hatte. Auch war er nach dem Duschbad über das unbarmherzige Verdikt der Wage erschrocken: daß sein Lebendgewicht seit vierundzwanzig Stunden sich neuerdings um anderthalb Pfund verminderte — seit dem 27. Oktober in Summa um sieben Pfund. „Immer wieder diese verfluchte Sieben!“

„Als eingeschriebene Sendung,“ sagte Rappeiner, „kam ein Schreiben von der Polizei. Ich habe die Zuschrift nicht geöffnet, sondern überbringe sie dem Herrn Baron, wie ich sie vom Postboten übernahm.“ Er holte aus seiner Mappe das gestempelte Amtsschreiben hervor.

„Sehr klug!“ bemerkte der Freiherr. „Wir müssen in dieser ekelhaften Angelegenheit mit der größten Vorsicht zu Werke gehen.“ Er musterte den Brief mit einer Beobachtungsschärfe, wie sie jedem deutschen Diplomaten zu wünschen wäre. „Die Adresse — das ist doch nicht die Hand des Präsidenten?“

„Nein, Herr Baron! Es ist die Handschrift des Kommissärs Apfelbeck. Ich kenne sie, weil ich schon mehrfache Abrechnungen von ihm erhielt. Er ist in geschäftlichen Dingen von seltener Peniblität. Kein Pfennig ohne Beleg.“

„Der tadellose bayrische Beamte! Na ja! Schöne Sache! Aber zu meiner Erlösung aus dieser scheußlichen Klemme ist etwas anderes nötig, als fleckenfreie Anständigkeit.“ Naan machte einen Fingerdeut nach der Stirn. Dann faßte er das Papiermesser, um das Amtsschreiben zu öffnen. „Hat der andre schon von sich hören lassen?“

„Noch nicht. Aber sicher ist er heute früh mit dem Schnellzug eingetroffen und wird sich melden.“

„Bei uns! Bei der Polizei wird er es unterlassen müssen. Oder meine schlaue Spiegelfechterei mit dem Berliner Studienfreund wäre zwecklos gewesen.“

„Ob es nicht bedenklich und schädlich war —“

„Nein!“ unterbrach der Freiherr entschieden. „Schon das Wort ‚Berliner‘ wirkt auf ein bayrisches Obrigkeitsgehirn so lähmend, wie der Blick einer Riesenschlange auf ein Kaninchen. Jetzt wird uns die Weinstraße den glücklichen Ausfall der Dinge nicht mehr stören.“ Aufmerksam befreite Naan den Inhalt des geschlitzten Kuverts.

Da ereignete sich etwas Sonderbares.

Verwundert, fast erschrocken betrachtete Rappeiner seinen Herrn.

Schon die Form und Farbe des Briefbogens, der da zum Vorschein gekommen, hatte dem Freiherrn ein langgesichtiges Staunen verursacht. Und während er das geöffnete Blatt studierte, bekam er entgeisterte Augen und ein kreidebleiches Gesicht. „Wenn heut schon der 7. November wäre,“ lallte er, „so wüßt ich, wie ich das zu nehmen habe. Ungefähr wie einen Totenkopf!“

„Herr Baron? Um Gotteswillen! Was haben Sie denn?"

„Ich möchte aus der Haut fahren!" schrie der Freiherr, sprang vom Sessel auf und steckte mit zitternden Händen den Briefbogen wieder in das Amtskuvert. „Kommen Sie, Rappeiner! Ich gehe keinen Schritt mehr allein aus dem Haus. Auch noch aus anderen Gründen müssen Sie mit! Als Zeuge!"

Das Coupé des Freiherrn von Siebenreut mit den zwei flinken ungarischen Trabern jagte zur Polizeidirektion. Der Empfang von seiten des Präsidenten schmeckte wie eine Portion Gefrorenes. Nur nicht so süß. „Die Herren wünschen?"

Naan vermochte vor Aufregung kaum zu sprechen. „Ich komme wieder in dieser Sache, die mir entsetzlich zu werden beginnt —"

Ein Lächeln. „Unsereiner hat etwas viel im Kopf. Ich bin augenblicklich nicht ganz — — Welche Sache meinen Herr Baron?"

Mehr verstört als erschrocken stotterte Naan: „Die Sache mit diesem — mit diesem rätselhaften Erpresserbrief."

„Ach ja! Herr Baron meinen den Brief, den ich Ihnen gestern auf Wunsch zurückstellte? Eingeschrieben."

„Exlenz —" Der Freiherr mußte um Atem ringen. „Soll ich das so verstehen, als hätten Euer Exlenz persönlich diesen Brief an mich zurückgesandt?"

„Gewiß."

Naan und Rappeiner wechselten einen rundäugigen Blick.

Der Präsident fragte verwundert: „Sollte der Brief heute morgens nicht eingetroffen sein?"

„Doch! Aber es ist da —" Dem Freiherrn brach der Angstschweiß aus den Schläfen. „Wir glaubten, die Adresse als Handschrift des Herrn Apfelbeck zu erkennen —"

„Richtig. Apfelbeck schrieb die Adresse, hier auf meinem Schreibtisch, in meiner Gegenwart, vor meinen Augen. Ich selbst habe zuvor den Brief des Gauners in das Kuvert gegeben."

Naan fragte tonlos: „Ist Herr Apfelbeck hier im Hause?"

„Das ist nicht wahrscheinlich. Dieser junge, tüchtige Beamte, einer meiner verläßlichsten — wenn auch nur ein Münchener — ist seit neun Tagen unermüdlich und jagt sich aus Sorge um Ihre Sicherheit die Seele aus dem Leib. Aber ich will anfragen." Die Exzellenz vollführte beim Telephonschalter eine komplizierte Umsteckerei. „Apfelbeck? Ja? Gut, daß Sie zufällig da sind! Kommen Sie doch gleich herunter! Baron Siebenreut ist hier." Der Präsident wandte sich. „Wollen die Herren inzwischen Platz nehmen?" Er deutete auf die hochbeinigen Lederstühle, ging zu seinem Schreibtisch, ließ sich nieder und blätterte vornehm in einem blaugehefteten Akt. Naan spielte alle Farben, nur keine gesunden, und Rappeiner sah seinen Herrn mit vorwurfsvollen Augen an, welche sagten: „Hab ich nicht abgeraten?"

Apfelbeck trat ein, elastisch und heiter, unter dem Arm eine Mappe. „Exlenz? Ich hab gleich den Akt

mit heruntergebracht, weil Exlenz mir sagten —" Er verneigte sich gegen Naan. „Meine Verehrung, Herr Baron! Die Sache steht gut. Wenn uns nicht irgend was Unberechenbares zwischen die Beine fährt, fangen wir den Halunken heut oder morgen."

„Wollen wir uns nicht setzen?" sagte die Exzellenz. „Also, Herr Baron? Was haben Sie uns mitzuteilen?"

Der blasse Freiherr schien sich seine Antwort reiflich zu überlegen. „Mitteilungen hab ich nicht zu machen. Ich kam in der Hoffnung, solche zu empfangen. Das werden Exlenz begreifen, wenn ich bitte, sich vom Inhalt dieses Kuverts zu überzeugen." Er reichte dem Präsidenten das Amtsschreiben, das er vor einer halben Stunde bekommen hatte.

Der Präsident nahm den Bogen heraus und stutzte. Naan und Rappeiner hingen mit erregter Spannung an seinem Gesicht. Hastig entfaltete die Exzellenz das Blatt und fragte in Verblüffung: „Das war in meinem Brief?"

„Ja, Exlenz! Das! Sonst nichts!" beteuerte Naan. „Berichten Sie, Rappeiner, wie alles war!"

Mit großen Augen lauschte die Exzellenz dem Rapport des Sekretärs, schüttelte den Kopf und sah das verhexte Blatt wieder an. „Apfelbeck? Verstehen Sie das?" Er reichte dem Kommissär den Bogen. Der betrachtete das Schreiben. Immer deutlicher ließ sich ein heiteres Zucken seiner Mundwinkel erkennen. Nun war er nahe daran, herauszuplatzen, wie bei einer unglaublich komischen Sache. „Verzeihung, Exlenz, ich benehme mich da nicht dienstgemäß. Aber da kann man nicht

ernst bleiben." Er wandte sich an Naan. „Nein, nein, nein, Herr Baron, das ist doch ein Scherz!"

„Aber ich schwöre Ihnen —" stammelte Naan.

Apfelbeck bezwang seine Heiterkeit. „Verehrtester Herr Baron! Das ist doch unmöglich! Haben Sie denn das Blatt nicht genauer angesehen? Es sieht doch aus, als wär es das auf unerklärliche Weise verschwundene Original jenes Briefes der Stuttgarter Doloreswerke."

„Das sonst niemand haben konnte," schrie der Freiherr in Erregung, „nur der Gauner, der es gestohlen hat und gegen den Erpresserbrief vertauschte. Nun hat er auf ebenso raffinierte, völlig unbegreifliche Weise den Erpresserbrief aus dem Schreiben der Exlenz wieder herausgezaubert und hat dafür den Stuttgarter Originalbrief der Doloreswerke hinein — — hinein — — ich weiß nicht, wie ich sagen soll." Dem Exaltierten rannen glitzernde Tropfen über den Hals. „Und einem solchen Kerl bin ich schutzlos ausgeliefert mit Blut und Habe, mit Leben und Seelenruhe!"

„Schutzlos?" Apfelbeck lächelte. „Allerdings, an die Schutzengel muß man glauben. Beruhigen Sie sich, Herr Baron! Was da wieder geschehen ist, läßt sich vorerst nicht klarstellen. Aber wenn Sie den Gang der Dinge nicht durch eine Unvorsichtigkeit stören, werden Sie bald von einem Resultat meiner Tätigkeit zu hören bekommen."

Ein tiefer Atemzug. „Gott soll's geben!"

„Nun wollen wir erst einmal vergleichen. Die Kopie des Stuttgarter Briefes hab ich im Akt." Apfelbeck

blätterte. „Hier ist sie.“ Er verglich die beiden Bogen. „Jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Original und Durchschlag, übereinstimmend bis auf die beiden Tippfehler, die der Brief enthält.“ Er legte die zwei Blätter aufeinander und hob sie gegen die Fensterhelle. „Sie decken sich. Ich bitte Exlenz, sich davon zu überzeugen!“

Der Präsident hielt die beiden Bogen gegen das Licht; dann tat es der schwer atmende Freiherr, dann Rappeiner. Das vollzog sich unter tiefem Schweigen. Nach dieser Stille sagte der Freiherr klagend: „Mir ist nicht mehr wohl zu Mut. Was soll man da tun?“

„Man wird dieser spukhaften Sache nachgehen. Ein bißchen, trotz Berlin, ist auch München noch immer vorhanden!“ tröstete die Exzellenz. „Ich gebe zu, die Angelegenheit beginnt sinnverwirrend zu werden. Hier hätte auch Friedrich der Große jenes berühmte Wort von den Dingen nicht mehr gefunden, die immer besser kommen, als man hofft, und immer schrecklicher, als man fürchtet — nein, umgekehrt! Auch mich beginnt die dunkle Geschichte bereits konfus zu machen. Gehen Sie vorerst ruhig nach Hause, lieber Baron, und nehmen Sie — — ach ja, ich vergaß, Sie wollten doch den Erpresserbrief, der nun verschwunden ist, Ihrem Berliner Studienfreund vorlegen?“

Gefällig sagte Apfelbeck: „Ich könnte dem Herrn Baron eine von den photographischen Kopien überlassen, die wir für die Schreibsachverständigen gemacht haben.“

„Ja, lieber Apfelbeck, tun Sie das!“ Die Exzellenz

wandte sich an den Freiherrn. „Ist der berühmte Studienfreund schon bei Ihnen eingetroffen?“

Wortlos schüttelte Naan den Kopf. Und Apfelbeck, mit einem frohen Erlösungsglanz in den Augen, übergab dem Sekretär zwei große, photographische Abzüge: Vorder- und Rückseite des rätselhaft aufgetauchten und nun ebenso rätselhaft verschwundenen Erpresserbriefes. „Das neue Corpus delicti gestatten Sie wohl zu meinem Akt zu nehmen?“ Kuvert und Doloresbrief verschwanden in der Mappe.

„Mit Ihnen, Apfelbeck, hab ich noch zu konferieren!“ Nach diesen halblauten Worten verabschiedete die Exzellenz den Freiherrn und Rappeiner in freundlicher, von etwas Schadenfreude durchsüßter Form. Als die beiden draußen waren, sprach der Präsident gegen die mit schwarzem Leder gepolsterte Tür hin. „Das gönn ich ihm!“ Er wandte sich. „Aber sagen Sie mir, Apfelbeck, die unheimliche Geschichte geht mir wirklich über den Strich. Wie soll man sich dieses Unmögliche erklären?“

„Das wäre vorerst schwer zu sagen, Exlenz! Es ist nötig, daß ich die beiden Briefblätter sofort einem Sachverständigen über Schreibmaschinen vorlege, um festzustellen, daß es sich hier tatsächlich um Original und Durchschlag handelt. Nach Ihrer bewährten Schule, Exlenz, muß man da Schritt für Schritt vorgehen.“

„Tun Sie das! Schlägt Ihnen die Sache fehl, so bleibt uns noch immer der wohltuende Trost, daß sich an dieser unaufbeißbaren Nuß auch der geniale

Berliner gründlich blamieren wird — dieses nachgeborene Landsmännchen Friedrichs des Großen."

Als Apfelbeck beschwingten Schrittes hinaustrat in den Korridor, sah er den Freiherrn wartend bei einem Fenster stehen. Hastig trat Naan auf den jungen Beamten zu, mit dem Aussehen eines armen Sünders, der Reu und Leid zu machen gedenkt. „Herr Kommissär! Ich hoffe, daß zwischen uns beide kein Mißverständnis getreten ist?"

„Wieso, Herr Baron?"

„Nun — wegen meines Studienfreundes — den ich um Rat fragen wollte — nächster Tage —"

„Aber nein, bitte, Herr Baron, das steht ganz in Ihrem Belieben. Für mich handelt es sich, wenn ich Erfolg haben soll, nur um eine einzige Sache — die allerdings unerläßlich ist."

„Das wäre?"

„Daß Sie alles, was wir für den heutigen Abend und für morgen besprachen, streng befolgen."

Aufatmend streckte sich Naan. „Ein Mann ein Wort!" Er reichte Apfelbeck die Hand. „Zusagen, die ich gegeben habe, pflege ich unverbrüchlich zu halten." Weil ihm die Erinnerung an den zehnprozentigen Finderlohn hilfreich erschien, fügte er mit Nachdruck bei: „Jede Zusage!"

„Dann wird es am ersehnten Glück nicht fehlen." Apfelbeck verneigte sich. „Habe die Ehre, Herr Baron!"

Während Naan mit Rappeiner über die Treppe hinunterstieg und sich fröstelnd in seinen Pelz wickelte, knirschte er durch die Zähne: „An der Abmachung

mit Apfelbeck darf der andere kein Jota ändern. Man muß ihm auf das strengste einschärfen, daß er jeden Kontakt mit der hiesigen Polizei zu vermeiden hat — ausgenommen, er faßt dieses niederträchtige Aas! Dann ist mir alles übrige wurst. Und die feine Exzellenz mit ihrem großen Friederich kann sich grünärgern." Ein schwüler Atemzug. Dann im jagenden Coupé die erschrockene Frage: „Rappeiner? Haben Sie die photographischen Blätter?"

„Jawohl, Herr Baron!"

„Geben Sie her! Ich muß mir diese Schweinerei nochmal ansehen!" Als Naan die zwei Blätter auf dem Schoß seines Pelzes ausgebreitet hatte, seufzte er: „Eine Photographie der Venus Kallipygos von vorne und hinten wäre mir erquicklicher!" Von den Federn des Wagens mild geschaukelt, begann er zu lesen:

„Mein Herr! — Von Ihrer Klugheit erwarte ich zwei Gefälligkeiten. Es ist anzunehmen, daß Sie sich eigensinnig dagegen sträuben werden. Schließlich findet sich alles. Die Sache hat keine Eile. Ich gebe Ihnen Zeit zu reiflicher Überlegung. Weil die menschliche Vernunft der Aufmunterung bedarf, soll Ihnen am Siebenten des kommenden Monats eine Mahnung zugehen, die eindringlich zu Ihnen sprechen wird. Genau einen Monat später, wieder am Siebenten, empfangen Sie eine zweite Warnung. Die letzte. Dann hat es Eile. Es wird Ihnen eines Tages eine kleine Kassette zugehen, in der eine Million Mark mit Bequemlichkeit unterzubringen ist, vorausgesetzt, daß sie vorher umgewechselt wurde

in englische Hundertpfundnoten. Diese gewissenhaft gefüllte Kassette werden Sie 20 Minuten nach Empfang in einen Wagen verbringen. Sie können nach Belieben Ihr elegantes Coupé wählen, einen geräumigen Viersitzer oder einen Fremdenomnibus für 50 Personen. Die Wahl Ihrer Begleitung bleibt nach Ziffer und Bewaffnung Ihrem Gutdünken überlassen. Sie nehmen den Weg Ihrer gewohnten Spazierfahrt durch den Englischen Garten. Im Verlaufe dieser Fahrt werden Sie einen nicht zu verkennenden Wink erhalten, welchen weiteren Weg Sie einzuschlagen haben Er wird Sie zu einer Waldblöße führen. Inmitten dieser Blöße steht ein alter hohler Baum. Seine Höhlung wird ausreichen, um die gefüllte Kassette in sich aufzunehmen. Befindet sie sich eine halbe Stunde später noch in dem hohlen Baum — was Sie samt Begleitung in aller Gemütlichkeit abwarten können — so steht es in Ihrem Ermessen, die Million wieder mitzunehmen. Ist die Kassette nach 30 Minuten aus dem hohlen Baum verschwunden, dann sind Sie für die zweite Aufgabe reif. Verläßlich werden Sie die Stunde des Tages erfahren, an dem Sie mit Ihrem Wagen eine bestimmte Gasse von München zu passieren haben. Bei dieser Fahrt ist bewaffnete Begleitung überflüssig. Noch mehr, sie wäre gefährlich. Ein junges Mädchen wird den Wagen anrufen. Der Wagen hält, und das junge Mädchen wird Ihnen ein kleines Kind übergeben. Ihre jahrelange Sehnsucht wird gestillt sein. Das fernere Schicksal des Kindes ist dem freien Entschluß Ihres wohltätigen Herzens anheimgestellt.

Ich vermute, daß Sie das herzige Kindchen musterhaft erziehen und zu Ihrem Universalerben ernennen werden. Dann glaube ich Ihnen ein langes Leben in sorgloser Fröhlichkeit prophezeien zu können. Empfangen Sie, mein Herr, den Ausdruck erwartungsvollster Verehrung, mit der ich zeichne — Ihr treubesorgter — Freund und Berater."

Als Naan zu Ende gelesen hatte, war in seinen Zügen ein Ausdruck rührender Hilflosigkeit. „Die Million? Nun ja, das ist verständlich. Aber — das Kind! Das Kind!" Er nahm den Hut herunter und trocknete mit dem Taschentuch seine Stirn. „Die Geschichte macht mich verrückt. Meine Tage sind entnervend. In den Nächten denke ich Dinge, die nicht normal sind."

„Der Herr Baron werden wieder Ruhe finden, vielleicht schon morgen!" tröstete Rappeiner. „Apfelbeck machte heut einen vorzüglichen Eindruck auf mich."

„Lassen Sie mich aus mit diesem heimatlichen Schaf! Hilft mir nicht der andere, so bin ich verloren."

„Ich meine doch, daß Apfelbeck —"

Heftig schüttelte Naan den Kopf.

Und Rappeiner, um seinen verstörten Herrn aufzuheitern, sagte lachend: „Wollen wir wetten, Herr Baron?"

„Danke! Nein!" Die Antwort hatte einen gereizten Ton. „Bei einer Wette mit Ihnen — vor dreiundzwanzig Jahren — hab ich eine Erfahrung gemacht, die ich nicht wiederholt sehen möchte."

Nun schien auch der Sekretär von einem unerquick-

lichen Empfinden befallen zu werden. „Herr Baron belieben sich zu erinnern — die Wette von damals — das war nicht mein Vorschlag."

Naan nickte. „Damals sagte ich: junge Torheit. Jetzt möchte ich sagen: drückende Schuld!" Seine Stimme bekam einen erloschenen Ton. „Rappeiner! Immer geht es mir nach — ob da nicht — — Zusammenhänge sind?"

„Aber Herr Baron! Das ist doch ausgeschlossen!"

„Meinen Sie? Vielleicht haben Sie auch recht. Aber manchmal hab ich irrsinnige Stunden, in denen ich wünsche, daß es nicht ausgeschlossen wäre."

Der Wagen hielt vor dem Palais. Weil Naan das Schimmelcoupé seiner Gattin vorfahren sah, stammelte er in Unbehagen: „Verstecken Sie die verfluchten Photos!"

Der Portier meldete, daß seit einer halben Stunde ein fremder, eleganter Herr im Büro mit Ungeduld den Gnädigen erwarte. Der Freiherr und Rappeiner tauschten einen Blick, und Naan flüsterte dem Sekretär ins Ohr: „Warten Sie, bis meine Frau fortgefahren ist! Dann bringen Sie ihn sofort zu mir hinauf. Entfernen Sie aber zuerst diesen lästigen Hippolyt für einige Stunden! Damit Apfelbeck ohne Ahnung bleibt."

Frau Lilli, mit leisem Kleiderrauschen, kam über die teppichbelegte Steintreppe herunter, zart wie ein junges Mädchen. Ein dichter, violetter Schleier unterstützte diese Täuschung.

„Wohin, Liebste?"

„Die Minna Dollmann hol ich ab. Wir fahren ins rote Kreuz."

„Was hast du für den Abend vor?"

„Sitzung im Frauenverein."

„Also muß ich allein in die Salome?"

„Wahrhaftig? Du gehst?" Frau Lilli staunte. „Wie schön, daß du dich auf deine alten Tage noch bekehrst." Nun betrachtete sie ihn aufmerksam. „Naan? Bist du nicht wohl?"

„Was dir einfällt!" Ein Lachen versuchend, flüchtete Freiherr von Siebenreut vor diesem forschenden Frauenblick.

Baronin Lilli sagte zum Portier: „Telephonieren Sie gleich an den Medizinalrat! Er soll meinen Mann ansehen. Der gefällt mir nicht." —

Zum Frühstück, um halb ein Uhr, kam die Baronin etwas echauffiert nach Hause. Sie fand ihren Gatten bei noch üblerem Aussehen als am Morgen. „War der Medizinalrat bei dir?"

Naan antwortete mit dem Blick einer gepeinigten Menschenseele. „Nötig wär's nicht gewesen."

„Was fand er?"

„Nichts." Ein galliges Lachen. „Das scheint Mode zu werden — nichts finden zu können."

„Hast du noch andre Ärzte konsultiert?"

„Ich? Nein. Ich meinte nur so — du weißt doch, wie der Medizinalrat ist — er machte einen von seinen Späßen: Jaaa, liebes Naanchen, wir alle sind eben keine heurigen Hasen mehr."

„Wir alle?" Frau Lilli schien an diesem Wort

etwas Verletzendes gefunden zu haben und bemerkte kühl: „Man ist immer so jung, wie man sich fühlt.“ Sie erleichterte die Austernplatte, die Hippolyt mit Chic servierte, um zwei Muscheln und fragte den das Frühstück überwachenden Pieter: „Hat Dollmann ein Buch geschickt?“

„Ja, Frau Baronin, ich hab es bereits aufgeschnitten.“

„Was für ein Buch?“ fragte Naan zerstreut.

„Dollmann sagte neulich: das wäre eines der geistvollsten Werke unserer Literatur. Ich bat ihn, mir das Buch zu besorgen. Der Titel ist vielversprechend und geheimnisvoll: ‚Auch Einer‘.“

„Wieder ein Detektivroman?“ Naans Stimme hatte einen säuerlichen Ton.

„Wie soll ich das wissen? Pieter hat das Buch doch erst aufgeschnitten.“

„Nun ja, wir kennen doch deine Liebhaberei. Da wirst du dich wieder an dem üblichen Kriminalschwindel ergötzen können. Wesentlich anders, als in diesen phantastischen Büchern, sind solche Dinge in Wirklichkeit. Da bleiben die Gauner unerwischbar. Und der Detektiv blamiert sich chronisch.“

In Frau Lillis Augen war ein seltsamer Frageblick; die Anwesenheit der beiden Lakaien schien ihre Neugier zu dämpfen; sie glaubte zu bemerken, daß Hippolyt schmunzelte; deshalb gab sie auch ihrem Gatten einen mahnenden Wink, ohne wahrzunehmen, daß Naan, als er sich an Hippolyt erinnert sah, wie ein junges Mädchen errötete. Baronin Lilli glitt in ihrer kühlen Art zu einem anderen Thema hinüber, berichtete

von der Sitzung im roten Kreuz und erzählte, daß die beiden Almanstötters — ein reiches kinderloses Ehepaar — wieder eine große Stiftung angemeldet hätten.

Der Freiherr nickte. „Was sollen sie sonst anfangen mit ihrem zwecklosen Mammon? Nur für ein zukünftiges Lachen unerquicklicher Verwandten sorgen? Ich kann mir was Amüsanteres denken."

„Man sagt, jetzt hätten sie die verrückte Absicht, ein Kind zu adoptieren."

„Verrückt?" Naan wurde nervös. „Es gibt mancherlei Umstände, unter denen ein solcher Einfall einleuchtend wird und ein überaus verständiges Gesicht bekommt."

„Aber Naan!" Das sollte heiter klingen, war jedoch anzuhören wie verschleierte Empörung.

Für den Rest des Frühstückes belebte sich das Gespräch nicht mehr. Als die Lakaien das Dessert serviert hatten und verschwanden, fragte Frau Lilli unvermittelt: „Naan? Hast du irgend etwas mit der Polizei?"

Der Freiherr brachte einige Beherrschung fertig. „Ich? Wieso?"

„Bei der Sitzung im roten Kreuz bekam ich Bemerkungen zu schlucken. Über Professor Breyers Austritt aus dem Komitee. Sogenannte Freunde und Freundinnen sind immer mitteilsam in solchen Dingen. Sogar die Minna Dollmann fragte beharrlich, was denn los wäre mit dir. Und die Generalin Gernhäuser wollte von mir erfahren, was du heute — sie

sagte: schon wieder — auf der Polizei zu tun gehabt hättest. Sie hätte dich herauskommen sehen, sehr aufgeregt."

Naan verlor allen Schliff seiner Bildung. Er schlug die zusammengeknüllte Serviette auf die Tafel und schrie: „Das ist zum Teufelholen!"

Mißbilligend mahnte Frau Lilli: „Naan!"

Er wurde nicht ruhiger. „Dieses gottverfluchte Klatschgesindel! Eine harmlose politische Angelegenheit, eine Vereinsgeschichte, soziale Fürsorge — mehrfache Besprechungen mit dem Polizeipräsidium waren nicht zu umgehen — und was machen da nun die Leute draus! München, München, München! Hier ist das ärger als irgendwo in der Welt. Sonst brauchen die Leute, um einen Elefanten zu fabrizieren, doch wenigstens eine Fliege. Hier in München genügt ihnen die Luft — um nicht zu sagen: ein Furz!"

Frau Lilli lehnte sich chokiert zurück. „Naan! Es sieht wirklich so aus, als ob du krank wärst. Deine Nerven werden unbotmäßig. Auch deine Ausdrücke."

Der Freiherr rhob sich. „Möglich — daß ich krank bin. Ich w l mich ein paar Stunden hinlegen. Mahlzeit!"

Kapitel VIII

reiherr von Siebenreut legte sich hin. Schlafen konnte er nicht. Jeder Blick nach der Uhr schien sein Unbehagen zu mehren. Nur noch fünf Stunden bis zur ‚Salome'. Wenn er an diese Dame dachte, sah er immer den riesenhaften roten Henker, der dem biblischen Namensbruder des Freiherrn von Siebenreut den Kopf herunterschlägt. Deutlich erkannte Naan das eigene Haupt mit dem rasierten Erschöpfungsgesicht und dem grauwerdenden Biedermeierbackenbärtchen in der goldenen Schüssel, auf deren breitem Rand die Ziffer 7 und eine magere Eins mit sechs fetten Nullen sich verschlangen zu einer hebräischen Zierleiste. In seiner bedrückten Hirnkapsel begannen sonderbare Gedankenblasen durcheinander zu wimmeln. War der heilige Jochanaan zeit seines Lebens Jüngling geblieben? Oder war er erst in reiferen Jahren ein Heiliger geworden? Hatte er ein Kind? Von früher her? Ein verschollenes, unfindbares, vergessenes Kind? Und war die Zisterne, in die man ihn sperrte, vielleicht *auch* mit einem goldenen Sonnenblumenmuster auf dunkelgrünem Leder tapeziert? Und sah er da *auch* in jeder Sonnenblume ein vorwurfsvolles Kindergesicht?

Naan sprang auf und wanderte ruhelos durch das große Zimmer. Er hatte Herzklopfen, Ohrensausen und auch sonstige Zustände wie bei einer Coffein-

vergiftung — obwohl er den Frühstücksmokka gar nicht abgewartet hatte.

Plötzlich verließ er den schönen Raum der zartschimmernden Sonnenblumen, durchschritt zwei Korridore, stieg über eine Wendeltreppe hinunter und wollte eine weißlackierte Tür öffnen. Sie war versperrt. Der Schlüssel stak im Schloß. Naan sperrte auf und trat in ein geräumiges Zimmer, neben dem noch ein zweites lag wie ein Alkoven. In den beiden Stuben war's frostig, unfreundlich — zwei selten benützte Fremdenzimmer mit zugezogenen Gardinen, eingerichtet nach dem Geschmack vergangener Jahrzehnte. Was man nicht mehr zwischen den eigenen Wänden haben will, stellt man immer in die Fremdenzimmer. Die besser eingerichteten — für Gäste auf Eibensporniſcher Rangstufe — waren oben. Aber sonst schien die Lage hier unten gut, nach dem Garten hin, Sonnenseite, nicht weit von der Küche, wie geschaffen für die Ansprüche eines lieben Kindchens! Schwer atmend legte Naan die Hand über seine Augen. „Ich bin schon völlig verdreht." Er verließ das Zimmer. Der Hausdiener, der das Schloßknacken vernommen hatte, kam gelaufen. „Gut, daß Sie da sind, Franz! Was in den beiden Zimmern steht, soll gelegentlich auf den Speicher kommen, alles. Es wäre möglich, daß ich hier plötzlich — neu einrichten müßte."

Droben gab Naan dem aufmerksam lauschenden Hippolyt den Auftrag: „Wecken Sie mich um halb Sechs." Dann nahm er drei Bromuralpastillen. Eingehüllt in eine Guanacodecke, schlief er ungemein fried-

lich. Doch als Hippolyt ihn weckte, riß Naan die Augen so erschrocken auf, als wäre in ihm eine fürchterliche Angst vor näherrückenden Dingen.

Während der Freiherr mit seiner Toilette für die ‚Salome' — nein, für den Vortragsabend der Akademie der Wissenschaften — beschäftigt war, standen in der Auffahrtshalle des Hoftheaters schon die acht von Apfelbeck instruierten Paraventmänner in Bereitschaft, die einen im Schatten des stillen, sternhellen Abends, die anderen im grellen Licht der zwei Bogenlampen. Alle hatten sie weitfaltige Mäntel. Es waren stattliche Leute. Jeder von ihnen warf von Zeit zu Zeit einen spähenden Blick zum Maxmonument hinüber, das still im Dunkel des großen Residenzplatzes lag, als schwarze Silhouette abgehoben vom Laternenschein. Auch noch andere Leute standen zwischen den Säulen und auf der Freitreppe umher: junge Mädchen, die auf eine Freundin warteten, und Studenten, die vermutlich das gleiche taten. Der Zustrom der Leute war noch mager, die Zufahrt der Wagen spärlich, so daß sich die anfahrenden Autos, Equipagen und Droschken noch nicht in Reihe aneinanderzuschließen brauchten.

Zwischen vielen Leuten kam über die Stufen der Säulenhalle langsam eine schlanke Mannsgestalt herauf, bei deren Anblick man an einen Musiker dachte. Das Gesicht lag im Schatten eines breitkrempigen Schlapphutes. Über den aufgestülpten Kragen des Paletots schwankten schwarze glattsträhnige Haare bis auf die Schultern. Man sah im überschatteten Gesicht einen schwarzen Schnurrbart, der nach östlicher Art über die

Mundwinkel herunterhing. Vielleicht ein ungarischer Geiger? Oder ein polnischer Pianist? Er schien fremd zu sein in München. Auf den Stufen blieb er ein paarmal stehen und blickte umher, als müßte er sich orientieren. Alle Leute schienen seine Neugier zu wecken, besonders die großen Männer mit den faltigen Mänteln. Einen von ihnen sprach er an, in gutem Deutsch, doch mit ausländischem Akzent: „Bitte, wo komme ich hier zur Kasse?"

„Da, zur Tür müssen S' eini. Moanen S', der Kassier hockt si aufs Pflaster aussi?"

Zwischen zwei Kutschen schlüpfte der Fremde flink hindurch und trat in das Foyer. Seine schwarzen Blitzaugen huschten mit spähender Schärfe über alle Leute hin, die da umherstanden. Bei der Kasse, die geschlossen war, hing ein Pappendeckel: Ausverkauft. „Nichts mehr zu haben?" fragte der Fremde einen der blaulivrierten Zettelverkäufer.

„Was glauben S' denn? Wann a Straußische Oper is? Da hätten S' vor acht Täg kommen müssen."

Mißvergnügt trat der Fremde wieder in die Auffahrtshalle hinaus, die Leute studierend. Es mußte ihm aufgefallen sein, daß die großen Mannsbilder in den weiten Mänteln von Zeit zu Zeit hinüberguckten zum Maxmonument. Auch er spähte ins Dunkel hinaus. Über den breiten Platz hinüber war bei dem schwarzen Denkmal nichts zu gewahren. Kaum unterschied man deutlich die Leute, die mmer zahlreicher zum Theater kamen.

Der Fremde wanderte über den von Zwielicht

umschleierten Platz und schlängelte sich immer näher gegen das Monument. Dort stand im schwarzen Schatten ein Mensch, so hochgewachsen, daß er um einen Kopf hinausragte über das erfreulichste Militärmaß; er war wie ein Tourist gekleidet, mit einem dunklen Sweater, den Kopf umhüllt von einer gestrickten Mütze; doch hatte er keine Bundhose, sondern lange weite Beinkleider. Und hinter den Schultern trug er einen dickangepackten Rucksack — für München keine ungewöhnliche Erscheinung. Dennoch studierte der musikhaarige Fremde den langen Sportjüngling sehr aufmerksam. Dieses Interesse schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen, und als der Fremde das bemerkte, schlenderte er pfeifend hin und her und kam immer weiter gegen das Postgebäude, das er in dem Augenblick erreichte, in dem das hübsche, vom Laternenschein blitzende Coupé des Freiherrn von Siebenreut den Lauf der ungarischen Traber bremste und sich anschloß an die Wagenzeile. Hippolyt, der in einem Mantel mit dickem Biberkragen neben dem Kutscher saß, schien den Langhaarigen zu gewahren, streckte den Hals und sah, daß der Fremde dicht am Wagen vorüberging, einen bohrenden Blick in das Coupé warf, um die Ecke bog und flink in das Tor der Post hineinschlüpfte. Hier stand ein Auto mit ratterndem Motor; hinter dem Fensterglas bewegte sich etwas, wie ein Mädchengesicht mit flachem Hütl darüber. Die Wagentür wurde um einen Spalt geöffnet, eine kleine Hand war zu sehen, ein runder Arm. Nun kam aus dem Tor des Postgebäudes ein junger Mann heraus. War

das nicht der gleiche Paletot, wie ihn der östliche Musikus trug? Nur offen, den Kragen umgelegt? Nein. Das mußte ein anderer Mensch sein. Keine langen Haare, sondern ein gestutzter Kopf; kein breitkrempiger Schlappdeckel, sondern ein fescher, modischer Filzhut. Rasch verschwand der junge Mann im Auto, das langsam davonrollte und beim Eingang der Residenzstraße vor einem schwach beleuchteten Laden stehen blieb. Ein zierliches Dämchen stieg aus dem Wagen, trat in das Geschäft, kam nach einer Weile wieder heraus, mit einem Paket, und ging davon, als wäre das Auto nimmer da. Auf der anderen Seite des Wagens schlüpfte einer, nicht mit hängendem Zigeunerschnauz, sondern mit keck aufgezwirbeltem Bärtl, aus dem Auto heraus, kletterte lustig schwatzend zu dem Chauffeur auf den Bock und spähte immer gegen die Wagenreihe hinüber, in der das Coupé des Freiherrn von Siebenreut schon nahe der Auffahrt war.

Jetzt zogen die ungarischen Traber an, nahmen in flotter Fahrt die Steigung der Säulenhalle — irgendwo ein schriller Pfiff — und noch ehe das Coupé stillstand, drängten sich neugierige Mannsleute von beiden Seiten herbei und verstopften die Passage. Theatergäste, die hinter den Neugierigen sich ansammelten, konnten nicht gewahren, wer da kam; sie hörten nur den Schlag der Wagentür und sahen das Coupé davonstieben. Als es, gegen die Residenzstraße hin, den für die Abfahrt polizeilich vorgeschriebenen Bogen um den Platz machte, schob sich aus dem schwarzen Schatten des Monuments ein Kopf heraus. Man

vernahm ein schnurrendes Geräusch, und jener lange Mensch mit dem Rucksack glitt über den dunklen Platz zum Hoftheater hinüber, ohne die Beine zu bewegen; es sah aus, als trüge er Rollschuhe, wäre über ein Gehäng heruntergefahren und hätte noch einen langen Auslauf. So bog er um das Theatergebäude in die Marstallstraße. Das schnurrende Geräusch verstärkte sich, und die Rollschuhe fingen wie wahnwitzig zu rasen an. Der Sausende beugte den Oberkörper vor, gleich einem Schnelläufer auf Schlittschuhen. Durch den Hofgarten, am Park der österreichischen Botschaft vorüber. Zu einem Weg von zehn Minuten brauchte er keine zwei. An der Ecke der Schönfeldstraße hielt er im schwarzen Schatten einer Buschgruppe; links die Villenreihe der Königinstraße, rechts die Bäume und Stauden des Englischen Gartens. Durch die Schönfeldstraße kam eine jagende Equipage herunter, das Coupé des Freiherrn von Siebenreut; Hippolyt spähte gegen den schwarzen Busch, machte nickende Bewegungen und deutete mit dem Daumen über die Schulter. Das Coupé fuhr durch die Königinstraße gegen Schwabing. Nun kam, auf hundert Schritte hinter dem Wagen, ein Auto und nahm den gleichen Weg. Man hörte das Schnurren wieder, und der lange Rollmensch holte das Auto ein. Er hatte einen kleinen Revolver in der Hand. Dicht hinter dem Auto schob er die Mündung der Waffe gegen die Pneumatik eines Rades hin und drückte los. Der Knall des Revolvers verschmolz mit der Detonation des platzenden Schlauches, und während das Auto noch eine

Strecke weiterschoß, verschwand der Mann mit dem Rucksack in scharfer Kurve zwischen den Bäumen.

Neben einer Laterne blieb das Auto stehen. Vom Bocksitz sprangen zwei Leute herunter, der fluchende Chauffeur und ein junger Mann mit aufgezwirbeltem Schnurrbart. Dieser gestoppte Jahrgast schien sehr wütend zu sein; das war an der zuckenden Bewegung zu merken, mit der er das fesche Modehütl übers Ohr drehte; dabei spähte er nach der Richtung, in der das Coupé des Freiherrn von Siebenreut verschwunden war.

Einige Passanten traten zum Auto und guckten neugierig. Einer, der aus dem Englischen Garten gekommen, blieb unter der Laterne stehen, so daß der Schatten der Hutkrempe sein Gesicht umdunkelte. Er trug einen grauen Radmantel und fragte münchnerisch gemütlich: „Was is denn passiert?"

„Woaß der Teifi!" murrte der Chauffeur. „A nagelneuer Schlauch!" Er untersuchte die leergeblasene Pneumatik. „Ja Herrgottsakra, was is denn jetzt dös? Der Reifen hat zwei Löcher —"

Der junge Mann mit dem feschen Hütl machte eine rasche Wendung gegen den Chauffeur, beugte sich nieder, betrachtete aber nicht das Rad, sondern spähte gegen die Laterne hinüber und sah unter dem grauen Radmantel des Neugierigen eine auffallend weite Hose herausgucken, unten spannenbreit umgestülpt, als hätte sie früher einem Menschen mit längeren Beinen gehört.

„A halbe Stund haben mer Arbet!" sagte der Chauffeur und öffnete den Wagenschlag. „Fräuln,

da müssen S' aussteigen!" Er guckte verblüfft in das leere Auto. „Wo is denn dös Frauenzimmer?"

„Furt. An anders Auto holn!" sagte der mißmutige Fahrgast.

Der Neugierige bei der Laterne schien zu wachsen, als er diese Stimme hörte, deren Dialekt an Wien, an Linz oder Salzburg denken ließ. Bei dem raschen Schritt, den er machte, wehte der Radmantel auseinander und zeigte den gleichen Sweater, wie ihn der Lange beim Maxmonument getragen hatte.

„Halt!" mit einem flinken Satz war der andere vom Auto gegen die Laterne gesprungen. „Keine Bewegung mehr!"

„Sie wünschen — ‚mein Herr'?" fragte die heitere Stimme Apfelbecks.

Im Schein der Laterne blinkte was vor der Brust des Kommissärs, während eine leise, fast wohlwollend klingende Stimme sagte: „Sö? Freinderl? Wissen S', was dös is?"

„Jawohl!" Im gleichen Augenblick hielten Apfelbecks gesunde Bayernfäuste das Handgelenk des anderen wie ein Schraubstock umklammert. Eine schnellende Bewegung, und der Revolver, dem Apfelbeck blitzschnell nachspähte, flog davon. „Her da, Zeber! Ich hab ihn!" Der andere, weniger erschrocken als konsterniert, sah aus den Stauden des Englischen Gartens einen Schutzmann heraustappen, hinter den Schultern einen viereckig angepackten Rucksack, an dem zwei große, plumpgeformte Rollschuhe baumelten. „Die Handschellen, Zeber!" befahl Apfelbeck. „Und Sie, Chauffeur,

untersuchen Sie den Wagen! Da muß eine Tasche sein, oder ein großer Filzhut mit langhaariger —" Das Wort Perücke brachte Apfelbeck nimmer heraus. Er hatte leere Hände, fühlte was Brennendes in den Augen, sah nichts mehr und vernahm die philosophische Bemerkung des Chauffeurs: „I hab mer allweil scho so ebbes denkt! Da kann i von Glück sagen — fufzg Markln Vorschuß hat er mer geben. Herrgott! Der kann springen!" Ein fröhliches Lachen. Für einen braven Staatsbürger ist es immer ein Vergnügen, wenn die Polizei den Kürzeren zieht.

Leute sammelten sich, und ein Gefälliger lief, um aus einem der nächsten Häuser eine Schüssel mit Wasser zu holen. Als Apfelbeck und der Schutzmann die beißende Asche aus den Augen gewaschen hatten, wurde der fremde Revolver aus den Stauden geholt und der Chauffeur vernommen. Der sagte aus: man hätte ihn um sechs Uhr zum Hotel Vier Jahreszeiten gerufen: ein junges Paar wäre eingestiegen, ohne Gepäck; er hätte die beiden für Geschwister gehalten; vor der Post wäre der Herr ausgestiegen; das hätte eine halbe Stunde gedauert; dann hätte das Auto hinüberfahren müssen zur Residenzstraße; hier wäre der junge Herr zum Chauffeur auf den Bock gestiegen, hätte gesagt, daß er das Auto die ganze Nacht und den folgenden Tag behielte, hätte fünfzig Mark Vorschuß bezahlt und wäre einer Equipage nachgefahren, an der Feldherrnhalle vorüber und durch die Schönfeldstraße gegen den Englischen Garten.

Die Untersuchung des Autos förderte nicht das

Geringste zu Tage, keine Tasche, keinen Filzhut, keine langhaarige Perücke. Nichts. Es blieb nur der einzige Wink: Vier Jahreszeiten, im Auto ohne Gepäck. Noch während der Vernehmung des Chauffeurs nahm Apfelbeck den schweren, viereckigen Rucksack hinter die Schultern und schnallte das elektrische Eumenidenfuhrwerk unter die Sohlen. „Sie bleiben, Zeber, bis das Auto wieder in Ordnung ist! Dann nehmen Sie mit dem Chauffeur ein genaues Protokoll auf!" Apfelbecks Stimme wurde intim. „Im übrigen halten Sie bis auf weiteres den Schnabel. Es ist nicht notwendig, daß unsere Blamage Gemeingut der Öffentlichkeit wird." Ein schnurrendes Geräusch, und Apfelbeck sauste auf seinen Rollschuhen davon.

Hinter dem Entwischten herzutappen? Das wäre sinnlos gewesen. Nur flink in die Vier Jahreszeiten! Vielleicht ließ sich da die „Schwester" noch hopp nehmen?

Während Apfelbeck bei surrender Fahrt den Kopf gegen den Wind bohrte, erfüllte ihn ein knirschender Ingrimm. Betrogen um das Glück! Das er schon in der Faust gehalten! Und düpiert durch eigene Schuld! Nicht der Gauner hatte ihn genarrt, nur der eigene törichte Gedanke: das könnte der andere sein, der „Studienfreund" des Barons! Erst der Dialekt, den er zu hören bekam, hatte ihm diese irrsinnige Vermutung ausgeredet. „Sö! Freinderl!" Wenn ein Berliner das auch zu sagen versucht, er bringt es nicht fertig, nicht für ein süddeutsches Ohr!

Kapitel IX

In den vier Jahreszeiten wurde Apfelbecks Stimmung nicht rosiger. Die beiden Reisenden, hieß es, wären am Morgen eingetroffen und hätten zwei Zimmer genommen: „Dr. Prohaska und Schwester aus Salzburg"; gleich nach dem Frühstück wären sie fortgegangen und erst um fünf Uhr nachmittags zurückgekommen; beim Portier hätte sich der Herr nach dem Theaterbeginn der „Salome" erkundigt; gegen sechs Uhr wären die beiden mit einem Auto fortgefahren; drei Viertelstunden später wäre das Fräulein in einer Droschke allein zurückgekehrt, hätte die Rechnung bezahlt und das Gepäck mitgenommen. Der Boy hätte gehört, daß die junge Dame dem Kutscher zurief: „Zum Bahnhof!" Ob an den beiden nichts aufgefallen wäre? „Nein! Sie sahen aus wie gute Leute und benahmen sich auch so." Ob sie österreichischen Dialekt gesprochen hätten? „Auch nicht. Sie sprachen tadelloses Hochdeutsch." Die Sache wurde für Apfelbeck immer rätselhafter. Nichts stimmte, alles war Widerspruch.

Vor Wut zitternd, kam der Enttäuschte in die Polizeidirektion, hängte das Eumenidengespann und den Rucksack mit dem Akkumulator an den Nagel und ließ sich für ein dringendes Telephongespräch mit der Salzburger Polizei verbinden. Es überraschte ihn nicht, zu hören, daß es in Salzburg mehrere Prohaskas mit Schwestern gäbe, nur keinen mit dem akademischen

Doktorgrad. Natürlich war diese Schwester auch nicht von München fortgereist, war nur zum Bahnhof gefahren, um sich von einer anderen Droschke in ein anderes Hotel kutschieren zu lassen, nicht mehr als Schwester.

Apfelbeck jagte von einem Büro ins andre. Von seinen Vigilanten war keine verwertbare Meldung da; das Protokoll, das der Schutzmann Zeber mit dem Chauffeur aufgenommen hatte, war eine leere Suppe; nur im Meldeamt erfuhr Apfelbeck eine Sache, die, obwohl sie negativ aussah, etwas Positives hatte: jeder seit vierundzwanzig Stunden von Berlin angelangte Schnellzugsreisende war eruiert; ein bekannter Kriminalist oder Detektiv war nicht eingetroffen. Und die von Apfelbeck erbeutete Waffe erwies sich als österreichischer Militärrevolver. Also: trotz aller Widersprüche war das „Freinderl" aus der Königinstraße der in der Heimat des Briefpapiers mit dem weidmännischen Wasserzeichen zuständige Gauner, der sich morgen, am 7. November, in der Nähe seines Opfers befinden wollte. Das war verhindert — das einzige Trostpflaster für Apfelbecks Mißerfolg.

Er gab Befehl für die Ausforschung der Droschke, mit der die „Schwester" samt ihrem Gepäck vom Bahnhof wieder in die Stadt fuhr, sowie für die Nachfrage nach Reisenden, die aus östlicher Richtung gekommen waren. An Hanselmann-Bogopolskys Deckadresse ging das Telegramm ab: „Sehr in Sorge, erhoffe baldige Nachricht über Besserung deiner Gesundheit — Rebekka." Hierauf begab sich Apfelbeck

zum Rapport in das Präsidialbüro. Die Exzellenz fragte teilnehmend: „Haben Sie einen Trauerfall in der Familie?“

„Ich?“

„Weil Ihre Augen so aussehen.“

„Wie scharf Exlenz beobachten! Eine Tante. Ja! In den besten Jahren. So plötzlich!“

„Meine Kondolation, lieber Apfelbeck! Das wird Ihnen wohl auch aus dienstlichen Gründen sehr in die Quere kommen?“

„Durchaus nicht. Was Amt heißt, muß eine von allen persönlichen Angelegenheiten unberührte Sache bleiben.“

„Brav gedacht! Und wie steht es mit Ihrem Fall?“

„Ausgezeichnet, Exlenz!“ Max Apfelbeck schien einer von den klugen Beamten zu sein, die ihrem hohen Vorgesetzten jeden Ärger zu ersparen suchen. „Ich habe das Signalement des Gauners. Polnische Heimat. Aussehen musikalisch. Langes Haar, hängender Schnurrbart. Das wird natürlich eine Verkleidung gewesen sein. Aber Größe, Bewegung, Arbeitsmethode — das kenn ich jetzt. Als er nach seiner Schnüffeltätigkeit beim Hoftheater vermuten mußte —“

„Konnten Sie den Kerl nicht hopp nehmen?“

„Gewiß. Aber ein Irrtum war nicht ausgeschlossen. War es der Gauner, so ist er für morgen sicher gemacht und wird um so leichter zu fassen sein.“

„Sehr gut! Bleiben Sie nur immer so vorsichtig! Sie wissen, daß Friedrich der Große —“ Das Telephon klingelte. Die Exzellenz nahm das Hörrohr.

„Wer? Waldruhe? — Oh? Bitte! Jawohl!“ Eine längere Pause. „Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen —“ Der Präsident, erstaunt und mit Unbehagen, sagte leis über die Schulter: „Da telephoniert soeben Baron Siebenreut in großer Aufregung von seinem Jagdhaus herein —“

„Daß in der Königinstraße hinter seinem Coupé ein Schuß gefallen wäre?“

„Sie wissen?“

„Selbstverständlich, Exlenz! Darf ich antworten?“ Der Kommissär trat zum Apparat. „Hier Apfelbeck! Jawohl, Herr Baron! Ja! Ja! Stimmt alles, bis auf eine kleine Täuschung. Das war der Knall einer Autopanne. Aber nein, Herr Baron, es ist bestimmt so, wie ich sage, ich war selbst dabei. Seien Sie ganz ruhig! Morgen werden Sie etwas erleben. Nur Wort halten! Sonst müßte ich jede Verantwortung ablehnen. Jawohl! Aber sicher! Nur Ruhe, Ruhe, Ruhe! Auf morgen! Schluß.“

„Apfelbeck?“ fragte die Exzellenz mit steigender Nasenspitze. „Warum haben Sie mir nicht gemeldet, was da war?“

„Ich wurde durch den Telephonruf des Barons in meiner Meldung unterbrochen.“

„Ja. Das stimmt. Also? Was war?“

„Nach Erledigung alles Notwendigen beim Hoftheater blieb ich hinter dem Coupé des Herrn Barons. In der Königinstraße kam ein Auto nachgesaust, das ich durch einen Revolverschuß in die Pneumatik stoppte. Für alle Fälle. Es hätte der Polnische sein können.

Aber es war ein harmloser Fahrgast, der —" Apfelbeck lachte — „der sich etwas aufgeregt entfernte. Natürlich hab ich die Sache in netter Weise kaschiert, daß nicht morgen die Zeitungen wieder spektakulieren: Mißgriff der Polizei! Verhaftung eines Schuldlosen!"

Die Exzellenz legte dem Kommissär die Hand auf die Schulter. „Wirklich, Apfelbeck, Sie sind ein besonnener Mensch. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen. Sehr!"

„Danke, Exlenz!" Eine stramme Verneigung. „Und wenn ich diese freundliche Anerkennung für eine Bitte ausnützen dürfte —"

„Schießen Sie los!" Die Exzellenz lachte. „Aber ohne Revolver! Meine pneumatischen Schläuche würden das nicht vertragen."

Ein paar Minuten später konnte Apfelbeck schreiben: „Verehrtester Monsignore! Ich darf Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß meine Fürsprache von guter Wirkung war und daß Seine Exzellenz der Herr Polizeipräsident die Ausführung Ihrer magnetischen Experimente für wissenschaftliche Versuchszwecke genehmigen. Es muß nur im Interesse der Verkehrssicherheit die notwendige Bedingung gestellt werden, daß die Stromkabel in den Boden zu versenken sind, und daß die Experimente immer erst mit Anbruch der Abenddämmerung beginnen. Ich bin von Seiner Exzellenz beauftragt, an einem der nächsten Tage die geeignete Stelle gemeinsam mit Ihnen auszuwählen. In Verehrung und mit herzlichem Gruß Ihr dankbarer Max Apfelbeck."

Nach diesem der Wissenschaft geleisteten Dienste verließ der Kommissär als Hippolyt Forain das Polizeigebäude, elegant livriert, in einem Mantel mit dickem Biberkragen. Das Tempo der Gangart ließ vermuten, daß in Apfelbecks Seele kein harmonisches Gleichgewicht herrschte. Vor dem stillen Gartenhaus in der Arcisstraße gab er mit der elektrischen Taschenlampe drei Blinkzeichen gegen den Mansardenstock. Da droben in der Fensterhelle verschwand ein lieblicher Schatten, für Apfelbeck ein zureichender Anlaß, um aufmerksam in den dunklen Garten zu spähen. Dabei übersah er, daß jemand auf der Straße stehen blieb und ihn musterte. Zwischen den Büschen, die das kleine Haus umgaben, erschien eine huschende Mädchengestalt. Apfelbeck sprang in den Garten, und der Neugierige auf der Straße — es war der Hausdiener Franz aus dem Palais Siebenreut — monologisierte spöttisch: „So so? Natürli, a Franzos! Da geht's ohne Weibsbildergaudi net ab. Dös liegt in der Rass'. Da kannst nix machen."

Im dunklen Schatten der Büsche hielten die beiden Schwarzgestalten einander umschlungen. Nach gründlicher Behandlung des drittletzten Buchstabens im Alphabet kam die wispernde Klage über das „gottsträfliche Pech" dieses Abends. „Hannerl! Ist das nicht, um Purzelbäume vor Wut zu schlagen? Das Glück schon haben! Fest! In der Faust! Und wieder abziehen mit langer Nase! Der Exlenz hab ich einen Sums vormachen müssen. Oder die Führung der Sache wird mir abgenommen. Das geht doch nicht. Unser

Glück muß ich festhalten. Aber ich sause da in unerquickliche Zweideutigkeiten hinein. Etwas objektiv Unrechtes tu ich ja nicht, und schließlich deckt mich auch die Erziehungsmethode meines Vorgesetzten — aber — — Hannerl? Kannst du mich absolvieren?"

„Maxl! Wie magst du denn so fragen! Das muß doch jeder halbwegs verständige Mensch begreifen, daß du da gar nicht anders handeln darfst! Ein schönes Menschenglück zerstören — das wäre unverzeilich. Alles andere ist entschuldbar." Diesem Ausspruch tiefgründiger Gerechtigkeit folgte ein stummer Absolutionsakt von längerer Dauer.

Mit erleichtertem Gewissen konnte Hippolyt Forain das Palais Siebenreut betreten, um der aus der Sitzung des Frauenvereins heimkehrenden Baronin die überraschende Meldung zu bringen, daß der gnädige Herr einer dringlichen Einladung Seiner Hoheit des Prinzen Felix stattgegeben hätte und nach Schloß Mannstätten gefahren wäre usw. usw. Mit Frau Lilli, deren zarte Augendeckel zu dieser späten Stunde schon nach abwärts trachteten, gab's eine leichte Erledigung; doch der weitere Verlauf des Abends brachte für Hippolyt noch eine Schwierigkeit: er mußte dem alten Pieter gegenüber eine Unpäßlichkeit mit Ohnmachtsanwandlungen vorschützen, um sich vor sein Bett führen zu lassen, von dem er nicht wußte, wo es war. Als er den Schlummer schon gefunden hatte, blieb sein französischer Moralitätsmangel noch längere Zeit das Gesprächsthema in der freiherrlichen Küche, wo der Hausdiener Franz seine Wahrnehmungen niedergelegt

hatte. Was für eine „Gans" das wohl sein mochte? Die sich mit einem „lackierten Erbfeind" einließ? Pfui Teufel! Die Köchin des Majors da drüben in der unsittlichen Nummer 7 war ein altes Dromedar und jedem französischen Verdacht entrückt, der Kunstgärtner hatte nur Buben, aber der Sattlermeister Stierstorfer erfreute sich eines erwachsenen „Flitscherls", dem man eine solche ungermanische Verworfenheit schon zutrauen konnte. Dieser deutsche Vater mußte selbstverständlich gewarnt und bei der Abwehr der seiner Familie drohenden Rassenschädigung schleunigst unterstützt werden. Noch vor Mitternacht wurde eine von weiblicher Hand geschriebene und „treuer Freund" unterzeichnete Postkarte dem Briefkasten der Arcisstraße anvertraut. Das hatte zur Folge, daß Major von Scherming und Hannerl beim Frühstück die Klagetöne einer leidenden Unschuld von unten herauf mitzugenießen bekamen. —

Hippolyt Forain konnte an diesem Morgen die Beobachtung registrieren, daß er beim weiblichen Dienstpersonal seiner Herrschaft nicht beliebt war. Dazu mußte er sonderbare Nervosität serscheinungen der gnädigen Frau über sich ergehen lassen. Ihre schlechte Laune schien durch eine ihrem Geschmack widersprechende Lektüre verursacht zu werden. Es war aber auch von einem so gebildeten Manne, wie Herrn von Dollmann, völlig unbegreiflich: einer feinfühligen Dame als „geistreich und wertvoll" ein Buch zu empfehlen, in welchem andauernd von den verschiedensten Katarrhen und von Niesausbrüchen mit unappetitlichen Folgen die Rede

war. Ein Buch, in dem von den Deutschen behauptet wird: sie können die Größe nicht vertragen, sie werden im Glück frivol, sie sind in der Mehrheit genußsüchtig, wollen schneller reich werden, als es mit Ehre und Gewissen vereinbar ist, sie reiben sich nach Siegesnachrichten die Hände und sagen: unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge! Und in dem ganzen Buch kein richtiger Mord, kein pikantes Verbrechen, nur diese ekelhafte Leichenschändung in Norwegen! Von einem findigen Detektiv wie Sherlock Holmes oder Gryce keine Rede! War dieser Dollmann denn verrückt? Oder war's ein Versehen des Buchhändlers? In begreiflichem Wissensdrang ließ Baronin Lilli bei einer Hofbuchhandlung anfragen: ob es denn von Friedrich Theodor Vischer nicht spannendere Kriminalromane gäbe, als diese dumme Pfahldorfgeschichte? Es kam die unbegreifliche Antwort: außer dem klassischen Roman „Auch Einer" und verschiedenen satirischen Dichtungen gäbe es von diesem Gelehrten nur strengwissenschaftliche Werke. Frau Lilli kam zu der Meinung: „Dieser sonst so vernünftige Dollmann scheint zu spinnen." Um sich eine erquicklichere Sensation zu vermitteln, holte sie aus ihrer Bibliothek den schon mehrmals verschlungenen „Hund von Baskerville". So kam sie zu „inneren Erhebungen", die allerdings nicht ungetrübter Natur waren. Ihre reizvollen Gruselzustände gewannen durch den Zusammenklang mit Naans häufigen Besuchen bei der Polizeidirektion eine wachsende Unerquicklich-

keit. Naan mit seinen „Vereinsgeschichten" hatte gelogen. Sonst wäre nicht überall in der Stadt dieses boshafte Gezischel. Hier spielte eine böse Sache. An galante Zusammenhänge konnte Frau Lilli nicht denken. Das lag ihr nicht. Auch gab es hier Gegengründe. Was aber dann? Sie fühlte sich von einer dunklen, durch den „Hund von Baskerville" vorbereiteten Angst befallen. Die Literaturspezialität, von der sie seit Jahren geistig besessen war, hatte ihr die Kenntnis von Verbrechen vermittelt, denen auch wohlsituierte Menschen durch den Zwang einer geheimnisvollen Stunde anheimfallen können. Speziell bedenklich waren bei ihrem guten Naan auch die Fährlichkeiten einer noch nicht völlig ausgetilgten, erst seit einem halben Jahrhundert wappenfähigen Plebejernatur. Seit ihrem schweren Entschluß, den Freiherrn von Siebenreut zu nehmen, weil sie keinen besseren fand, hatte Frau Lilli wohl ihr Möglichstes getan, um den Gatten zu sich emporzuheben. Aber schon häufig hatte sie sich sagen müssen, daß diese Schwierigkeit noch immer nicht restlos gelöst wäre. Sollte er nun in einem atavistischen Rückfall — — Bevor dieser Gedanke logisch zu Ende gedacht war, wurde die edle Freifrau von mysteriösen Beklommenheiten überwältigt. Sie geriet in eine Verfassung, in der sie Gespenster bei hellem Tageslicht zu erblicken glaubte. Aus Gründen, über die sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, wurde Hippolyt ihr plötzlich verdächtig. Es kam ihr so vor, als hätte er immer was zu spähen und mache verdächtige Zeichen

auf die Straße hinunter. Auch durch die vertrauliche Mitteilung der Kammerjungfer, daß der „feine Franzos" ein „Gspusi" mit der Tochter des Sattlermeisters Stierstorfer da drüben hätte, konnte das Mißtrauen der Freifrau nicht völlig beruhigt werden. Diese sattlerischen Sehnsüchte des verdächtigen Lakaien waren allerdings etwas Undetektivisches. Sherlock Holmes, wie Frau Lilli verläßlich wußte, hatte sich niemals mit Sattlerstöchtern in erotische Beziehungen eingelassen; er war ein ungeschlechtlicher Schutzengel der irdischen Gerechtigkeit und gerade deshalb der kühl organisierten Freifrau so ungemein sympathisch. Ihr Mißtrauen erneute sich wieder, als sie am Nachmittag zu bemerken glaubte, daß Hippolyts Fenstertelegraphie sich nur in einem einzigen Ausnahmsfall an ein hübsches, durchaus nicht sattlermäßig gekleidetes Fräulein, mehrfach aber an einen verkrüppelten Bettler, an einen beharrlichen Dienstmann und an einen promenierenden Kapuziner zu richten schien. Es wurde der Freifrau so unheimlich zu Mut, daß sie den rätselhaften Franzosen am liebsten aus dem Haus entfernt hätte. Auf der Suppenfülle ihrer literarischen Bildung schwamm das Erfahrungsauge: daß ein Detektiv um so hartnäckiger das kriminalistische Schlachtfeld behauptet, je heißer man ihn zum Teufel wünscht. Das mußte, wenn Frau Lilli wieder ruhig atmen wollte, praktisch erprobt werden. Mit erweiterten Augen das Mienenspiel des Franzosen erforschend, gab sie ihm den Auftrag, ihr Reisenecessaire aus Alligatorleder, das einer neuen Seidenfütterung bedurfte, zum Sattlermeister Stier-

storfer zu tragen. Statt dieses Ansinnen durch einen Sherlockschen Geistesblitz zu parieren, entfernte sich Hippolyt auf eine Art, daß seine Dienstwilligkeit zu rennendem Wahnsinn gesteigert schien. Die Freifrau empfand ein Gefühl der Erleichterung. Nein! Das war kein Detektiv! Oder doch? Frau Lilli konnte durchs Fenster beobachten, daß Hippolyt auf der Straße einen widersinnigen Umweg machte, um mit dem promenierenden Kapuziner, mit dem beharrlichen Dienstmann und dem verkrüppelten Bettler unverkennbare Zeichen zu tauschen.

Diese Wahrnehmung wirkte so schauerlich, wie auf Frau Lilli weder Romeos Tod, noch Desdemonas Erdroßlung jemals gewirkt hatte. Um keine Kostbarkeit der Welt hätte sie den Abend allein in dem ihr unheimlich gewordenen Haus verbracht. Obwohl sie mit Sicherheit wußte, daß sie bei drei wissenschaftlichen Vorträgen mindestens zweimal einschlafen würde, faßte sie doch den verzweifelten Entschluß, sich zu ihrem bedrohten Naan in die Akademie der Wissenschaften zu flüchten. Aber ohne Schutz das Haus verlassen? Sie stürzte zum Telephon. „Hier Lilli! Ich bitte Sie, liebster Dollmann — oh, du, Minna? Hat nicht gerade dein Mann gesprochen? Ach so? Der Diener? Ist dein Mann zu Hause? Nein? Wo ist er? Was? Sitzung im Aufsichtsrat? Wie lange dauert das noch? Wie? Mitternacht? Um Gotteswillen, Minna, liebstes Minnachen —" Die erregte Freifrau mußte erst Atem schöpfen, ehe sie weitersprechen konnte. Minna von Dollmann war ins Residenztheater geladen; aber gerne, sehr gerne war sie bereit, die von dunklen Ahnungen

gequälte Frau Lilli für eine kleine Spazierfahrt abzuholen, um sie dann in die Akademie der Wissenschaften zu eskortieren.

Echauffiert überließ sich die Baronin den Händen ihrer Kammerjungfer für einen notwendig gewordenen Verjüngungsprozeß.

Drunten sauste das Schimmelcoupé davon, um Frau von Dollmann nach einigen Minuten zum Palais zu bringen. Während Baronin Lilli, einen Blaufuchs um die Schultern, vor dem Wagenschlag aufgeregt umherspähte und in erschreckender Nähe den unbeweglichen Kapuziner, den heranspringenden Dienstmann und den durch ein Wunder von seiner Gichtbrüchigkeit geheilten Bettler gewahrte, schwatzte Minna Dollmann lachend aus dem Coupé heraus: „Aber Lilli? Was ist mit dir? Hat dein komischer Naan dich angesteckt mit seiner unbegreiflichen —"

„Schweig! Nur keine Silbe von meinem Mann!" Frau Lilli schlüpfte in den Wagen, der davonjagte. „Sprechen wir lieber von deinem Gustl! Was ist ihm denn eingefallen? Mir ein derartig detestables Buch in die Hand zu geben! Wäre nicht der Titel so vielversprechend gewesen —"

„Auch Einer?"

„Ein schreckliches Buch! Geradezu ekelhaft durch die Häufung katarrhalischer Eruptionen!"

„Lilli?" Die bisher so muntere Minna wurde ernst. „Hast du das nicht verstanden? Diese geistvolle Tragikomödie von der Tücke des Objekts?"

„Mir war das widerlich!"

„Ich habe mich auch erst hineinlesen müssen. Dann hat es mir gefallen. Und Gustl sagt: man könnte der Zukunft unseres Volkes ruhiger entgegensehen, wenn dieses Buch in Millionen von Exemplaren verbreitet wäre, und wenn seine warnenden Lehren in jedem Deutschen zu Fleisch und Blut würden. Dieses Buch, sagt Gustl, wäre für uns Deutsche ein Prophet, wie das Volk Israel keinen größeren gehabt hätte."

Die Freifrau schwieg. Was kümmerte sie das deutsche Volk? Sie mußte an den Bettler, an den Dienstmann, an den Kapuziner und an den entlarvten Hippolyt denken, der zum Sattlermeister Stierstorfer gegangen war, wie der ahnungslose Fridolin zum Eisenhammer und seiner verhängnisvollen Ofenglut.

Nein! Max Apfelbeck war kein Sherlock Holmes. Sonst hätte er nicht nur wittern, sondern mit Sicherheit wissen müssen, welchem gefährlichen Abenteuer er entgegenging. Immer in Sehnsucht hinauflauschend zum Mansardenstock, zog er die Rasselglocke der Sattlerei. Es öffnete ihm ein junges Mädel, dessen verweinte Augen den Polizeipräsidenten an einen familiären Trauerfall hätten denken lassen. Apfelbeck, der sich als Kammerdiener des Freiherrn von Siebenreut vorstellte, konnte die Frage nach dem Sattlermeister nicht zu Ende bringen. Das Mädel streckte sich und wurde streithaft: „San vielleicht Sie der unverschämte Kerl, der an unschuldigs Madl in söllene Schwulitäten einibringt?"

„Aber Fräulein!" beschwichtigte Apfelbeck gutmütig. „Seien Sie doch nicht so aufgeregt! Warum denn?"

Das schien die Sattlerische für empörende Scheinheiligkeit zu nehmen. Ihre Stimme bekam einen schrillen Wutklang. „Vatter! Dös is'r, glaab i! Den mußt d'r anschaugn!"

Aus der Tür der erleuchteten Werkstätte tauchte der Sattlermeister in einer Form heraus, daß man sofort begriff, warum er Stierstorfer hieß. „Aaaah, Söööö san's, Mannderl?" Er faßte den sprachlos Verdutzten flink am Arm und zog ihn der Helligkeit entgegen, in der drei grinsende Gesellengesichter auftauchten.

Apfelbeck erwachte aus seiner stummen Verwunderung und fand den energischen Amtston: „Was erlauben Sie sich!"

„Ui jögerl, schau, wie guat als 'r Deitsch ko'!" Ohne mit der Linken den Arm seines Häftlings auszulassen, griff Meister Stierstorfer nach einem Lederriemen, der noch nicht geklopft war, also auch nicht so lind sein konnte wie Flanell.

Nun schien dem Bedrohten die Sache über den Spaß zu gehen. Mit einem wilden Ruck seiner jungen Kraft befreite er den umschraubten Arm.

„Her da, ös Gsellen!" kommandierte der Meister. „Packts mer den gillotinierten Lausbuabn und legts mer 'n übers Bankl ummi — daß i Platz hab zum ausziahgn." Er spuckte in die Hand und machte die Sache mit dem Riemen bildlich vor.

Jetzt wurde Apfelbeck ungemütlich. „Hand vom Leib!" schrie er die Gesellen an. Er zog etwas aus seiner Fracktasche, hielt die überzeugende Sache dem

Sattlermeister vor die Nase und fragte ruhig: „Kennen Sie das? Ja? Na also! Jetzt erklären Sie mir der Wahrheit gemäß, wie Sie dazukommen, mich in solcher Weise — amüsieren zu wollen?“

Die drei stummen Gesellen, der ernüchterte Meister und die verweinte Unschuld machten verblüffte Augen. Ohne ein Wort zu sagen, holte Herr Stierstorfer die anonyme Postkarte. Obwohl Apfelbeck den Zusammenhang der Stierstorferschen Familienangelegenheiten hurtiger faßte als den Siebenreutischen Erpresser, sagte er ablehnend: „Von dieser Karte weiß ich nichts. Eine solche Dummheit nimmt man auch nicht ernst. So was wirft ein anständiger Mensch in den Papierkorb. Hat er keinen, so wirft er es wo anders hin. Dieses Fräulein hab ich heut zum erstenmal gesehen.“

Das nette Mädel fiel klagend ein: „Da hörst es, Vatter!“

„Vater?“ Apfelbeck wurde sanfter. „Ein grober Kerl sind Sie! Aber ich merke doch, daß Sie eine brave, ehrenhafte Familiensäule sind. Drum wollen wir die Sache gut sein lassen — statt daß ich Ihnen den Schutzmann schicke.“ Er stellte das alligatorlederne Necessaire auf die Bank, die für ihn selbst bestimmt war. „Hier ist eine Arbeit. Das seidene Futter soll erneuert werden. Morgen mittags wird die Tasche abgeholt. Guten Abend!“

Niemand war so höflich, den Gast zur Türe zu begleiten.

In der Stille, die in der Werkstatt herrschte, sagte Meister Stierstorfer anerkennend: „Der gfallt mer.

Der wann di haben möcht, Madl — i glaab, dem taat i di vergunna!"

Von diesem Sieg seiner Persönlichkeit erhielt Max Apfelbeck vorerst keine Kunde. Er stürmte über die Mansardenstiege hinauf, dem „Wiedergewonnenen Paradies" entgegen, und monologisierte dabei: „Verfluchter Hippolyt! Und derartige Dinge sind dienstlich so streng verboten!" Zärtlich drückte er auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Kapitel X

Der Vortragsabend der Akademie der Wissenschaften wurde im Hörsaal des physikalischen Instituts abgehalten. Die „beitragenden Mitglieder" kamen in ihren Autos und Equipagen vorgefahren. Die großen Gelehrten erschienen zu Fuß. So ist alles im Leben mit relativer Gerechtigkeit verteilt, der eine hat Geist und Genie bei festen Stiefelsohlen, der andere hat Renten und lindgepolsterte Wagenkissen, abgesehen von einigen Brettern vor dem Kopf.

Kleine Gruppen von Studenten sammelten sich vor dem Portal. Rechts neben dem Eingang stand ein junger, gutgekleideter Gelehrter und blätterte beim Laternenschein in einem Buch. Er sah, trotz europäischer Größe, ein bißchen japanisch aus, weil sein schwarzes Schnurrbärtchen glatt über die Oberlippe heruntergekämmt war und dem Gesicht etwas Pinscherhaftes verlieh. Der Lärm der Studenten schien ihm unerquicklich zu sein; immer wieder blickte er nach allen Seiten und rückte dabei den schiefgerutschten Goldkneifer nach oben. Diese etwas cholerische Jungkerze der Wissenschaft hatte auf der anderen Seite des Portals ein sanguinisches Pendant. Man riet da auf klassische Philologie bei hochgradiger Kurzsichtigkeit; fast ein Drittel des rasierten Schmalgesichtes war durch eine große Hornbrille mit grünlichen Gläsern bedeckt. Ein Student? Nein. Vermutlich schon ein Privatdozent.

Intensiv mit irgend einem Gedankenproblem beschäftigt, schob er den schiefen Hals aus dem Paletotkragen heraus und blickte grüblerisch hinüber zu dem Kollegen mit dem rutschenden Goldkneifer.

Das Coupé Siebenreut kam angefahren. Der junge Gelehrte mit der Hornbrille wollte ausweichen; statt das Portal zu gewinnen, geriet er mit echt wissenschaftlicher Unbehilflichkeit in die Nähe des Coupés, im gleichen Augenblick, als Hippolyt vom Bock herunterssprang. Die beiden pufften gegeneinander, und der junge Gelehrte schien den Lakai mit leisgesprochenen Worten zu rücksichtsvollerem Benehmen zu ermahnen.

Naan stieg aus, den Stadtpelz über dem Gehrock. Sein Blick huschte unbehaglich umher. Da grüßte ihn der junge Gelehrte mit der Hornbrille, sehr höflich. Und gleichzeitig klappte der japanisch Aussehende mit dem Goldkneifer sein Nachschlagewerk energisch zu und sagte vernehmlich: „Sssso!" Der Freiherr drehte flink das Gesicht und suchte aufatmend das Portal zu gewinnen. Da kam das Schimmelcoupé der Baronin herangefahren. „Naan! Naan!" Von einer neuen Überraschung befallen, wandte sich der Freiherr, zog es aber vor, im Portal zu bleiben, und gab dem Lakai einen Wink. Mit dem Lackhut in der Hand, huschte Hippolyt zum Wagen. Bei seinem Anblick rundeten sich die Augen der Baronin. „Wie ist es möglich, daß Sie hier sind?" fragte sie französisch, so erschrocken, wie erstaunt.

„Ich hatte den gnädigen Herrn zu erwarten."

„Nun? Und das Necessaire?"

„Kann morgen nachmittag abgeholt werden."

Frau Lilli schwebte in den Tempel der Wissenschaft. Naan, mit irrenden Augen, küßte seiner Gattin die Hand. „Das ist reizend, daß du dich entschlossen hast. Aber komm, komm! Hier zieht es."

Die Baronin klammerte sich an den Arm des Gatten und flüsterte: „Naan! Ich bin außer mir. Unser Palais wird von sonderbaren Gestalten überwacht. Fast gestorben bin ich vor Angst. Und Hippolyt — dieser Hippolyt — das ist ein verkleideter Spion."

„Aber Kind!" Der Freiherr, an dessen Augen man bald rechts und bald links das Weiße sah, mimte den Überlegenen mit dem nachsichtigen Lächeln. „Du hast wohl heute deinen neuen Kriminalroman gelesen? Komisch von diesem Dollmann! Im Sommer gab er sich alle Mühe, dich von der Vorliebe für eine so excitierende Lektüre zu kurieren. Und nun empfiehlt er ein Buch —" Das Gespräch konnte nicht weitergeführt werden. Das freiherrliche Paar wurde in der Garderobe mehrfach begrüßt. Frau Lilli plauderte gewandt, wenn auch etwas echauffiert. Den Blaufuchs mit der goldenen Schließe behielt sie um den Hals, den Mantel legte sie ab und befahl französisch: „Abholen soll mich Pieter!" Naan, als ihm Hippolyt aus dem Pelz heraushalf, lispelte: „Nach dem Vortrag mein Coupé und den Viersitzer!" Dicht neben Siebenreut legten die zwei jungen Gelehrten mit der Hornbrille und dem Goldkneifer ihre Überröcke ab. Sie schienen aus wohlhabenden Häusern zu stammen, jeder hatte seinen Bedienten, der die Garderobe übernahm. Dem kurz-

sichtigen Philologen hing das Braunhaar ins Gesicht; der andere trug, wie ein Ungar, das pomadisierte Schwarzhaar auseinandergebürstet. Die beiden blieben hinter dem freiherrlichen Paar, das, von zwei Universitätsprofessoren flankiert, zum Hörsaal ging. Der Kurzsichtige stolperte, stieß gegen den anderen und sagte sanft: „Pardon, Herr Kollege!“

Ein mißtrauischer Blick. „Oh, bitte!“

Diese Stimme schien den Philologen zu interessieren. Er blieb etwas zurück; dann suchte er sich im Hörsaal einen Platz, so gelegen, daß er, wenn er zum Katheder hinsah, den anderen immer vor Augen hatte.

Der amphitheatralisch aufgebaute Saal war schon gut besetzt. In den höheren Bänken die Studenten, in den tieferen die Forscher und Gelehrten, bedeutende und wunderliche Köpfe; dazwischen die geladenen Gäste, Herren und Damen.

Während die Freifrau am Arm ihres Gatten zur ersten Bankreihe ging, war es ihr anzumerken, daß sie die Sensation eines Spießrutenlaufens empfand. Das war nicht nur Einbildung. Der Auftritt des freiherrlichen Paares gab Anlaß zu allerlei Geflüster. Sonderbare Vorgänge sprechen sich in München rasch herum, viel rascher sogar als in den kleinsten Provinzstädten. Frau Lilli suchte Haltung zu bewahren und fragte den Gatten: „War es hübsch in Mannstätten?“

„Reizend! Prinz Felix war von entzückender Liebenswürdigkeit. Nach der Besichtigung des neuen Fohlenhofes fuhren wir noch zu mir herüber ins Jagdhaus, für ein paar Fasanentriebe. Der Prinz ist ein vor-

züglicher Flugschütze, achtundzwanzig Gockel auf dreißig Patronen." Während Naan von dieser schönen Sache leichthin erzählte, hatte er vorgequollene Augen. Er wurde erst ruhiger, als der Vortrag begann. Ein Astronom referierte über seine Beobachtungen beim letzten Venusdurchgang. Wie alle Zuhörer, lauschte auch Frau Lilli mit großer Aufmerksamkeit und schloß, vermutlich zur Sammlung ihrer Gedanken, die weißgepuderten Augendeckel. Sie war eine Meisterin im Schlummern mit erhobenem Haupt. Zuweilen machte sie einen zarten Nicker. Das sah immer aus, als wollte sie sagen: „Ich verstehe! Sehr gut." In gleicher Weise nickte sie auch beim zweiten Vortrag, beim Referat eines Mathematikers über goniometrische und cyklometrische Funktionen. Und pünktlich erwachte sie, als der Redner mit den Worten schloß: „Was zu beweisen war."

Nun kam eine Zehnminutenpause, bei deren Beginn der junge Gelehrte mit dem Goldkneifer mißtrauisch durch die geöffnete Saaltür in den Korridor spähte. Dort ging nervös eine flinkbewegliche Gestalt hin und her, in einer seidenen Sutane, um den Kopf ein sonderbares Mäntelchen von gesträubtem Grauhaar. Man mußte an eine schlechtgemachte Perücke denken. Dem kurzsichtigen Philologen schien es aufzufallen, daß irgend etwas die Aufmerksamkeit des Herrn mit dem Goldkneifer erweckte; sich vorbeugend, spähte er nach der gleichen Richtung, lehnte sich wieder zurück und war ruhig. Als die Auswanderung der Zuhörer in den kühleren Korridor begann, warf der japanisch Aussehende einen Lauerblick hinüber zur ersten Bank-

reihe, wo Baron Siebenreut schwer unter der Saalhitze zu leiden schien. Naan hatte im Gesicht den Ausdruck einer qualvollen Spannung. Die für den Gauner ‚schwierigste Stunde' konzentrierte sich immer mehr.

„Es wird schwül," sagte Frau Lilli, die der wiederholte Schlaf nicht erquickt zu haben schien, „wollen wir nicht ein wenig Luft schöpfen?" Sie öffnete die Goldschließe an ihrem Blaufuchs.

In Unbehagen erhob sich der Freiherr. „Wenn du glaubst, daß es sein muß — in Gottesnamen!"

Als Naan und Gemahlin über die Saalschwelle schreiten wollten, gab es eine Stauung. Dem Strom der Luftschöpfenden entgegen, wollte sich ein Aufgeregter hereindrängen in den Saal. Mit zwei flinken Sprüngen war der japanisch Aussehende bei der Tür, hatte im gleichen Moment den kurzsichtigen Philologen neben sich und hörte im Gedräng eine unwillige Stimme: „Biete, biete, macken Sie dock Blaaz!"

Naan war heftig erschrocken, wurde aber ruhiger, als er bemerkte, daß der aufgeregte kleine Herr mit dem elektrisch bewegten Haarmantel zum Instrumententisch hinstürzte und sich bei der Anordnung der Apparate beteiligte.

Im Korridor, zwischen plaudernden Gruppen verbeugte sich der kurzsichtige Philologe ehrfurchtsvoll vor dem Freiherrn. „Ich freue mich, den Herrn Baron bei so blühender Gesundheit zu sehen —"

„Mit wem habe ich das Vergnügen?"

„Herr Baron erkennen mich nicht?"

„Ach ja, richtig, nun bin ich wieder ganz —“ Naan schüttelte dem jungen Gelehrten herzlich die Hand.

„Die Frau Gemahlin? Wenn ich bitten dürfte —“

„Ja, gewiß! Gestatte, liebes Kind —“

Als Frau Lilli die Lorgnette hob, wehte der Luftzug des Korridors den Blaufuchs ein wenig auseinander und zeigte für einen Augenblick seitlich von der Knopfreihe des perlgrauen Kleides eine schwarze, seltsam geformte Bandmasche.

„Gestatte, daß ich dir Herrn — Herrn —“ Naan lachte hilflos, „mein entsetzliches Namensgedächtnis —“

„Doktor Aphelius Beck.“

„Ach ja, freilich, mein lieber, mein liebster Doktor!“ Das Lachen des Freiherrn wurde natürlicher. „Wie geht es Ihnen?“

„Danke, Herr Baron! Vorerst keine Ursache zur Klage!“ Nach diesen merklich betonten Worten wandte sich der junge Gelehrte höflich an die Freifrau und betrachtete aufmerksam den Blaufuchs. „Ich war bei den Ausgrabungen von Palmyra beteiligt, zu denen der Herr Baron in so hochherziger Weise —“

„Oh? Ich weiß!“ lächelte die Freifrau gütig. „Haben Sie was gefunden?“

„Die Beute ist überraschend. Es wäre mir eine Auszeichnung, dem Herrn Baron bei Gelegenheit ausführlich berichten zu dürfen.“

„Das ließe sich machen!“ sagte Naan. „Haben Sie den Abend noch frei? Wollen wir zusammen speisen? Bei uns?“

Der Gelehrte verbeugte sich, und während Frau Lilli von einer Dame angesprochen wurde, lispelte er dem Freiherrn die rasche Frage zu: „Kennen Sie den Menschen an der Säule da drüben? Den Schwarzen mit dem Goldkneifer?“

Naan sah hinüber. „Nein!“

Der Kurzsichtige fragte noch dringlicher: „Wirklich nicht?“

„Wenn ich Ihnen doch sage — aber — wer war denn der andere da, dieser sonderbare Geistliche mit der Simsonfrisur?“

„Herr Baron kennen ihn nicht? Es ist der Gelehrte, der dann sprechen wird, Monsignore Collofalconi.“

„Ach, der ist das? Man hat mir schon mehrmals nahegelegt, seine Forschungen zu unterstützen —“

Der sanfte Gelehrte wurde lebhaft. „Das wäre eine rühmenswerte Förderung der Wissenschaft. Darf ich den Herrn Baron mit dem Monsignore bekannt machen?“

„Bei Gelegenheit — nicht jetzt.“ Naan warf einen scheuen Blick um sich her. „Fremde Menschen? In dieser konzentrierten Stunde? Ich danke.“ Er reichte dem jungen Gelehrten die Hand. „Also, nach dem Vortrag!“

Immer blieb der kurzsichtige Philologe in der Nähe der Tür. Ein paarmal sprach er leis mit dem Saaldiener. Nun fragte er flüsternd: „Der schwarze Herr da drüben an der Säule? Mit dem Goldkneifer? Haben Sie den bei früheren Vorträgen schon gesehen?“

„Noch nie.“

„Dann kontrollieren Sie doch seine Karte!"

Ein Klingelzeichen. Unmittelbar hinter dem Freiherrn betrat der Kurzsichtige den Saal und musterte jeden Eintretenden. Der japanisch Aussehende kam nicht. Bevor die Tür geschlossen wurde, schlüpfte der Philologe flink hinaus und fragte den Diener: „Nun? Was war?"

„Der Herr hatte eine Gastkarte."

„Wo ist er?"

„Er war beleidigt und ist weggegangen."

Der Gelehrte, der plötzlich sehr gut zu sehen schien, rannte wie verrückt durch den langen Korridor zur Garderobe und fand seinen Diener. „Haben Sie den Kerl mit dem Goldkneifer gesehen?"

„Der ist eben fort. Sehr schnell."

„Alarmieren Sie alle Wachen in der Nähe! Wer ihn sieht, soll ihn fassen. Telephonische Mitteilungen finden mich im Palais Siebenreut — Professor Beck." Den Hut und Überrock packend, hetzte der junge Gelehrte zurück und trat in den Saal, als Monsignore Collofalconi seinen Experimentalvortrag mit den Worten begann: „Wehn hein Forschär hetwas finten wiehl, muß her damiet begiehnen, daß her hahles beweiffelt, wovon handere saggen, daß hes huhnbestreitbar bewissen hist hund gaaar niecht handers sein gann. Meine Dammen hund Ehren, hes hist hiemer handerst." Zu dieser großen Forscherweisheit nickte der junge kurzsichtige Philologe. „So stett zum Hexempäl hin die Bücheren noch hiemer geschribben, daß Glasss, reines Glasss, heine Niechtleiter von helektrische

Steromm hist. Guttt! Hist wiesenschaflick herwissen. Hich wihl Hiehnen nunn durk heine nieue Hexperiment demonstirren, daß Glasss, reines Glasss, hunter gegebbenen Humständen heine gahns forzickliche Leiter sein gann von die helektrische Steromm. Biete, sehhhen Sie — hich abbe irr heine Hinduktionsspulle —"

Viele von den gelehrten Herren streckten in Spannung die Köpfe, manche erhoben sich, um besser zu sehen, manche traten dicht gegen die beiden Seiten des Demonstrationstisches heran, und Baron Siebenreut wurde, weil man den Saal verdunkelte, sehr unruhig. Frau Lilli schlief bereits und nickte: „Ja! Ich verstehe. Sehr gut!" Sie erwachte erst drei Viertelstunden später durch den stürmischen Beifall, mit dem die genialen Experimente des Monsignore Collofalconi belohnt wurden. Die Augen aufreißend, sagte sie: „Äußerst interessant! Und so lichtvoll, so überzeugend vorgetragen!"

„Fort!" stieß Naan in Erregung heraus. „Wir dürfen nicht ins Gedränge geraten." Der kurzsichtige Gelehrte stand schon im Paletot neben ihm, den Hut in der Hand, immer den Blaufuchs der Baronin betrachtend. In der Garderobe wurde das freiherrliche Paar von Pieter mit den Pelzen empfangen. Draußen brüllte der Wagenrufer: „Baron Siebenreut! Baron Siebenreut! Baron Siebenreut!" Das schien der junge Gelehrte nicht gern zu hören. Er biß in Ärger die Zähne übereinander.

„Lilli, rasch! Aber steige doch endlich ein!"

Die Freifrau schlüpfte in den Viersitzer.

„Doktor! Kommen Sie!“

„Ich würde lieber im Coupé —“

„Einsteigen!“ Das war so dringlich gesagt, daß der junge Gelehrte nicht länger zögern durfte. „Josef,“ befahl Baron Siebenreut dem Kutscher des Coupés, „du bleibst hinter uns, dicht am Wagen!“

„Jawohl, Herr Baron!“ Während der Kutscher diese Antwort gab, schlüpfte im Schatten der anderen Wagenseite ein Mensch mit aufgestülptem Paletotkragen, mit langem Schwarzhaar unter einer grauen Reisemütze, flink und lautlos in das Coupé. Die beiden Wagen stoben davon. Ein Schutzmann rannte hinter ihnen her: „Halt! Halt! Halt!“ Seine Stimme erloschen unter dem Gerassel der vielen Equipagen und unter dem Schnauben der Automobile.

Beim Palais Siebenreut fuhr nur der Viersitzer unter das Portaldach; das Coupé lenkte in den Gartentrakt, wo die Stallungen lagen.

In der Halle, während Frau Lilli schon die Treppe hinaufstieg, sagte Naan mit lächelnder Seelenruhe: „Na also! Nichts! Unsinn!“

Der junge Gelehrte war sehr ernst. „Sehen Sie doch der Frau Baronin unter den Blaufuchs! Da ist etwas. Auf der linken Brustseite, hoch am Hals. In der Pause, sofort nach dem Gedräng unter der Saaltür, hab ich es bemerkt.“

Es dauerte eine Weile, bis Naan die Sprache wieder fand. „Kommen Sie!“

Kapitel XI

Im Speisezimmer waren zwei Gedecke auf dem weißen runden Tisch. Ein drittes legte Pieter eben zurecht. Als die Baronin eintrat, warf sie einen Blick des Unbehagens auf Hippolyt. Für den jungen Gelehrten fand sie ein Wort, das ihr wohl als heiterer Geistesblitz erschien, weil sie heftig darüber lachte: „Reichlich genossene Wissenschaft scheint anregend auf den Appetit zu wirken." Sie hatte noch immer das schöne Pelzwerk um den Hals.

„Hier ist eine sehr behagliche Temperatur," sagte Naan, die Stirne bedeckt mit jenen kleinen Perlen, die man nicht gerne trägt, „willst du nicht deinen Blaufuchs ablegen?"

„Nein! Mich friert bis in die Seele."

Nun sah auch Naan zwischen den Fuchshaaren die kleine, schwarze, undefinierbare Sache und stammelte: „Sei doch verständig, Liebste!" Hastig griff er mit beiden Händen zu.

„Aber nein! Laß doch!"

„Gut! So habe deinen Willen!" Der Freiherr hatte den seinen auch. Hinter dem Rücken der Gattin, die sich an der Tafel niederließ, betrachtete Naan die schwarze Absonderlichkeit in seiner Hand, wurde bleich bis hinter die Ohren und versteckte erschrocken seinen Raub in der Brusttasche des Gehrockes.

„Darf ich bitten, Herr Professor?" sagte Frau Lilli. „Kommst du, Naan?"

Stumm, nach Fassung ringend, ging der Freiherr zu seinem Tafelplatz, während der junge Gelehrte, um den bedrohlichen Augenblick zu überbrücken, alles von Palmyra erzählte, was er am Nachmittag als Pseudo-Hippolyt im Konversationslexikon des Barons darüber gelesen hatte. Er sprach von Thadmor und Salomo, von Hadrianopolis und Odenathus II., von Zenobia und den Ruinen ihrer Paläste. „Sie gehören zum Großartigsten, was uns vom Altertum erhalten blieb. Pro primo der grandiose Baalstempel. Hier wurden, wie Frau Baronin jedenfalls wissen —"

„Ja, sehr gut!" sagte Frau Lilli, die nur durch ihre Beschäftigung mit der Fasanenpastete vor einem längeren Schluß der Augendeckel bewahrt blieb.

„Hier wurden die berühmten Inschriften in aramäischem Dialekt aufgefunden, nach denen Barthélemy 1758 das altsemitische Alphabet entzifferte."

„Merkwürdig," sagte der etwas erholte Freiherr, „daß die Juden aber auch überall hinkommen!" Schwer atmend wandte er sich an seine Gattin. „À propos, Liebste — was trugst du denn heut am Abend hier oben, links an der Brust?"

„Ich?" fragte Frau Lilli und lüftete den Blaufuchs. „Was meinst du?"

„Es war wie eine schwarze Bandschleife."

„So etwas trägt eine Ladnerin. Nicht deine Frau."

„Also —" Dem Freiherrn versagte die Stimme. „Also warst du so — wie jetzt?"

„Genau so. Wie sonst?"

„Dann war's vermutlich ein Schatten, den ich sah."

Frau Lilli gewahrte neben ihrem Gedeck einen Silberteller, auf dem ein kleiner Brief ohne Adresse lag. „Pieter? Was ist das?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht hat die Kammerjungfer —"

Frau Lilli öffnete und bekam das Gesicht einer Sphinx, die erschrecken kann, obwohl sie steinern ist.

„Liebste?" fragte Naan mit schlechtem Gewissen.

„Nichts."

Hippolyt erschien und meldete: „Herr Professor Beck werden zum Telephon gebeten."

„Gnädigste erlauben?" Ohne die Genehmigung abzuwarten, sprang der palmyranische Ruinengräber davon, viel schneller, als es sonst die Art eines Archäologen ist. Hippolyt übernahm die Führung.

Energisch erhob sich Naan. „Lilli! Du wirst mir augenblicklich zeigen, was du da gelesen hast!"

„Wenn du so kategorisch bist — hier!"

Der Freiherr las, bekam einen blauroten Teint und suchte verzweifelt nach einer Ausrede.

Es war eine Unvorsichtigkeit geschehen. Naan schob sie auf das schon gewichtig belastete Konto des Herrn Apfelbeck, der vermutet hatte, daß dem Freiherrn das Selbstverständliche von selbst einfallen würde. Drum hatte er dem Baron nicht eigens anempfohlen: dem Kutscher Josef das notwendige Papagenoschloß vor den Schnabel zu hängen. Und nun stand auf dem Zettelchen der Kammerjungfer zu lesen: „Während des Vortrages erzählte Josef in der Küche, Hippolyt wäre seit gestern ununterbrochen beim gnädigen Herrn gewesen."

„Der Kerl muß besoffen sein!“ Was Klügeres fiel dem Freiherrn nicht ein. Er reichte dem alten Lakai das kleine Dokument. „Pieter! Sieh nach, augenblicklich, was mit dem Schwein da drunten los ist. Mit diesem Josef!“ Dabei zwinkerte Naan sehr heftig mit den Augenlidern.

Während Frau Lilli einem Weinkrampf nahe war, erging sich Freiherr von Siebenreut trotz aller Loyalität in mißbilligenden Bemerkungen über Seine Hoheit den Prinzen Felix. „Die schwersten Weine — auch für die Dienerschaft! Nun ja, für Leutseligkeit bin ich doch auch, innerhalb verständiger Grenzen! Aber flaschenweise fine Champagne für den Kutscher? Nein! Das führt zu unerquicklichen Folgen!“

Pieter erschien, mit einem Gesicht, so weiß wie seine tadellose Hemdbrust. Die Sehnsucht, seinen Herrn herauszulügen, war ihm anzumerken. „Leider, gnädiger Herr, es stimmt, der Josef ist total betrunken. Er sieht doppelt. Auf mich deutend, sagte er: ‚Das ist der Falsche.‘ Dann deutete er in die leere Luft und sagte: ‚Der Richtige ist d a s!‘“

„Da hörst du's, Lilli!“

Empört erhob sich die Freifrau. „Jetzt hab ich diese Dinge satt. Ich ziehe mich in mein Zimmer zurück und sperre mich ein.“ Sie rauschte davon.

„Das Beste, was sie tun konnte!“ sagte der Freiherr, einigermaßen erleichtert. Er legte dem Kammerdiener die Hand auf die Schulter. „Mein guter alter Pieter! Jetzt mußt du mir helfen! Zu dir kann ich doch Vertrauen haben? Nicht?“ Mit raschen

Worten erklärte er die schrecklichen Zusammenhänge, so weit er sie selbst verstand. „Kapierst du? Und wirst du schweigen können? Und mir helfen? Pieter! Es geht um mein kostbares Leben! Josef muß besoffen bleiben. Wenn er sich binnen 48 Stunden ernüchtert, so schmeiße ich ihn hinaus. Und du, Pieter —" Apfelbeck und Hippolyt waren eingetreten, „du bist außer uns Dreien der einzige, der wissen darf, daß Hippolyt gestern und heut in der Waldruh war, und daß an seiner Stelle der Polizeikommissär Apfelbeck hier im Palais servierte. Verstehst du? Also! Und jetzt laß uns allein!"

Pieters Augen leuchteten. Hippolyt kein Rivale im Kammerdienst! Der einzige Gram seines Lebens war wieder erloschen. Völlig.

Minder treuherzig als mit dem alten Pieter, sprach Naan mit dem jungen Hippolyt Forain. „Sie können sich für heut entfernen. Nehmen Sie meinetwegen noch eine deutsche Lektion!"

„Nicht nötig!" sagte Apfelbeck, der, um seine Demaskierung zu vervollständigen, die grünliche Hornbrille herunternahm, den schiefen Hals gradrichtete und die Haarbüschel aus der Stirne strich. Er sah nicht heiter aus.

Als die beiden allein waren, griff Naan in seine Brusttasche. „Apfelbeck! Das ist entsetzlich! Sehen Sie her — das hat der Gauner unter den Augen der heiligen Wissenschaft meiner Frau an den Busen gesteckt — ausgesucht an den Busen! Wie er ihn bei dieser ägyptischen Finsternis während der elek-

trischen Experimente zu finden wußte, kann ich mir gar nicht denken. Ich hab ihn manchmal bei bester Beleuchtung nicht gefunden. Aber sehen Sie sich das an! Bitte! Bitte!"

Es war eine kleine Bandmasche, schwarz wie ein Bahrtuch, mit einer Ansteckнadel; auf dem Knoten eine winzige, aus Silber ziselierte Kopie des Wickelkindes von Donatello, umgeben von einer Art Heiligenschein, der gebildet war aus den sieben goldenen Ziffern einer Million; und auf jeder Bandschleife, links und und rechts, war eine weiße beinerne Sieben angebracht, ähnlich einem etwas verkrüppelten Totenknöchelchen.

„Eine perfekte Sache!" gab Apfelbeck in wühlender Erregung zu. „Das Kind, die Million, die schwarze Todesmahnung und die doppelte Sieben: 7. November, 7 Uhr abends! Der Mann ist pünktlich und nimmt es genau. So hoch hätt ich ihn nicht eingeschätzt. Jener Glattschnauzige mit dem Goldzwicker war es."

Naan blieb schweigsam.

„Während der Verdunklung des Hörsaales war der Gauner nicht mehr da — vorausgesetzt, daß ich mich nicht täusche in der Person — bei der völligen Konfusion und Sinnwidrigkeit der Ereignisse ist das nicht ausgeschlossen. Die Anbringung des Mementos muß in der Pause bei dem Gedräng auf der Saalschwelle geschehen sein. Gleich darauf bemerkte ich an der gnädigen Frau die schwarze Schleife, halb versteckt unter dem Blaufuchs. Und der Gauner verduftete, als ich vor dem Vortrag des Monsignore Collofalconi seine Eintrittskarte kontrollieren ließ."

Naan schwieg noch immer. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck eines galligen Mißvergnügens.

„Und jetzt eben, Herr Baron, wurde mir telephonisch gemeldet, daß der Gauner in Ihrem Coupé hinter unserem Viersitzer herfuhr bis zum Palais. Man sah ihn hier aus dem Garten herausflüchten."

„Aber Apfelbeck!" fuhr der Freiherr auf. „Das ist sinnlos! Wenn die Todesmahnung am Busen meiner Frau schon appliziert war, hätt es der Lump doch nicht mehr nötig gehabt, in mein Coupé zu klettern und hinter mir herzufahren!"

„Ein logischer Schluß!" Apfelbeck hatte blasse Lippen. „Aber man scheint bei dieser Sache so unlogisch wie möglich kalkulieren zu müssen. Sonst kommt man immer auf etwas Falsches. Übrigens — die Verfolgungsfahrt wäre unterblieben, wenn der Herr Baron mich, wie ich wollte, mit dem Coupé hätte fahren lassen."

„Ja! Das stimmt!" nickte der Freiherr einsichtsvoll.

„Und wenn die Gedankenfolge des Herrn Barons richtig wäre, bitt ich mir zu erklären —"

„Das Erklären ist doch Ihre Pflicht! Wozu hab ich Sie?"

Apfelbeck blieb ruhig. „So bitt ich mir zu erklären, wieso es kommt, daß der Fahrgast in Ihrem Coupé nicht der Kurzfrisierte mit dem Goldkneifer war, sondern ein Mensch mit langem Schwarzhaar und grauer Reisemütze?"

„Was?" Diese Mitteilung riß den auf- und niederwandernden Freiherrn auf dem Absatz herum.

„Ja, Herr Baron! Es war der gleiche, der gestern vor dem Hoftheater, nur mit einem Schlapphut statt der Reisemütze, Ihre Abfahrt ausspionierte. Und der gleiche war es vermutlich auch, dessen Auto ich gestern in der Königinstraße — Herr Baron haben ganz richtig gehört — durch einen Revolverschuß in die Pneumatik stoppte. Das war ein fescher, eleganter Wiener, sagte: ‚Sö, Freinderl!‘ — und hielt mir einen österreichischen Armeerevolver vor die Nase. So flink, wie ein Wiener, ist glücklicherweise auch meiner Mutter Sohn. Ich packte den Kerl beim Gelenk und schlenzte ihm den Revolver aus der Hand. Dann war er wieder der Flinkere und warf mir eine Handvoll Asche in die Augen — mir und dem Schutzmann, der schon die Handschellen parat hatte. Und weg war er.“

„Das ist aber doch —“ Der Freiherr verstummte und nahm seine schwüle Wanderung wieder auf. Nun blieb er stehen, durch die Nase blasend wie bei Schnupfen, und sagte verstört: „Müssen Sie diesem neuen Vorfall nicht sofort nachgehen? Heute hab ich wohl für meine persönliche Sicherheit nichts mehr zu besorgen? Das Gaunerprogramm des 7. Novembers ist trotz Ihrer berühmten Wachsamkeit erledigt. Prompt.“

„Es scheint so.“

„Haben Sie die Totenkopfschleife?“

„Ja. Gut verwahrt. Und jetzt noch eine Frage, Herr Baron!“

„Welche?“

„Wann kommt Ihr Berliner Studienfreund?“

Der Freiherr schien verdrießlich zu werden. „Der kommt überhaupt nicht mehr. Ich hab ihm abtelegraphiert."

Apfelbeck trat einen Schritt näher und sagte mit netter Herzlichkeit: „Wirklich? Ist das so?"

„Herr Apfelbeck!" Naan wurde groß. „Bezweifeln Sie die Korrektheit meiner Aussagen?"

„Nein, Herr Baron! Ich weiß nur, wir stehen hier einer Sache gegenüber, so sonderbar und verwirrend, daß auch ein guter Verstand versagen kann."

„Nicht der meinige. Beruhigen Sie sich! Sie sind und bleiben der Mann meines Vertrauens!" beteuerte Naan mit gereizter Liebenswürdigkeit. „Ich preise mich glücklich, Sie zu haben. Sie machen die Sache. Sonst keiner."

„Ich danke, Herr Baron! Dann kann ich wohl auch die beiden Photos wieder zurückbekommen?"

„Gewiß! Ich werde Rappeiner beauftragen — hoffentlich hat man sie nicht verlegt."

„Hoffentlich nicht!" sagte Apfelbeck ernst. Er setzte die grünliche Hornbrille auf und war der sanfte, kurzsichtige Gelehrte. „Ich habe die Ehre, dem Herrn Baron eine ruhsame Nacht zu wünschen."

„Noch eines!"

„Herr Baron?"

„Soll ich — mir scheint, ich werde meiner Frau die Wahrheit sagen müssen?"

„Um Gotteswillen nicht!" Der sanfte Philologe war plötzlich wieder in den temperamentvollen Apfelbeck verwandelt. „Da bringen sich Herr Baron in

die schwerste Gefahr. Und ich habe dann gegen drei Konterminen zu arbeiten."

Naan, als er allein war, sah die Mauer an und studierte: „Drei?" Daß er selbst dabei mitzählte, fiel ihm nicht ein.

Der alte Pieter kam und meldete: „Die gnädige Frau lassen den gnädigen Herrn ins Schlafzimmer bitten."

„Ach du Allmächtiger!" klagte Naan. „Auch das noch! Alles kommt über mich!"

„Wegen drunten können der gnädige Herr beruhigt sein. Da ist alles wieder in Ordnung. Die Köchin war am längsten ungläubig. Auf meinen Rat hat sich der Josef in ihrem Zimmer mit einer Fasanenfeder erfolgreich im Hals gekitzelt. Jetzt glaubt sie's!"

„Pieter, du bist ein Genie!"

„Der gnädige Herr werden verzeihen — hier waren starke Beweise nötig." Pieter schmunzelte. „Mit unserem Hippolyt Forain — er heißt Kaspar Wicklmeyer — bin ich schon du und du."

Der Freiherr trat in die Venusgrotte. Wenigstens durch die rosafarbene Beleuchtung erinnerte Frau Lillis kapriziöses Schlafzimmer hinreichend an das Vorspiel zum Tannhäuser. Das reiche Spitzengewoge des Nachtgewandes wirkte verschleiernd, doch im Vergleich zur Tagestoilette nicht verjüngend. Wie eine vom Tod erweckte Jairustochter älteren Jahrganges saß die Freifrau inmitten des rosigen Bettgekräusels und sagte mit Schärfe: „Naan! Jetzt wirst du mir um-

gehend die Wahrheit sagen! Ich will wissen, was da spielt."

Naan wußte aus Erfahrung: wenn er sich auf eine lange Debatte einließ, war er verloren. Er zeigte das würdevolle Antlitz eines zu Unrecht Gekränkten und sprach: „Was soll da spielen? Nichts! Für die beklagenswerten Gehirnverschiebungen, die aus deiner geistreichen Detektivlektüre entspringen, bin ich nicht verantwortlich. Noch weniger für die unzutreffenden Beobachtungen deiner Kammerjungfer. Gute Nacht, meine Liebe!" Naan verließ die Venusgrotte mit einer Kopfbewegung, wie traditionelle Schauspieler sie bei der Darstellung des Wallenstein zu machen pflegen, wenn der Feldherr sagt: „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder."

Frau Lilli suchte empört nach der Klingelquaste. Eine hübsche Kammerkatze erschien. „Betty? Wie war das? Mit dem Josef? In der Küche?"

Was die Freifrau in der durch die Fasanenfeder verbesserten Auflage zu hören bekam, war wenig appetitlich, weckte aber das Gerechtigkeitsgefühl ihrer adligen Seele. „Ich hab ihm unrecht getan." Sie schmiegte das Antlitz in die seidene Einsamkeit und war der Meinung, daß sie weinen müßte. Bevor ihr die Tränen kamen, entschlummerte sie. Wovon sie wohl träumte? Von goniometrischen und cyklometrischen Funktionen? Eher noch vom Venusdurchgang, obwohl sie ihn zur wesentlicheren Hälfte verschlafen hatte.

Diesem kühlen Frauenschlummer entrückt durch eine Mauer mit verriegelter Tür, erlebte Siebenreut eine

gräßliche Nacht. Trotz Bromural vermochte er keinen andauernden Schlaf zu finden. So oft er bei brennender Lampe einnickte, hatte er den gleichen Traum und sah auf der Zinne seines Palais eine gigantische Schwarzfahne wehen, mit schleifenförmigen Flatterbewegungen, über und über betüpfelt mit kleinen Wickelkindern und großen Millionenziffern, durchschnitten von zwei knöchernen, heraldisch geschnörkelten Sieben, die ähnlich gekreuzt waren wie die Schienbeine unter einem Totenkopf.

Am Morgen nach dem Duschbad mußte Naan konstatieren, daß er binnen zwei Tagen wieder um ein Kilo und 40 Deka abgenommen hatte. „Schön!" Seine Zähne schnatterten, nicht nur von der kalten Dusche. Dabei faßte er zwei notwendige Entschlüsse. Vor allem den einen: sich mit größter Mannigfaltigkeit zu ernähren. Den anderen sprach er aus, als ihm Rappeiner die Morgenpost brachte. „Diese Bestie hat ihr Wort für den 7. November mit niederträchtiger Pünktlichkeit eingelöst. So kann die Sache nicht weiterlaufen. Ich gehe drauf." Mit Rücksicht auf Hippolyts Wieselohren dämpfte Naan seine Stimme zu zartem Beichtgeflüster. „Dieser Apfelbeck scheint ein netter und mutiger Mensch zu sein, aber das richtige, leichtgläubige Münchner Schaf. Und der andere ist noch das größere Kamel. Läßt sich vorgestern fassen und gestern aus der Akademie der Wissenschaften hinausekeln. Dazu noch *vor* dem entscheidenden Moment. Macht er noch eine *dritte* Dummheit solcher Qualität, so setz ich ihn vor die Tür."

„Seine sofortige Verabschiedung erschiene mir empfehlenswert. Apfelbecks Arbeit würde dadurch erleichtert. Ich habe Vertrauen zur Heimat, Herr Baron!"

„Ich nicht. Aber ich will noch geduldig zuwarten bis zum 7. Dezember. Kommt dann die Todesmahnung mit der gleichen Pünktlichkeit wie gestern, so nehm ich die Sache selbst in die Hand und gehe den verständigen Weg. Allerdings, das müßte vorbereitet werden — für alle Fälle. Geben Sie Auftrag, eine Million Mark in englischen Hundertpfundnoten zu kaufen. Die Sache soll möglichst vorsichtig gemacht werden, damit sie in Börsenkreisen nicht auffällt. Was sonst noch nötig ist — Ankauf von Möbeln und kleiner Wäsche — das übernehme ich selbst." Naan bekam einen Anflug von Galgenhumor. „Ein bißchen Unterhaltung will ich doch wenigstens haben von meiner — platonischen Vaterschaft!"

Bekümmert sagte Rappeiner: „Wollen Herr Baron vor solch einem zweischneidigen Entschluß nicht noch einen Rat von mir anhören?"

„Nein, lieber Rappeiner! Sie gehen nicht kaput dabei. Meine Haut ist mir die nähere. Besorgen Sie nur alles exakt, was ich sage. Es handelt sich vorerst nur um Vorbereitungen für alle denkbaren Eventualitäten. Dieser besonnene Vorsatz hat mich ruhiger gemacht. Sehr wesentlich. Und was ich noch sagen will: die beiden Photoblätter des Briefes müssen vor Abend an Apfelbeck zurückgeschickt werden."

„Die hat doch der andere!"

„Man muß das eben auf irgend eine Weise machen.

Seien Sie erfinderisch! Es ist notwendig, dem hiesigen Polizeischöps die Ohren zu steifen, damit wir nicht Unerquicklichkeiten erleben müssen. Und noch etwas anderes — welche von unseren Leuten hier im Hause halten Sie für verläßlich?"

Trocken sagte Rappeiner: „Die gut bezahlten."

„Nun, da könnte man ja zulegen. Die Möblierung der beiden Räume im Erdgeschoß als — wie soll ich sagen? — nun ja, in Gottesnamen: als Kinderstuben — das muß natürlich ohne Wissen meiner Frau gemacht werden. Sie hat glücklicherweise einen beneidenswerten Schlaf. Man muß da immer zwischen Mitternacht und 6 Uhr morgens arbeiten. Also müssen der Portier, der Hausdiener Franz und seine Frau im Einverständnis sein. Bessern Sie diese Leute auf und versprechen Sie ihnen weitere Zulagen für Neujahr. Vorausgesetzt, daß sie das Maul halten! Auf Sie verlaß ich mich, lieber Rappeiner! Ich will endlich zur Ruhe kommen. Wenn Sorge und Aufregung noch weiterhin an mir zehren würden, wie in diesen vergangenen Tagen, dann hab ich am 8. Dezember keine zehn Kilo mehr und kann mich selber als Kind in die Wiege legen."

Kapitel XII

Um die vierte Nachmittagsstunde empfing Apfelbeck in seinem Büro die zum Akt „Siebenreut gegen Unbekannt" zurückgestellten Photos. Er brauchte kein englischer Detektiv zu sein, um zu konstatieren, daß man die Blätter, weil sie an den vier Ecken von Reißnägeln durchstochen waren, neuerdings photographiert hatte. Trotz allem hoheitsvollen Stolz des wortfesten Spaniers in der Arcisstraße war also jemand vorhanden, der sich als Konkurrent mit der rätselvollen Sache beschäftigte. Ob in Berlin oder sonstwo zuständig, war gleichgiltig. Der Musiker mit den langen Locken, das „Freinderl" von der Königinstraße, oder der Glattschnauzige mit dem Goldkneifer — einer von den Dreien war der sekrete Vertrauensmann des Barons. Für jeden sprach etwas, bei jedem war ein Widerspruch. „Na also," sagte die erbitterte Seele Apfelbecks, „jetzt kann der Stierkampf mit Front nach drei Seiten losgehen! Ich traue meinem gutbayrischen Schädel die wirksamsten Hörner zu."

Gleich die nächste Minute brachte seinem verdüsterten Gemüt eine Aufhellung. Die Droschke, von der sich vorgestern abend die „Schwester" samt Gepäck vom Bahnhof wieder in die Stadt hatte gondeln lassen, war eruiert. Sie war in die Briennerstraße gefahren, zur „Pension Blumenreich". Das geheime Personalregister sagte: „Pensionsbesitzerin Amalia (Melly) Blu-

menreich, 45 Jahre, katholisch, ledig, ehemals Solotänzerin des Hoftheaters, vieljährige Braut des verstorbenen Artilleriehauptmanns Konrad Dirrlinger, Pensionistin des Hoftheaters und des Hauptmanns; mußte seinerzeit ihren künstlerischen Beruf aufgeben, weil ein Zahnarzt, dem bei einer Fisteloperation das Instrument ausrutschte, die linke Wange der Tänzerin bis zum Ohr entzweischlitzte; brave, anständige Person, den Behörden gegenüber fügsam, einwandfrei in jeder Hinsicht."

„Brauchbare Nummer!" konstatierte Apfelbeck und ließ sich die Meldezettel der Pension Blumenreich kommen. Es waren vor längerer Zeit gemeldet: eine Theaterelevin, ein Schauspieler, eine norwegische Dame mit Sohn (Maler) und Tochter (Bildhauerin), ein Student der Philosophie namens Adam Schönle aus Lauingen. Gestern gemeldet: Fräulein Lizzi Schober, Tänzerin, ohne Engagement, zuletzt in Stellung am Stadttheater in Salzburg. Heute gemeldet: Oberleutnant a. D. von Heiter, aus Graz, Musikkritiker.

In den zwei letzten Bänden des österreichisch-ungarischen Militärjahrbuches waren viele Heiters genannt, keiner aus Graz. Im drittletzten Band: Oberleutnant Josy von Heiter, Graz, mit schlichtem Abschied entlassen. Journalisten-Almanach, im letzten Jahrgang zum erstenmal aufgeführt: Josy von Heiter, Musikreferent verschiedener Zeitungen. Telephonische Mitteilung einer Münchener Theateragentur: Lizzi Schober, aus Giesing, in München ausgebildet, vor drei Jahren erstes Engagement nach Graz.

„So so? Graz?" Apfelbeck tat einen leisen Pfiff. Also: musikalisch veranlagter Offizier, Luftikus, Freundin beim Ballet, Schulden, schlichter Abschied, schiefe Ebene, schlechtbezahlter Musikreferent — „verschiedene Zeitungen" sind immer kleine Winkelblätter mit elenden Honoraren — also dringendes Bedürfnis nach höheren Einnahmen. Und leichter wird man noch immer ein Verbrecher, als ein notabler Detektiv mit Berufungen ins Ausland. Lizzi Schober, treue Seele auch noch im Unglück, Unterstützungskraft, letztes Engagement in Salzburg, verfängliche Nähe des Linzer Briefpapiers mit dem weidmännischen Wasserzeichen. Hat Münchener Lokalkenntnisse und ist vermutlich versiert in allem Klatsch der heimatlichen Kulissen, hinter denen man den längstentschwundenen Abenteuern des Freiherrn von Siebenreut ein freundliches Andenken bewahrte.

Das waren wegweisende Gedanken. „Habber," sagte Monsignore Collofalconi in der Akademie der Wissenschaften, „hahles hist hiemer handers!" Sicher schien nur das eine: Lizzi und Josy gehörten seit ihren Grazer Jubeltagen zusammen und waren höchstwahrscheinlich die Flüchtlinge der Vier Jahreszeiten. Dann mußte Josy das „Freinderl" aus der Königinstraße sein, Lizzerl das aus dem Auto abhandengekommene „Fräuln". Also: entweder der Gauner mit seiner Salzburger Hilfsdame — oder der heimlich berufene und abgeleugnete Detektiv mit unterstützender Lokalkraft. Doch immer noch die Möglichkeit: daß alle Schlüsse Irrtümer und die beiden ganz

harmlose Leute waren. Ein Bahnhofskutscher ist kein Gedächtnisriese in puncto Physiognomien, und daß ein Fräulein mit zwei Handtaschen und zwei Koffern nach München kommt, ist keine Rarität. Immerhin — Graz und Graz — es duftete ein bißchen in der Fechtschule. Eine von den drei Konterminen konnte hier lieblich verschleiert liegen.

Apfelbeck ließ eine Besuchsdame der Geheimabteilung in Aktion treten. Zimmerbesichtigung in der Pension Blumenreich. Was noch frei? Lage der Zimmer? Gesellschaft, die man da vorfindet? Lizzi Schober und Josy von Heiter? Ihr Verhalten und ihre Beziehungen? Wann in der Pension anwesend, wann abwesend? Ist der Musikus mit oder ohne Gepäck erschienen? Wenn irgend möglich, soll etwas Schriftliches von Lizzerls lieblichem Händchen herbeigeschafft werden.

Nun im Sturmschritt zum Telephon. „Ix, ix, ix, ix usw. bis tausend. Ich komme sofort. Viel Dringendes zu besprechen! Wär es denn gar nicht möglich, daß wir allein sein könnten? Mit den Stierstorferischen Klopfgeistern riskier ich es nimmer. Gibt es kein anderes Mittel? Glück oder Verzweiflung hängen davon ab. Wie? Versuchen? Ja? Willst du? Ix, ix, ix, ix, ix, ix! In zehn Minuten bin ich bei dir!" Er war schon nach sechs Minuten in der Arcisstraße und sah beim Laternenschein den Major aus dem Garten treten, unter dem Arm ein halb Dutzend broschierter Bücher, deren blaßgelber Umschlag die Tauchnitz-Edition erkennen ließ. Also Bücher, die man für den englischen Unterricht benötigt! Es gibt Leute, die ein

Buch nur gebunden lieben — z. B. der Kommissär Apfelbeck. Und Hannerl hat einen sehr billigen Buchbinder. Freilich wohnt er weit draußen in der Vorstadt Haidhausen. Auch mit Benützung der Tramwaystrecken braucht man da anderthalb Stunden hin und her. „Ach, das liebe, gescheite Weibi!“

Diese glühende Anerkennung gab dem ersten großen X in der Mansardenstube Dauer und Vertiefung. Dann saßen die beiden in der Fensternische, bei gemildertem Lampenlicht, damit sie von der Straße aus nicht gesehen werden konnten. Apfelbeck, zwischen Erbitterung und ratlosem Kummer, referierte mit jagenden Worten über den Verlauf des vergangenen Abends. „Und schau, Herzkind, jetzt bin ich in einer schauerlichen Zwickmühle! Glaub ich, das ist der Gauner, so kann es mein Konkurrent sein. Wir beide sind doch wie die Jagdhunde hinter dem Haderlumpen her und müssen immer wieder aufeinanderplatzen. Das verwischt mir die Fährten und macht mich unsicher. Und glaub ich, das ist mein Rivale, so kann es der Gauner sein, der mir entwischt. Gestern hab ich mich niederträchtig düpieren lassen. Es war beim Tor, in der Garderobe und im Saal nur ein einziger, immer der gleiche, der verdächtig erschien. War das der Gauner, der meisterhaft arbeitete? Oder war's mein abgeleugneter Kollege, der sich ebenso blamierte, wie ich? Hannerl, ich weiß es nicht! Und wüßte der Baron, wie ratlos ich bin, so hätt ich schon heut meinen Abschied! Und unser liebes, schönes Glück könnte sich den Schnabel abwischen.“

„Gott, Maxl! Das ist zum Verzweifeln! Aber eines ist doch sicher — der gemeine Kerl in der Königinstraße, mit dem Revolver, das muß doch der Gauner gewesen sein!"

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß es mein Konkurrent war, der mich für den Gauner hielt und verhaften wollte. Wie er den Schutzmann und die Handschellen sah, merkte er den Aufsitzer und verduftete, um sich vor der Münchener Polizei hinter dem Schirm zu halten."

„Aber Maxl! Gerechtigkeitskollegen werfen doch einander nicht Sand in die Augen?"

„Na, weißt du — der Begriff der Kollegialität ist nicht immer scharf umrissen. Jedenfalls werde ich mich bei Gelegenheit revanchieren. Sehr ausgiebig! Aber natürlich — es kann auch der Gauner gewesen sein, der die Gefahr der Verhaftung erkannte und sich als Detektiv aufspielte. Verrückt könnte man werden! Einer, der mir entgegenarbeitet, ist da. Jetzt schwör ich drauf. Der Baron leugnet es ab — vermutlich, um die hiesige Polizei nicht zu verärgern. Dadurch erschwert er mir die Arbeit, beleidigt mich durch sein Mißtrauen und gefährdet unser Glück."

„Dem vergönn ich was!" sagte Hannerl in bebendem Zorn.

„Ja, Schatz, da hast du recht! Er kann dabei auch aufsitzen, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Aber ich bin nun einmal in dieser schauerlichen Lage: soll mit einer Klappe drei Fliegen abmurksen, soll meinen Konkurrenten balbieren, soll den Gauner fangen

und auch den Baron noch ungefährlich machen, der in seiner echt Münchnerischen Biedermannsangst sehr bald an mutlose Dummheiten denken wird. Alles auf einmal? Das geht nicht. Ich muß die Sache schön nach dem Abc erledigen. Der Konkurrent und ich, wir beide gleichzeitig bei der Arbeit? Da hindert einer den anderen. Mich will ich nicht hindern lassen. Meinen Erfolg und mein Glück will ich haben. Ich will, ich will und ich muß! Begreifst du das?"

„Und wie!"

„Also muß ich zuerst, um mir für den 7. Dezember die nötige Ellbogenfreiheit zu sichern, meinen geschätzten Herrn Kollegen beseitigen."

„Beseitigen?" stammelte Hannerl.

„Hopp nehmen und so fürchterlich blamieren, daß er mit dem nächsten Kurierzug von München abfauft. Dazu muß ich aber erst mit Sicherheit feststellen: ob Gauner oder Amtsbruder. Jetzt — wie ich glaube — ist eine gute Gelegenheit da. Und da mußt du mir helfen, Hannerl! Willst du?"

Sie sah ihm lächelnd in die erwartungsvollen Augen. „Für dich und unser Glück tu ich alles."

Er schlang den Arm um ihren Hals. „Ach, du Liebe!" Die Amtstätigkeit ruhte für eine Weile.

„Sag, Maxl, wie muß ich es machen?"

„Du mußt dich für acht oder vierzehn Tage einmieten in der Pension Blumenreich. Da wohnt der Kollege — glaub ich."

Erschrocken sagte sie: „Du, das wird Papi, bei allem Vertrauen zu mir, nicht erlauben."

„Dann müssen wir was ausdenken, um deinen Vater für acht oder zehn Tage von München fortzubringen. Mitnehmen kann er dich nicht. Als gewissenhafte Erzieherin darfst du doch den Unterricht unmöglich so lang unterbrechen. Und allein wird er dich in der Wohnung nicht lassen wollen. Ich wette, Hannerl, er frägt mich um die Adresse einer verläßlichen Pension, wo du in guter Gesellschaft bist. Das kann ich ihm, als staatlich besoldetes Auge Gottes, doch am besten sagen. Nicht?"

„Maxl!" Hannerl war ferne von aller Heiterkeit, war überaus ernst. „Deine Mutter hat recht. Du bist ein Schwindler! Nur muß ich es verzeihen, weil ich weiß, für wen du es bist. Bleibt mir da was anderes übrig, als mitschuldig zu werden?"

„Ja? Ja?" Diesen zwei jubelnden Worten folgte nur noch ein einziger Buchstabe von mexikanischem Klang.

„Jetzt sei vernünftig, Maxl! Laß uns alles schön ruhig ausreden. Es gibt eine Möglichkeit — in den nächsten Tagen hat Papis Bruder, der Bezirkshauptmann in Preßburg, seinen siebzigsten Geburtstag. Ich glaube, da würde Papi gern hinfahren, wenn — — und Sehnsucht nach der Heimat hat er doch auch, trotz alledem."

Er sah die Tränen, die ihr über die Lippen rollten, und zog sie schweigend an sich.

„Wir Österreicher sind halt so. Wie niederträchtig man uns daheim auch immer behandelt — wir lassen nöd aus —"

Er küßte ihr schönes Haar, wie man etwas Heiliges küßt.

Hannerl trocknete mit dem Taschentuch die Augen. „Was muß ich denn machen in der Pension?"

„Englischen Unterricht geben."

Jetzt lachte sie. „Dem Gauner?"

„Nein. Mir."

Flink begriff sie. „Damit du immer hinkommen kannst?"

„O du geniales Mädel!"

Immer munterer wurde sie. „Und das ist alles?"

„Ein bisserl aufpassen kannst du schon auch. Über Kommen und Gehen im Haus. Und viel und freundlich mußt du mit der Pensionsmutter schwatzen, mit der braven Melly Blumenreich. Laß dir recht viel erzählen von der Zeit vor zwanzig Jahren, wo sie noch Tänzerin am Hoftheater war. Frag nur immer nach den ‚Kavalieren' von damals. Kann sie was erzählen vom Baron Siebenreut — Hannerl, dann laß nimmer aus!" Apfelbecks Augen funkelten. „Ich wittre da eine Hilfe. Auch brauche ich einen Dämpfer, einen Zügel für den Baron. Sonst geht er in seiner Angst durch die Binsen, macht den schrecklichsten Unsinn, schadet sich selbst und noch mehr uns beiden."

Hannerls Gesicht bekam einen Zug von fester Entschlossenheit. „Maxl! Das mach ich. Verlaß dich auf mich!"

Er preßte sie glücklich an sich und flüsterte weiter in froher Hast, um ihr alles zu sagen, alles zu erklären. „Und weißt du — da kommt es jetzt ganz

darauf an, wie diese beiden, der Josy und die Lizzi, miteinander stehen. Ist er mein Amtsbruder und hat er das Mädel nur mit, um die Ortskenntnis der Münchnerin für seine Arbeit auszunützen, so brauchen die beiden nicht zu verheimlichen, daß sie gute Bekannte sind, vielleicht noch mehr —"

Die Klingel der Polizeinebenstelle rasselte.

Apfelbeck sprang zum Apparat. „Jawohl, hier Apfelbeck. Wo sprechen Sie? Bei mir im Büro? Dann los!" Er winkte den aufgeregten Kampfgenossen herbei und gab ihm das andere Hörrohr. „So? — — Gut! — — Sehr gut! — — Was?" Das war der Stammellaut eines heftigen Schrecks. „Die beiden kennen sich gar nicht? — Einen Augenblick." Apfelbeck drückte die Hand über das Schallrohr. „Hannerl! Mit der Pension — das ist für dich unmöglich. Kennen sich die beiden wirklich nicht, dann sind es harmlose Leute, die uns nichts angehen. Spielen sie das aber, daß sie einander fremd sind, dann —" Er konnte vor Erregung nicht weitersprechen.

„Was, Maxl?"

„Dann ist das — der Gauner! Da laß ich dich nicht hin."

„Erst recht!" Sie fieberte. „Den helf ich dir fangen. Ein bißl was muß ich auch beitragen dürfen zu unserem Glück."

Er machte ein Schweigezeichen und sprach in den Apparat: „War eine Schriftprobe zu erwischen? Oh? Ins Hausbuch geschrieben? Ein Gedicht? Wie? ‚Teures Heimatland' — Gott, wie sentimental! Und

die Schrift? Klein, kritzelig, sagen Sie? Was? Unorthographisch? — — Hannerl, dann ist es vermutlich doch der Amtsbruder!"

Man hörte die Klingel der Flurtür.

„Jesus! Der Papi!" Hannerl sprang zum Tisch und drehte das Lampenlicht auf.

„In einer halben Stunde bin ich im Büro! Schluß!" Nun saß auch Apfelbeck am Tisch. Aus Versehen erwischte er anstelle des „Wiedergewonnenen" das „Verlorene Paradies".

Auf den Fußspitzen ging der Major durch das Schulzimmer und flüsterte: „Nur nicht stören lassen!" —

Am folgenden Morgen lief Hannerl zur Sparkasse und behob ihren ganzen Reichtum, zweihundert Mark. Die wanderten in einem eingeschriebenen Brief nach Preßburg und kamen vier Tage später wieder zurück, mit „einer aber schon sehr einer herzlichen Einladung" des bezirkshauptmannschaftlichen Onkels. „Du, Hannerl, das ist aber doch wirklich reizend von dem alten Raunzer!" sagte der Major. „Absagen kann man da unmöglich. Das ist ausgeschlossen. Es gibt eben Sachen, wo man muß. Ob man will oder nicht!" Aber die Unterrichtsstunden? Den ganzen Tag brauchte der Major, um einzusehen, daß man da kein Loch reißen durfte. „Na ja, jetzt leben wir halt einmal unter die deutschen Brieder, und da muß man eben mitheulen mit den gewissenhaften Wölfen! Armer Kerl! Dir wär doch ein bisserl Vergnügen noch viel dringender zu vergönnen. Ich bin da in einer schrecklichen Schlemastik. Die Preßburger darf

man nicht vor den Kopf stoßen, und dich allein hier in der Wohnung zu lassen, das geht doch nicht."

„Aber, Papi, warum denn nicht? Ich hab keine Angst."

„Nein, Kind, das geht nicht. Ich muß mich da mit dem Herrn Oberleutnant besprechen. Das ist ein besonnener Mensch. Kennt auch die hiesigen Verhältnisse sehr genau. Kommt er heut noch?"

„Selbstverständlich, Papi! Der schwänzt keine Lektion, wenn er nicht dienstlich dazu gezwungen ist."

Eine amtliche Abhaltung lag an diesem Tage nicht vor. Und Apfelbeck wußte eine ebenso nette, wie billige Pension zu empfehlen. „Da hat meine Mutter einmal gewohnt, wie bei uns ein Umbau war. Vielleicht wär es sogar möglich, daß das gnädige Fräulein das gleiche Zimmer bekommen könnte, ein Gartenzimmer, hell und still, für den Unterricht wie geschaffen. Ich will doch gleich einmal telephonisch anfragen." Ein kurzes Gespräch. „Das Zimmer wird frei vom 15. November an." Seit vier Tagen war es von Apfelbeck schon fest gemietet. „Würde das passen?"

„Einverstanden! Ihre Empfehlung genügt mir."

Trotz dieser glatten Ordnung der Dinge verbrachte Apfelbeck ein paar sorgenvolle Tage. Immer hatte er Angst, daß der Herr Major in letzter Stunde noch umschlüge. „Wenn ich ihr Vater wäre, ich bliebe doch auch bei ihr daheim. Keine zehn Rösser brächten mich fort." Allerdings, Apfelbeck hatte keinen Bruder, der Bezirkshauptmann in Preßburg war.

Am Morgen des 15. Novembers befand er sich in der Laune eines Märtyrers, der über glühenden Kohlen langsam geröstet wird. Um zehn Uhr war aus der Arcisstraße noch immer keine Nachricht da, obwohl der Wiener Kurierzug schon um neun Uhr abgegangen war. Immer aufgeregter kurbelte Apfelbeck am Telephon. Nie eine Antwort. Der Besuch seines Büros begann eine gefährliche Sache zu werden. Der alte Trödler Selig Wysliborski, der im Verdacht stand, für Juwelendiebe den Hehler zu machen, bekam an diesem Morgen von der irdischen Gerechtigkeit im allgemeinen und vom Kommissär Max Apfelbeck im besondern einen höchst unangenehmen Eindruck. Ein Glück für Selig Wysliborski, daß diesem ungemütlichen Herrn noch etwas anderes im Kopf herumging, qualvoll und ruhelos. In nervöser Ungeduld die Unterhaltung abbrechend, sagte Apfelbeck in Nachahmung des Wysliborskischen Idioms: „Nu jo, Se sennen holt wieder emol unschuldig. Fohren Se gefälligst ab —" Herr Selig besorgte das mit einer Schnelligkeit, daß die Beifügung „for heit" seine Ohren nicht mehr erreichte.

Nach einem neuen vergeblichen Versuch, eine Telephonverbindung mit der Arcisstraße 7 zu erhalten, vertiefte sich Apfelbeck wieder in die eingelaufenen Rapporte, in der Hoffnung, daß durch gesteigerten Spürsinn vielleicht doch aus diesem leeren Meldungskuchen noch eine Weinbeere herauszustechen wäre. Nichts, nichts, nichts! Die genaueste Überwachung der Pension Blumenreich und mehrfache Zimmer-

besichtigungen hatten nicht den geringsten Anhalt ergeben, weder für einen logischen, noch für einen unlogischen Schluß. Das liebe Lizzerl rannte angeblich den ganzen Tag bei Bühnenleuten herum, ohne ein Engagement finden zu können. Die Abende verbrachte sie im Konversationszimmer der Pension und ließ sich von dem norwegischen Malerjüngling und dem langgewachsenen Philosophen aus Lauingen den Hof machen. Verdächtig blieb nur, daß sie in der Pension wohnte, nicht bei ihren Eltern, die sich in der Vorstadt Giesing einer unbemängelbaren Gesundheit erfreuten. Allerdings, jedes der Kunst verfallene Wesen ist belastet mit dem Triebe zur Selbständigkeit. Auch schien zwischen Lizzerl und ihrem Giesinger Erzeuger ein ungemütliches Haar in der Familiensuppe zu liegen. Dem Vertrauten, der da in Apfelbecks Auftrag rekognoszierte, gab der Schlossermeister Schober die dunkle Antwort: „So? Flaniert dös Weibsbild wieder umanand? Dö soll si hüten vor mir! Bal s' mir d' Nasen einischiebt zur Haustür, schmeiß i den Krampen aussi, daß eahm d' Röck übers Gnack auffifliagen." Weitere Klärungen dieses väterlichen Unmutes waren aus Papa Schober nicht herauszukitzeln. „Himmelherrgottbluatsakrament! I bin a Münchner Bürger und will mein' Fried haben. Endli amal! Von mir aus ko' sei', was mag! I will in unbetrüabter Ruah meine Weißwürscht verschlücken. 's ander alles geht mi an Drehg on!" Noch weniger war von der Mutter Schoberin zu erfragen. Die heulte nur. Und betete.

Lizzerls Vergangenheit schien nicht rein in der

Farbe zu sein. Doch völlig einwandfrei — unter gewissen Beschränkungen — war die gegenwärtige Lebensführung des Oberleutnants a. D. aus Graz. Er glich weder dem „Freinderl" aus der Königinstraße, noch dem Glattschnäuzigen mit dem Goldzwicker, noch dem langhaarigen Musikus mit Schlapphut oder grauer Reisemütze, sondern war ein eleganter, lustiger, aschblonder, tadellos rasierter Herr, der sich ein bißchen jünger machte, als er war, mit hinreißendem Temperament Wiener Walzer spielte und dadurch, mit Ausnahme des Fräuleins Lizzi Schober, die ganze Pensionsgesellschaft entzückte. Am Morgen arbeitete er ein paar Stunden, dann schickte er eingeschriebene Briefe fort, machte wie ein neugieriger Fremder andauernde Spaziergänge durch die Stadt, besuchte Abend für Abend die Oper oder ein Konzert und sah sich dann alles an, was man unter „München bei Nacht" versteht. Dabei entzog er sich wohl häufig der Beobachtung, wurde aber niemals in der Nähe des Palais Siebenreut gesehen. Dennoch ging von ihm eine Witterung der Verfänglichkeit aus; nur war sie nicht deutlich erkennbar. Entweder genoß er — als Gauner oder als Amtsbruder — in der Zeit vom 7. November bis 7. Dezember so etwas wie Urlaub, oder er verstand sich mit unerhörter Geschicklichkeit auf die Verschleierung seiner Wege und seines heimlichen Treibens. Das einzig Auffällige war, daß er öfters nach der Oper heimkam und nochmal ausging, wobei er nicht den gewohnten Paletot mit dem Persianerkragen, sondern einen weitfaltigen Raglan trug, unter

dem man allerlei Dinge verstecken konnte. In seinem Zimmer hatte das Stubenmädel nie was gesehen, woraus man auf Maskeraden und Verkleidungen schließen konnte. Um so reicher war mit solchen Dingen Fräulein Lizzi versehen, die freilich als Bühnenkünstlerin ein unbestreitbares Recht hatte, einen großen Koffer voll Theatergarderobe zu besitzen.

Von irgend welcher Beziehung, oder nur von irgend welchem Verkehr zwischen den beiden war nicht das mindeste zu entdecken. Im Gegenteil. Lizzerl hatte im Konversationszimmer den sich anschlängelnden Josy von Heiter ostentativ abblitzen lassen, bezeichnete ihn dem Stubenmädel gegenüber als „fadzuckrigen Weaner" — obwohl sie doch wissen konnte, daß er aus Graz war — verbat sich bei Fräulein Melly Blumenreich jede „Belästigung" vonseiten ihres Zimmernachbars und blieb dem Philosophen aus Lauingen und dem norwegischen Malerjüngling unwandelbar gewogen.

„Der Karren will nicht vorwärts! Das ist zum Kopfstehen!" knirschte Apfelbeck, als er die ergebnislosen Rapporte im blaugehefteten Akt verschwinden ließ.

Auch Apfelbecks Verkehr mit dem Palais Siebenreut war nahezu abgebrochen. Bei zwei Besuchen hatte er den Baron, der seine vierwöchentliche Schonzeit bis zum 7. Dezember mit gestoppter Gewichtsabnahme zu genießen schien, nicht daheim gefunden. Erst gestern hatte der Freiherr ihn empfangen und war dabei so liebenswürdig gewesen, wie ein kluger Minister gegen den Beamten zu sein pflegt, dessen Pensionsbogen er schon unterschrieben hat.

Auch Hippolyts Meldungen waren die ganzen Tage her belanglos. Im Palais herrschte lieblichster Friede; kein Mißton zwischen Freiherrn und Freifrau. Nichts! Aber die heutige Meldung? Da stak eine kleine, sonderbare Fliege an der Nadel: „Heut in der Nacht, zwischen zwei und drei Uhr morgens, vernahm ich irgendwo im Palais verschiedene Klopfgeräusche, die ich mir nicht erklären konnte. Am Morgen schnupperte ich vorsichtig. Niemand wußte was. Ich hab es aber ganz deutlich gehört. Irrtum ausgeschlossen. Es war, als hätte man ein Dutzend Nägel eingeschlagen. Es muß in der Nähe der Küche gewesen sein. Hier schläft aber niemand. Die anstoßenden Fremdenzimmer sind unbewohnt und abgesperrt. Früher stak da immer der Schlüssel im Schloß. Heute früh war der Schlüssel abgezogen."

Wie schon am Morgen nach Einlauf dieser Meldung nahm Apfelbeck auch jetzt wieder den heißen Kopf zwischen die Fäuste. Und wieder klammerten sich seine Gedanken an diese vier Silben: „Fremdenzimmer?" — Vorbereitungen zu einem Einbruch? Unsinn! Und daß Baron Siebenreut den nicht von Norden, wohl aber von Osten verschriebenen Amtsbruder heimlich bei sich im Palais beherbergte? Undenkbar! Wenn auch seine Seelenruhe jüngsten Datums vermuten ließ, daß er was Beschwichtigendes wider seine Todesängste unternommen hatte, so hämmerte doch ein etwa versteckter Herr Kollege nach Mitternacht keine Nägel in die Mauer und klopfte auch zu nachtschlafender Zeit nicht selber seine Hosen aus. Kaspar Wicklmeyer,

alias Hippolyt Forain, war ein verläßlicher Beobachter. Und der abgezogene Schlüssel? Irgend etwas war da! Aber was? Was? Was? Auch hier wieder so eine sinnwidrige, unfaßbare Sache wie die ganze, rätselhafte Geschichte! „Den Verstand könnte man verlieren! Hilft da nicht ein glücklicher Zufall, oder der liebe Gott, oder ich weiß nicht, was —"

Diese Gedankenreihe wurde durch den Bürodiener Schedlbauer unterbrochen. „A Frauenzimmer!" Er legte eine Visitenkarte auf den Schreibtisch. „Dö muaß über 's Wasser kumma sein. Schuach hat s' wia a paar Rettungsflöß."

Auf der Karte stand zu lesen, nicht lithographiert, sondern handschriftlich mit großen Zügen: „Edith Parker — Chesterfield." Apfelbeck sagte mißlaunig: „Warum gerade Chester? Warum nicht frommage de Brie? Na also! Herein damit! Gott schütze mich."

Steif und stelzig, die Hände vor der Brust, erschien Miß Parker auf der Türschwelle. Es stimmte: die war über's Wasser gekommen. Noch jung, auch hübsch, aber mit einem Kräuselmäulchen und einem Hängekinn von niederschlagender Langweile. Die Augen erloschen unter einer Brille, bei der man an grünen Star denken mußte. Die Frisur über die Ohren gebügelt, im Nacken geknotet. Um den flachen Filzhut war ein verschossener Schleier gebunden. Ein enger, spannender Mantel ließ das glatte, graue Lodenkleid sehen, unter dessen Saum die weißwollenen Strümpfe in zwei schrecklichen Schuhen verschwanden — wirklich, es waren schwarzlederne Rettungskähne!

„Sie wünschen?“

Miß Parker schob sich näher heran und schwieg.

Apfelbeck wurde ungeduldig. „So sagen Sie doch, Fräulein, was Sie wollen!“

„Ein Busserl!“

Draußen im Vorzimmer konnte der Bürodiener einen fröhlichen Aufschrei und ein durch Pausen unterbrochenes Lachen des Herrn Kommissärs Max Apfelbeck vernehmen.

Kapitel XIII

Die buntgemischte Gesellschaft der Pension Blumenreich hatte sich um Miß Edith Parker vermehrt, die das stille Gartenzimmer bewohnte. Sie sah noch immer ein bißchen chesterfieldmäßig aus, dabei sehr hübsch, ohne Schneebrille und mit netter Beschuhung. Die Form, in der sie sich dem Kommissär Apfelbeck vorgestellt hatte, war nur ein „Befähigungsnachweis für die Geheimpolizei" gewesen. Unter dem Droschkendach hatte sie sich in die lieblich gemilderte Miß Edith verwandelt, die in der Pension Blumenreich ihren Einzug hielt. Und gleich bei der ersten Mittagstafel erweckte sie die galante Aufmerksamkeit des Oberleutnants von Heiter, als Musikkritiker kurz ‚Herr Doktor' genannt, und zum Ärger des Fräuleins Lizzi Schober auch die lebhafte Beachtung des langen Philosophen aus Lauingen, der ihr in seinem Staudenschwäbisch zwischen Kalbsbraten und Himbeertörtchen die Einflüsse Kants auf die geuschtige Entwicklung Friedrich Schillers auseinandersetzte und nebenbei noch Carlyle als den eschbrühvollschten aller Engländer pries. Miß Edith hörte gefesselt zu, weil sie, wenn sie über den Tisch zu dem Philosophen hinübersah, auch den ‚Herrn Doktor' eingehend mustern konnte, unter dem steten Gedanken: „Kann das wirklich der Haderlump sein, der gegen das treue Herz meines Maxls einen geladenen Revolver richtete?" Er sah nicht so aus.

Auch die restlose Eroberung der jungfräulichen Pensionsmutter Melly Blumenreich besiegelte Miß Edith schon am ersten Tag durch warme Freundlichkeit und dienstwilligen Beistand im Haus. Allerdings, in Fräulein Melly wohnte eine Seele, die nicht schwer zu gewinnen war. In der äußeren Erscheinung zeigten sich mancherlei Widersprüche. Das pflaumenfarbene Gewand war eine sonderbare Kreuzung von Schlafrock und Gesellschaftstoilette, im Schnitt viel näher dem perikleischen Zeitalter, als dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Auf die Verwendung eines Mieders verzichtete Fräulein Melly — nicht, weil das so Mode zu werden begann, sondern weil ein Korsett von derartigen Weitläufigkeiten ohne schwergewichtiges Eisengerüst unmöglich zu konstruieren war. Auf diesem unbestimmt ins Breite schwimmenden Mädchenkörper saß ein kleiner Kopf, von dem man sagen durfte, daß er reizend war. Eine graziöse, jugendliche Halslinie hatte sich unzerstört erhalten, das kaum merklich angegraute Braunhaar war geschmackvoll frisiert, unter feingezeichneten Brauenbogen glänzten zwei gutmütige, kindlich gläubige Blauaugen, und das runde, zarte Gesicht hatte noch einen Schimmer einstiger Schönheit, vorausgesetzt, daß man es von links betrachten konnte. Die andere Seite des Gesichtes war entstellt durch eine schreckliche Narbe, die sich vom Mundwinkel hinaufzackte gegen das kleine, rosige Ohr.

Mit ihrer doppelten Pension als Hoftänzerin und Braut des seligen Artilleriehauptmanns Konrad Dirrlinger hätte Melly Blumenreich sorglos und behaglich

leben können. Sie führte die Pension nur, um Arbeit, Beruf und sehr viel Sorgen zu haben. Die eine Hälfte der Pensionsgäste, die prompt bezahlte, deckte so ziemlich die Kosten der Hausführung, von der anderen Hälfte, an der Fräulein Melly hätte verdienen können, wurde ihre gute, gläubige Seele chronisch geprellt. Ging ihr ein Mieter mit der Monatszeche durch, so weinte sie eine Nacht und sagte am Morgen versöhnlich: „Mein, er hat's halt net! Wie soll er denn zahlen?"

Bereits am ersten Abend schleppte Melly Blumenreich ihr anschmiegsames Herz nach der Konversationsstunde noch für einen privaten Plausch zu Miß Edith in das Gartenzimmer und ließ sich von ihr „nach englischer Sitte" zu einem Nachttrunk einladen, zu einer Tasse Kamillentee. Beim ersten Schluck errötete sie heftig, weil sie an das Kindbett denken mußte, in das sie vor achtzehn Jahren beinah gekommen wäre — wenn der Schreck über das zerstörte Gesicht diese keimende Artilleriehoffnung nicht ebenfalls vernichtet hätte. Davon sprach sie nicht zu Miß Edith, nur von dem unglückseligen Zahnarzt. Ihre Tränen tröpfelten. „So was is hart! Schon in der ersten Quadrille, Erfolg und Karriär, ein Liebling des Publikums, gefeiert und verhätschelt — und da kriegt man über Nacht so ein Zahngschwürerl, net größer wie ein Stecknadelköpferl, viel kleiner noch — und aus lauter Sparsamkeit für meinen guten Konradl bin ich halt zu einem Zahnarzt gangen, der's billig macht. Und muß grad an so ein Rindvieh hinlaufen. ‚Nur Ruhe,

es tut nicht weh!' sagt er. Und wutsch — da is mir schon das Blut über die Knie geronnen. Entstellt für Lebenszeit, aus der Karriär hinausgworfen und alles futsch! Mein guter Konradl is rumglaufen wie ein Narr, und die Augen hab ich mir halb aus dem Kopf geheult.'

„Ach, uie schrecklich!" klagte Miß Edith in ehrlichem Mitgefühl.

„Alles war futsch und putschari! Bloß mein guter Konradl hat ausgehalten bei mir wie Stein und Eisen. Der hätt Ihnen gfallen, liebs Misserl! Und eifersüchtig wär ich net gewesen. Meim Konradl hätt ich alles vergunnt. Heiraten, no ja — so was hat halt der Staat net erlaubt. Unsereins begreift so was net, aber der Staat wird schon wissen, warum. Haben wir halt so zu einander gehalten! Fest. Meiner Lebtag, vorher net und net später, hab ich kein' andern angschaut. Mein Herzl is noch allweil so sauber wie selbigsmal, wo mir der Konradl 's erste Bussel als Leutnant geben hat. Wann er Oberst wird, hat er allweil gsagt, da laßt er sich pensionieren — und da können wir uns angehören, hat er allweil gsagt, vor Gott und der Welt. Er wär schon bald am Major gwesen. Und da hat er an der Imflenza sterben müssen — acht Jahr und sechs Monat, vor er zum Oberst hätt avancieren können — vor Gott und der Welt." Fräulein Melly schien ihren Konradl noch nicht ausreichend beweint zu haben und suchte das Versäumte an Miß Ediths teilnahmsvollem Herzen nachzuholen.

Dann kam das berühmte, allen guten Seelen eigene Lächeln unter Tränen. „Bereut hab ich's nie. Mein Konradl is mir allweil der Auf und Alles gwesen. Oft haben meine Freundinnen zu mir gsagt: Geh, du bist dumm!"

„Ich finde, Sie waren sehr weise."

„Gelt ja! Mei' Mutter selig hat allweil gsagt: ‚A richtige Lieb und a richtige Treu, und 's ander alles is Narretei'. Und wahr is's! Oft hätt ich, wie man so sagt, mein Glück machen können. Ja, grad dutzendweis haben s' mir den Hof gmacht — vor ich zum Zahnarzt hab gehn müssen — der Fürst Ettental, der Prinz Wettingen, der Graf Almereyda, der Baron Siebenreut, der Herr von Schmetzingen, der Graf Keßler —"

„Siebenreut?" Es klang, als hätte dieser Name den Atem der Miß Edith erstickt.

„Ja, wissen S', dös is einer von die reichsten Leut in München. Der is mir nachgstiegen wie verruckt. So a Heugeigen mit Strupfen! Mehr als a lustigs ‚Ui jegerl!' hat er net ghört von mir. Ah na! Von meim Konradl war mir der kleine Finger lieber wie dös ganze Siebenreutische Mannsbild. Wie er gmerkt hat, daß er bei mir abfahrt, hat er umgsattelt zur Greiner-Sidderl bei der zweiten Quadrille. Is eine von meine besten Freundinnen gwesen. ‚Sidderl, Sidderl', hab ich oft gsagt, ‚mach d' Augen auf, oder du rumpelst eini!' Aber da is a jede gleich. Hat man ein' gern, so glaubt a jede: dös is a Konradl! Ui jegerl! Dös arme Hascherl is schauderhaft eini gsaust."

„Eini gsauft? Uiso?"

„Da kann a jungs Madl was lernen, ja, dös muß ich Ihnen noch amal verzählen. Heut nimmer! Mar' und Josef! Schon fünf Minuten über Zwölfe! Jetzt heißt's aber schlafen gehn." Fräulein Melly bedurfte einer erheblichen Kraftanstrengung, um sich aus der Sofaecke in die Bewegungsform zu übersetzen.

„Ach, bleiben Sie doch noch ein Ueilchen!" bettelte Miß Edith inbrünstig. „Sie erzählen so uondervoll!"

„Ein andersmal, liebs Misserl! Heut nimmer! Heut müssen S' schön schlafen! Nach so einer weiten Fahrt von England bis ummi auf München! Aber gelt, wir zwei verstehen einander! Ganz wohl tut's mir, daß ich wieder amal a treue Seel in meiner Näh hab und vom Konradl reden kann." Ein zarter Geschwisterkuß auf Miß Ediths Wange setzte hinter dieses herzliche Geständnis einen warmen Punkt.

Der Boden schwankte, während Melly Blumenreich ihrem seit artilleristischen Zeiten jungfräulich gebliebenen Himmelbett entgegenrollte. Aus Nummer 4 hörte sie das schwere Schnarchen des Philosophen. Sie klopfte mit sanftem Knöchel so lang an die Tür, bis eine schlaftrunkene Stimme fragte: „Was isch denn?" Und da mahnte sie leis: „A bisserl umdrehen, Herr Schönle! Da schnauft a Philosoph gleich wieder leichter."

Der Weise aus Lauingen schien etwas Lateinisches zu sagen. Es war unverständlich.

Zwei Stunden lang träumte die stille Diele unter der summenden Gasflamme. Dann klapperte ein

Schlüssel im Flurschloß. Der Herr Doktor im weitfaltigen Raglan kam nach Hause. Ohne abzulegen verschwand er in einem mattbeleuchteten Korridörchen, kam zurück und trat in sein Zimmer. Gleich darauf öffnete sich die Tür des Nachbarzimmers, und Fräulein Lizzi Schober tauchte auf, in einen pelzverbrämten Samtmantel gewickelt. Mit dem scheuen Blick einer unruhigen Seele huschte sie in das gleiche Korridörchen und schien, als sie wiederkehrte, etwas unter dem Mantel zu haben, zwar kein Wickelkind, aber doch eine kleine Handtasche oder so was Ähnliches. „Graz und Graz!" würde Max Apfelbeck gesagt haben, wenn er diese Beobachtung hätte machen können. Doch die Poststelle, die das wunderliche Pärchen für Gepäckaustausch und sekrete Mitteilungen gewählt hatte, war den Beobachtungsmöglichkeiten der Münchener Polizei entrückt. Es stand sogar zu besorgen, daß sie auch dem Scharfsinn der Miß Edith Parker entgehen würde.

Die junge Engländerin hatte mit Eifer die erste, ihr äußerst wichtig erscheinende Eintragung in ihr Geheimtagebuch gemacht, war dann schlafen gegangen, und schlummerte schon fest, als der Flurschlüssel des musikalischen Doktors klapperte.

Weder sie, noch sonst jemand im Hause Blumenreich bemerkte, daß sich in der Zeit zwischen zwei und vier Uhr morgens neben den Schnarchlauten des Lauinger Philosophen allerlei sonderbare Geräusche vernehmen ließen. Bald war es, als nage eine Maus an einer Wandverschalung, bald war es, als würde eine Laubsägearbeit mit achtsamer Vorsicht ausgeführt.

Am folgenden Vormittag hatte Miß Edith eine Unterrichtsstunde zu geben: einem schon etwas gereiften Studenten in Couleur. Nachmittags vier Uhr erhielt sie den Besuch eines bejahrten Herrn, der mit ihr und Fräulein Melly im Konservationszimmer eine Tasse Tee trank und gerne von den Zeiten plauderte, in denen er noch jung gewesen. Er konnte sich gut daran erinnern, die Melly Blumenreich in „Excelsior" als Genius des Lichtes gesehen zu haben. Das hatte ihn so sehr begeistert, daß er noch jetzt von diesem Kunstgenuß schwärmen konnte wie ein Jüngling. Fräulein Melly bekam von dem netten alten Herrn einen sehr guten Eindruck. Das war einer, zu dem man Vertrauen haben konnte. Und wie gütig er zu Miß Edith war! Fast wie ein Vater zu seinem Kind.

Nach dem Tee machten die beiden miteinander einen gemütlichen Abendspaziergang. Sobald sie von der Briennerstraße zwischen das Häusergewinkel der inneren Stadt kamen, wurden sie flink. In der Sendlingergasse blieben sie vor der Trödlerauslage des Selig Wysliborski stehen. Während der alte Herr mit großer Aufmerksamkeit die ausgelegten Goldsächelchen und Schmuckstücke musterte, sagte Miß Edith plötzlich: „Ach, schau doch, die zwei reizenden alten Schachterln da!"

Es waren zwei ganz gleiche, stählerne Schmuckschatullen aus dem Anfang der Biedermeierzeit, durchbrochen, mit kardinalrotem Sammt unterlegt. Besonders zierlich waren die Schlüssel gearbeitet, die in den Schlössern staken.

„Komm!“ tuschelte der alte Herr. „Wir haben es gut getroffen, er ist selber da.“ Die beiden traten in den Laden. Die Stimme des alten Herrn vertiefte sich. „Ich möchte für meine Tochter einen hübschen alten Schmuck haben.“ Selig Wysliborski, der hinter der Ladenbudel saß, erhob sich, rückte höflich das Käppl und wollte das Innenfenster der Auslage öffnen. „Nichts von da draußen. Da gefällt mir nichts. Haben Sie nicht was Besseres?“

„Hob ich aach.“ Herr Selig schloß ein paar Schubladen auf und kramte aus. Während sein Kunde die einzelnen Stücke mit sichtlicher Spannung musterte, betrachtete ihn der Trödler aufmerksam und schmunzelte. Dann sagte er plötzlich, auf einen hübschen Umhänger deutend: „Dees do scheint der Fräuln Tochter ze gefollen.“

„Nein, nein, gewiß nicht!“ stammelte Miß Edith erschrocken.

„Sehr nett, ja,“ meinte der alte Herr, „aber nicht das, was ich suche. Wir müssen uns wo anders umsehen.“ Er öffnete die Ladentür und ließ Miß Edith auf die Straße treten.

Hinter ihm sagte Selig Wysliborski: „Nu? Hoben Se jetzt wos bei mir gefunden, Herr Kommissär?“

Apfelbeck lachte. „Sonst hätt ich Sie doch schon beim Kragen!“ Er schob den Umhänger beiseite und flüsterte: „Das hole ich morgen. Betrachten Sie das Schmuckstück als von mir gekauft.“

Draußen flüsterte Hannerl sorgenvoll: „Gelt, er hat dich erkannt?“

Heiter hängte sich Apfelbeck in ihren Arm. „Das hab ich doch wollen, Schatz! Jetzt glaubt er, ich komme bei nächster Gelegenheit in einer besseren Maske. Hat er die Juwelen, die wir suchen, so mißtraut er von heut an jedem Unbekannten, der in seinen Laden tritt, findet nicht den Mut, von den versteckten Juwelen was zu verkaufen, wird nervös und macht schließlich eine Dummheit, die ihn prompt ins verdiente Loch liefert." Der Rest des Spazierganges verwandelte sich in eine Unterrichtsstunde, nicht des Englischen, sondern der mannigfachen Methoden unauffälligen Studiums unter dem Dache der Melly Blumenreich.

An diesem Abend blieb Miß Edith wach bis lange nach Mitternacht, schrieb einen ausführlichen Brief an ihren Vater und schilderte ihm in drolligen Farben die Pensionsgesellschaft. Punkt zwei Uhr klapperte draußen der Flurschlüssel des Herrn Doktors. Flink drehte Miß Edith das Licht ab, huschte zur Tür und zog das Stöpselchen aus einer kleinen Bohrung im Holz. Sie sah den Herrn Doktor im weiten, bauschigen Raglan zu seiner Zimmertür gehen, sah ihn eintreten und hörte, daß in der Stube der Türschlüssel umgedreht wurde. Kleider wurden nicht herausgehängt, Schuhe nicht vor die Tür gestellt. Auch an der Nachbartür ereignete sich nicht das geringste. Mit einem Seufzer schob Miß Edith das Stöpselchen in die zwecklose Bohrung. Der arme Maxl! Seine Vermutung, daß Josy und Lizzerl sich irgendwie in später Nachtstunde miteinander verständigen und Schuhe

oder Kleider als Briefkasten benützen könnten, war wieder ein Fehlschluß.

Ins Nest, die Augen zu, und der Traum vom Glück war da, der Traum von dem großen, herrlichen Obstgarten mit den tausend Rotbackigen. Irgendwo im Hause fing wieder das Mäuschen zu knuspern an, und gegen drei Uhr morgens gab's einen Plumps, als wäre ein schwerer Stein gefallen.

Den folgenden Morgen schliefen Josy und Lizzerl bis gegen Mittag — leidenschaftliche Frühaufsteher waren sie nie gewesen. Der Herr Doktor war bei der ersten Mahlzeit nicht zugegen, und Lizzerl wurde zwischen Suppe und Braten abgerufen, weil zwei Dienstmänner nach ihr fragten. Die beiden trugen einen gewichtigen Koffer davon, und einer brachte ihn am Nachmittag wieder zurück, ohne sich schleppen zu müssen.

An diesem Nachmittag stattete Apfelbeck, jedes Inkognito vermeidend, dem Selig Wysliborski den versprochenen Besuch ab. Vor dem Schaufenster zeigte sein Gesicht den Ausdruck wehmütiger Enttäuschung. „Ach, wie schade!" Weil seinem Hannerl die beiden Schmuckschatullen so gefielen, hatte er sie kaufen wollen. Nun war eine fort. Nur die andere stand noch hinter der Glasscheibe. Von einer pessimistischen Stimmung befallen, klagte Apfelbeck: „Mir wird aber auch alle Freud verdorben." Er trat in den Laden. „Geben Sie mir den Umhänger, den ich gestern angesehen habe."

Selig Wysliborski erschöpfte sich in Liebenswürdig-

keiten. Er hatte das Schmuckstück schön geputzt und in ein Schächtelchen verpackt.

„Hier! Neunzig Mark!" sagte Apfelbeck.

Zärtlich antwortete Herr Selig: „Es kostet nur e sechzig."

„Gestern war ein Zetterl dran, da ist draufgestanden: 90."

„Se hoben verdreht gelesen."

„Verkehrt heißt es nicht sechzig, sondern Null sechs."

„Gott, was for e Blick!" staunte Wysliborski nervös und strich das Geld in die Lade.

„Jetzt die Schmuckschatull in der Auslage!"

„E schönes Stück, e feines Stück!" Selig riß flink das Zettelchen von der Schatulle.

„Wann haben Sie denn die andre verkauft?"

„Waaß ich's? Es kommen viel Leut zu mir. Kann gewesen sein gestern, kann gewesen sein vorgestern —"

„Gestern am Abend war sie noch da." Apfelbeck merkte, daß sich in Selig Wysliborski ein Unbehagen regte. „Zeigen Sie mir doch in Ihrem Buch die Notierung!"

„Wos haaßt e Buch? Hob ich e Buch? Mei Buch is dees!" Er legte die gespreizten Finger an seine Stirn.

„Selig! Da stehen dunkle Ziffern drin."

„Drum komm ich doch aach so oft in en falschen Verdocht. Nu! Weil Se do drin nix e so richtig lesen kennen wie uffem Zettel."

„Wer hat die Schatulle gekauft?"

„E Frauenzimmer, for de Schmuckſachen."

„Wie hat der Herr ausgeſehen?"

„Wie Se nur e ſo frägen können! Wie ſoll er ausgeſehen hoben? Es wor e Fremder. Nix alt und nix jung, ſo zemittelſt drin, nix blond und nix ſchwarz, ſo e biſſel meliert, und halb raſoren und halb e Bort."

„Na, vielleicht beſinnen Sie ſich gelegentlich ein bißchen beſſer. Hier haben Sie Ihre hundertfünfzig Mark!"

„Es macht nor e Hundert, Herr Kommiſſär!"

„Die zwei Schatullen waren geſtern ausgezeichnet mit dreihundert Mark."

„Der Herr von heit hot gezohlt for die aane zwahundertfunnefzich. Kann ich Ihnen die ander laſſen for hundert. Und mach noch e gutes Geſchäft."

„Wysliborskerl!" Apfelbeck legte das Schächtelchen mit dem Umhänger in die ſtählerne Schatulle, zog den zierlichen Schlüſſel ab, betrachtete ihn und ſchob ihn in die Weſtentaſche. „Das ſchicken Sie mir ins Büro, noch heut. Sie ſelber werden nicht gerne kommen? Und heut am Abend ſollten Sie ſich ein bißchen hinter die Paragraphen ſetzen. Sie ſind da noch immer nicht ausreichend bewandert. Für verſuchte Beamtenbeſtechung können Sie das nächſte Mal ein Jahr und ſechs Monat fangen. Für heute will ich ein ſo ſchlechtes Gedächtnis haben wie Sie. Guten Abend, Herr Wysliborski!" Lachend rief Apfelbeck

von der Schwelle noch über die Schulter: „Morgen wird mein Gedächtnis wieder besser."

Unbeweglich stand Selig hinter der Ladenbudel, ein kleines weißes Schaumbläschen in jedem Mundwinkel — nur aus Sorge um die andere Sache, nicht wegen der Schmuckschatulle. Kommt einer in den Laden, überzahlt den Preis einer Ware von ehrlichster Abstammung mit hundert Mark, nur daß man vier Wochen nicht reden soll — „e so en Paragrof hoben se nix."

Die Gedanken Apfelbecks, während er mit einem Auto hinausfuhr zum Laboratorium des Monsignore Collofalconi, waren umgekehrter Art. Wegen der „anderen Sache" hatte er nur einen unbestimmten Verdacht; irgend was Verläßliches wußte er nicht; drum hatte er auf gut Glück die Szene mit Wysliborski in jener Art geführt, die er als ‚mildes Unterheizen' zu bezeichnen pflegte. Und nun dachte er schon nimmer dran. Kummer verursachte ihm nur die Sache mit der Schatulle. Weil er seinem Hannerl jetzt nicht die ganze Freude machen konnte, nur die halbe. Daß er seinen Monatsetat schon mit der einen Schatulle und dem Anhänger bedenklich überschritten hatte, das zählte nicht für ihn. Wenn die zehnprozentige Prämie des Freiherrn von Siebenreut fällig wird, spielen die zweihundertundvierzig Mark doch keine Rolle mehr. Und fällig muß sie werden! Sie muß! „Und wenn ich mir das Gehirn herauskratzen müßte mit den Fingernägeln!" Komisch, daß Wysliborski wegen der anderen Schatulle so hinter-

hältig geantwortet hat! Freilich, so war er immer. Mißtrauisch gegen jede Frage, auch gegen die harmloseste. Aber das war mehr gewesen, als nur das übliche, angeborene Hintenherum. Es war wie wachsende, mühsam verhehlte Angst.

Dem Kommissär Apfelbeck schoß eine brennende Blutwelle ins Gesicht.

„Unsinn! Unsinn! Unsinn!" stammelte er vor sich hin, als müßte er gewaltsam diesen vernunftwidrigen Gedanken von sich abwehren, der ihn narren und auf falsche Fährte führen konnte. Freilich, die Schatulle war gerade groß genug, um eine Million Mark in englischen Hundertpfundnoten gut unterzubringen. Aber der Gauner, der einen solchen Hauptcoup seit Monaten, vielleicht seit Jahren austüftelt, dazu noch mit einer so unfaßbaren Raffiniertheit arbeitet wie am 7. November, wird doch nicht ein paar Wochen vor dem Knalleffekt das nötigste Utensil seines Streiches herauskaufen aus dem Schaufenster eines Trödlerladens, in dem er es zufällig stehen sieht. Oder doch? War es — analog dem Charakter des Erpresserbriefes — nicht gerade deshalb das Klügste, weil es aussah wie das Allerdümmste? Und war nun heute gekommen, was Apfelbeck mit Inbrunst herbeigewunschen hatte: ein hilfreicher Zufall, ein Gotteswink, ein ich weiß nicht was?

Das Auto hielt vor dem Laboratorium in der Lindwurmstraße und mußte warten. Während Apfelbeck erregt über die Treppe hinaufsprang, wühlte in ihm der Gedanke: „Wysliborski der Mitwisser? Der

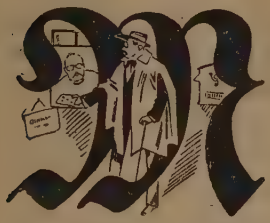
Mitschuldige? Nein! Sinnlos! So einem vertraut sich ein siebenmal Geriebener nicht an. Der Selig ist nur stutzig geworden über meine Fragen. Weil er ein schlechtes Gewissen hat — vielleicht doch wegen der anderen Sache? Da muß ich ihn dunsten lassen. Wegen der Schatullengeschichte hinter ihm herlaufen? Das hieße Warnungen säen und Vogelscheuchen aufstecken!"

Unter der offenen Laboratoriumstüre stand Monsignore Collofalconi mit ausgebreiteten Armen. „Haffelbecco! Caro mio! Glaubben Sie, daß wirr abben werden Herfolk?"

„Ich hoffe."

„Avanti!"

Kapitel XIV



Mit der Vorstellung des Monsignore Collofalconi im Palais Siebenreut gedachte Apfelbeck der Wissenschaft und dem Fortschritt der Menschheit einen Dienst zu leisten, aber auch der eigenen Hoffnung. Dieser Besuch erschien ihm als eine unauffällige Gelegenheit, die etwas sonderbar gewordene Haltung des Freiherrn zu sondieren.

Noch immer den Kopf durchwirbelt von den Gedanken an Selig Wysliborski und die aus dem Schaufenster verschwundene Schatulle, war Apfelbeck während der Fahrt im Auto ein etwas zerstreuter Zuhörer für die lebhaften Herzensergüsse des Monsignore, der die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft einer erbitterten Kritik unterzog. „Hes hist hiemer so! Hiemer! Der heine att Verstaand hund gann hiehn nich betättigen, der handere att den Gehld hund gibt hiehn nicht err. Nuhr firzich, nuhr dreißich daussend Marg für meine Hexperimente! Hund die Wäld att näxte Jarr die drattlosse Telephonie! Saggen Sie, caro mio, saggen Sie, wie muß mahn den Baronn nemmen, hum hiehn zu Verstaand zu brinken?"

„Wenn ich das wüßte, lieber Monsignore!" seufzte Apfelbeck. „Für Ihre Zwecke wird's reichen, wenn Sie ihn bei der Eitelkeit fassen."

„Besorg hick! Besorg hick!"

Im Palais wurde Monsignore Collofalconi in den

Salon geleitet, wo ihn Frau Lilli sehr leutselig begrüßte. Apfelbeck fand auf dem Weg zum Studio des Freiherrn Gelegenheit, von Hippolyt über die beiden Fremdenzimmer im Erdgeschoß eine flüsternde Meldung zu empfangen, die ihn zuerst in heiteres Staunen, dann in sorgenvolle Bestürzung versetzte. Diese Gemütsbewegung sprach noch deutlich aus seinen Augen, als er das Arbeitszimmer des Freiherrn betrat; er sah aus wie ein Mensch, der die Planken des Schiffes, das ihn zum fröhlichen Hafen seines Glückes tragen sollte, haltlos unter den Füßen auseinandergleiten fühlt.

„Einen Augenblick, mein guter Herr Apfelbeck!" sagte Naan am Schreibtisch. „Nur ein paar Unterschriften." Dieser leichte, ruhige Ton war nicht ganz ehrlich, doch immerhin gut gespielt. Es schien dem Freiherrn viel daranzuliegen, das Bild einer von keiner Sorgenwelle umkräuselten Seelenruhe gewahren zu lassen.

Apfelbeck hatte Zeit, um sich zusammenzurücken. Es blieb aber doch von dem überstandenen Nervenriß noch so viel Nachwirkung in ihm zurück, daß Naan Veranlassung fand, mit freundlicher Sorge zu fragen: „Sind Sie nicht ganz wohl, lieber Herr Apfelbeck?"

„Doch, Herr Baron! Ich bin augenblicklich gesünder als je. Mein Kopf, der in den letzten Tagen etwas benommen war, ist hell geworden."

„Das freut mich zu hören. Schonen Sie sich nur nach Möglichkeit! Sie haben sich während der letzten Zeit allerlei strapaziöse Dinge zugemutet. So ganz

ohne Grund, wie das Volkslied sagt." Naan brachte ein überlegenes Lächeln fertig. „Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß wir diese Sache ernster behandelt haben, als sie es verdient. Vielleicht sollten Sie da ein bißchen bremsen und —" Das Wort, das er sprechen wollte, schien ihm ein kleines Bedenken zu verursachen. Dann sagte er's ohne Erbarmen heraus: „Und fürderhin alle zwecklosen Dinge unterlassen!"

Jetzt lächelte auch Apfelbeck. „Soll ich das so verstehen, Herr Baron, daß ich die Arbeit einzustellen habe?"

„Ach nein! Das gerade nicht. Machen Sie nur weiter! Nützt es nichts, so wird es wohl auch nicht schaden. Ernstliche Unglücksfälle hat ja bisher die Münchner Gemütlichkeit noch niemals angerichtet."

„Das wird sie auch diesmal zu vermeiden suchen!" sagte Apfelbeck heiter, obwohl seine Augen härtere Glanzlichter bekamen. „Ich muß den Herrn Baron nur aufmerksam machen, daß ich, wenn auch Herr Baron persönlich mich jeder Verantwortung entbinden, immer noch dienstliche Verpflichtungen habe. Die Anzeige ist gemacht. Nun muß die Sache auch ihren amtlichen Lauf nehmen."

„Selbstverständlich! Da rede ich Ihnen nicht das geringste drein. Nur mich bitte ich mit irgendwelchen Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft zu verschonen. Ihre komplizierte Überwachungsmethode hat nicht verhindern können, was am 7. November geschah. Da möchte ich mir weiterhin, über meine persönliche Freiheit hinüber, keine überflüssigen Vorschriften mehr

machen lassen. Nicht wahr? Das begreifen Sie wohl? Den ominösen 7. Dezember gedenke ich so zu verbringen, wie jeden anderen harmlosen Tag. Alles weitere wird sich dann finden. Nützt eine Überwachung nichts, so ist es empfehlenswert, sie völlig zu unterlassen. Nicht?"

„Ganz nach dem Belieben des Herrn Barons — soweit sich das verträgt mit den amtlichen Notwendigkeiten. Und da soll wohl auch abschließend über die bisherige Beanspruchung des Kontos bei der Deutschen Bank verrechnet werden?"

„Aber liebster Herr Apfelbeck!" Mit wohlwollender Freundlichkeit legte Naan dem jungen Manne die Hand auf die Schulter. „Das spielt bei mir doch keine Rolle! Nein, nein, nein! Verfügen Sie da auch weiterhin nach Bedarf!"

Apfelbeck, obwohl ihm das Blut in die Stirne fuhr, blieb guter Laune. „Es ist am besten, wenn ich die Rechnung heut abschließe und alles, was von nun an zur Verwendung gelangt, als Darlehen betrachte, für dessen Rückzahlung ich sorgen werde, wenn Herr Baron mit dem Ergebnis meiner Arbeit nicht zufrieden sein sollte."

„Wenn Sie so übertrieben penibel sein wollen! Aber — dieser dienstbeflissene Franzose? Der ist wohl in meinem Hause nicht mehr notwendig?"

„Als Franzose und Lakai? Nein! Ich werde anordnen, daß Wicklmeyer auf die Livree verzichtet. Soweit der Erforschungsdienst seine Anwesenheit im Palais noch erfordert, kann er seinen Zivilanzug oder

gebotenen Falles seine Uniform als Polizeibeamter in Gebrauch nehmen."

„Ach so?" Freiherr von Siebenreut schien unbehaglich berührt zu sein und sagte schroff: „Darüber könnt ich vielleicht eine Anfrage an die Exlenz richten?"

„Bitte, Herr Baron! Das wäre sehr zu empfehlen! Die Exlenz werden wohl einigermaßen überrascht sein —"

„Überrascht? Weshalb?"

„Weil ich bis jetzt aus Rücksicht für den Herrn Baron nach oben hin von den rätselhaften Behinderungen geschwiegen habe, die ich bei meiner Tätigkeit zu fühlen bekam, ohne sie mir erklären zu können." Apfelbeck lachte, sehr nett und herzlich. „Manchmal sah es so aus, als hätt ich es nicht mit einem, sondern mit zwei Gaunern zu tun, von denen der eine ausschließlich den Zweck verfolgt, der Münchener Polizei Sand in die Augen zu werfen. Davon haben Seine Exzellenz bis zur Stunde noch nichts erfahren. Wenn aber Herr Baron wünschen, werde ich die Exlenz sofort telephonisch anrufen —" Apfelbeck machte eine temperamentvolle Handbewegung nach dem Telephon.

„Nein!" Der Freiherr trat mit einem hurtigen Schritt dazwischen. „Wir wollen das lassen!" Er lächelte gezwungen. „Zu einer staatsumwälzenden Aktion liegt keine Veranlassung vor. Die prächtige Exlenz hat mancherlei im Kopf. Wir wollen das nicht überflüssigerweise vermehren." Etwas Galliges kam in seine Stimme. „Der aufmerksame Franzose

soll also in Gottesnamen noch ein paar Wochen meine Schuhe lackieren."

Höflich fragte Apfelbeck: „Sollte er das nicht zu vollster Zufriedenheit des Herrn Barons besorgt haben? Dann will ich ihm Genauigkeit in den häuslichen Verrichtungen einschärfen. Übrigens — je mehr ihn der Herr Baron von allen Obliegenheiten als Lakai entlasten, um so ergiebiger wird seine Amtstätigkeit sein. Ermüdet ihn der Kammerdienst am Tage, so muß er schlafen in den Nächten. Kann er sich untertags einige Ruhe vergönnen, so darf ich von ihm verlangen, daß er auch in den Nächten die Augen und Ohren offener hält als bisher."

Es war dem Freiherrn vom verdutzten Gesichte abzulesen, daß er gerne gefragt hätte: „Wie meinen Sie das?" Statt dessen machte er eine nachdenkliche Promenade zwischen den flimmernden Sonnenblumen und sagte kühl: „Da sind wir ja nun d'accord? Es wird Ihnen auch lieb sein, wenn ich Ihren gelehrten Schützling nicht länger warten lasse. Etwas Positives haben Sie wohl nicht zu melden?"

„Nein, Herr Baron! Nichts Wesentliches — nur etwas — man könnte fast sagen: etwas sehr Drolliges."

Der Freiherr streckte den Hals. „Oh? Das wäre?"

Die Sache schien sehr drollig zu sein. Apfelbeck mußte schmunzeln, bevor er noch sprach. „Der Gauner, mit dem wir es zu tun haben, hat Chic — es ließe sich beinah behaupten: er hat Kunstverständnis."

Naan machte schweigsam ein paar flinke Schritte. Nur seine rundgewordenen Augen fragten.

Apfelbeck lachte munter. „Irrtum natürlich nicht ausgeschlossen, aber — ich glaube seit heute zu wissen, daß der Gauner bei der Auswahl der Kassette, die zu gegebener Stunde erscheinen soll, dem guten Geschmack des Herrn Barons nach Möglichkeit zu entsprechen sucht. Der Mann weiß offenbar, daß der Herr Baron eine Vorliebe für Biedermeier empfindet. Die Kassette, die ich meine, stammt aus der besten Zeit dieser niedlichen Stilart: eine ornamental durchbrochene Stahlschatulle, unterlegt mit einem in seiner Verblichenheit überaus warmen, kardinalroten Samt. Besonders entzückend ist der Schlüssel gearbeitet."

„Apfelbeck?" stammelte Naan entgeistert. „Woher wissen Sie das?"

„Herr Baron, das ist ein bisserl zu viel gefragt!" mahnte Apfelbeck in seiner netten Art. „Was ich sagen zu dürfen glaubte, hab ich gesagt. Früher war ein restloser Gedankenaustausch nicht nur erwünscht, sogar geboten. Aber seit Herr Baron mich aus Mangel an Vertrauen hinter die Dienstschranken zurückwiesen —" ein Achselzucken — „da muß ich nun leider sagen: Amtsgeheimnis!" Eine höfliche Verbeugung. „Herr Baron!" Und Apfelbeck schritt der Türe zu, um einen Sprachlosen hinter sich zurückzulassen. Draußen, als er von Hippolyt Forain den Paletot empfing, konnte er mit Recht vor sich hinknirschen: „Das sitzt!" Dazu noch der unausgesprochene Gedanke: „Jetzt dunstet er wie der Selig Wysliborsky!" Das augenblickliche Siegesgefühl, das Apfelbeck empfand, schien aber nicht gleichbedeutend zu sein mit harmonischer Seelenfreude.

Heiße Erregung brannte in seinem Gesicht. Die Glücksverzweiflung der Stunde hatte ihn getrieben, etwas zu tun, was sich als folgenschwere Unvorsichtigkeit erweisen konnte. Gleich einem verstörten Glücksritter hatte er Va banque gespielt und mußte nun zittern, wie die unberechenbare Kugel fallen würde. Die wirre Stimmung, die aus seinen Augen funkelte, dauerte nicht lang. Schon bei seinem Weg über die Treppe hinunter hatte er die Sturmbockhaltung eines Menschen, in dem die Entschlossenheit schreit: „Jetzt mit dem Kopf durch die Mauer!" Er warf sich ins Auto, um die Rückkehr des Monsignore Collofalconi zu erwarten. „Harme Wiesenschaft!" Für eine zureichende Unterstützung des irdischen Fortschrittes war Freiherr von Siebenreut in dieser Stunde wohl kaum empfänglich? Mit den Ellbogen auf den Knien, den Kopf nach vorne gebeugt und in nervöser Ungeduld eine Zigarette verqualmend, grübelte Apfelbeck vor sich hin. Immer ruhiger wurde er, je näher ihm die Zigarettenglut gegen die Finger brannte. Als er den absterbenden Funken hinauswarf in die Abenddämmerung, in der schon die Laternen brannten, kam Monsignore Collofalconi aus dem Portal des Palais herausgesurrt, auf eine Art, die an einen gereizten, zum Kollern geneigten Truthahn erinnerte.

Während das Auto davonratterte, legte der Gelehrte erbittert los: „Sso heine Schimudsiahn! Sso heine duhme Gahns!" Bei der Unsicherheit des Monsignore in der Geschlechtsbestimmung der deutschen Wörter blieb es unklar, ob hier eine oder zwei

Personen gemeint waren. „Duhme, duhme Gahns! Hist nock vill dühmer hals Polisei — verssteichen Sie, Haffelbecco — Polisei hist dageggen hein Pythaggoras. Fienfdausent Marg! Fienfdausent! Biete, biete! Fir heine villfacke Millionärr, was hist veripflichtet von libbe God, die Guhnst hund Wiesenschaft su hunderstizzen! Der Harme gann nich gebben, der Reicke mus gebben, hoder herr att geine Zwegh hauf hunsere Wäld! Garr geine Zwegh! Aaah, povera umanità! Fienfdausent! Piccola moneta, mancia poverina pella scienza. Hund han heinen Habend hin die Klubb verispillt her Uuhndertdausent! Sibbenzenn Jarre abbe hick gegribbelt, abbe mirr den Verstahnd haus meine Gopf errrrausgedunken. Ruhr nock die hahlerletzte Dirr abben hich haufzumacken. Hund saggt mirr die duhme Gahns: Seicken Sie mirr bossitivve Resuldatte, dahn willen hick gebben nock meeehr! Biete, biete, libber Haffelbeck, will abben heine Gind und weißen nicht, daß mahn Gindergen macken mus. Haus der Lufft gommen geine Gindähr! Fiiinfdausent, biete, biete, hund bossitivve Resuldatten. Hin swei hoder drei Wocken!" Ein bebender Zorn befiel den kleinen Monsignore. „Sohl nuhr gommen. Hick wihl hiehm seicken Resuldatten. Wie große godsellige Eiligen hauf Herden geloggen abben fir hiehre Harmen hund Granggen, so mussen eilige Wiesenschaft lüggen hund swindeln pel progresso del mondo! Ah, che maledetta merde quel denaro! Habber sohl nuhr gommen, sohl nuhr gommen, so heine duhme Gahns — verstett garrr nichs! Garrr nichs! Sohl nuhr gommen, hick

wihl hiehm seiken Resuldatten! Das hiehm Örren hund Sehhen vergett!"

„Monsignore? Wann soll der Baron kommen zu Ihnen?"

„Hick weißen nich!" klagte der zierliche Gelehrte, dessen graues Haarmäntelchen sich in der Zornglut aufzusträuben begann zu einer Art von halbausgewachsenem Heiligenschein. „Hick mögte weinen hum meine große schönne Sacke. Drattlosse Dellephonnie for die gahnse Wäld, durchi die Bärge, hibber hahle Meer, inn hund eer. Hund fiinfdausent Marg! Biete, biete, warrscheinlick abben Fernando gegebben dem Colombo zenn Fennig hund abben gesaggt: Sso, biete, hentdeggen Sie Hamerika!"

„Monsignore!" Apfelbeck preßte den Arm des Zitternden an seine Brust. „Ich meine, Sie sollten dem Baron und der Baronin in Ihrem Laboratorium ein bißchen was Überraschendes zurechtmachen für — für den siebenten Dezember!"

„Waruhm den sibbenten?"

„Die Sieben ist seine Glückszahl. An jedem Siebenten pflegt er besonders wohltätig zu sein. Da wird er auch der Wissenschaft gegenüber keine Ausnahme machen."

„Va bene!" Ein Aufglänzen in den Augen des Gelehrten. „Versuckken wirr! Sehhen Sie, libbe Haffelbeck, drattlosse Dellephonnie gaaahn ick hiehm dock nich seicken. Mus dock herst mackken! Hund weggweissende Vorrexperimänte verstett er nich, disse duhme Gahns. Habber sohl nuhr gommen! Wird

die Haugen hauffreißen — aaah, caro mio, dissem Baronn sohl ziedern die Aand, wehn her sreiben wird: sienshundswansig pel progresso del mondo!"

„Monsignore! Ich kapiere!" sieberte Apfelbeck. „Aber nicht wahr, Sie ziehen mich da zu Rat? Aus Rücksicht auf unsre gütige Exlenz — damit wir nicht nachträglich noch Anstände bekommen wegen der Experimente über Fernwirkung magnetischer Wellen."

„Per certo, Haffelbecco carissimo. Io so bene, hick abben geine Freind hund Protettore sso gutte wie Sie!"

Das Auto hielt vor dem Laboratorium. Ein herzlicher Händedruck bekräftigte das für den Fortschritt der Wissenschaft geschlossene Bündnis. Dann gab Apfelbeck dem Chauffeur die Weisung: „Bayerstraße, Optiker Rodenstock!" In dem Laden, den er betrat, bekam er links und rechts auf dem Nasenbein einen roten Fleck vom Ausprobieren goldener Kneifer. Es dauerte lang, bis er einen passenden gefunden hatte, der nicht sitzen wollte, sondern immer rutschte.

Im Büro war das Erste und Dringlichste ein Telephongespräch mit Fräulein Blumenreich, im Tonfall eines alten und freundlichen Herrn: „Hier Hofrat Aphelius. Jawohl, mein liebes, reizendes Fräulein, mein strahlender Genius des Lichtes!" Den Apparat durchpisperte von ferneher ein heiteres Gekicher. „Jawooohl, jawooohl! Und möchten Sie vielleicht die Güte haben, Miß Edith zu verständigen, daß ich heute nicht mehr zur englischen Konversationsstunde kommen kann, dafür aber sicher morgen vormittags punkt halb

Zehn. Ja? Wollen Sie so gütig sein? Auch bitte, Miß Edith zu sagen —" der alte Herr betonte ungemein deutlich — „daß der mexikanische Herrscher, dessen Name mir in der letzten Unterrichtsstunde nicht einfiel, Guaxamáxeri Xáxerax genannt wurde. Oh? Sie verstehen nicht? Ich wiederhole: Guaxa-maxeri-xaxerax. Jawooohl! Ungefähr. Machen Sie nur recht viele X hinein, dann versteht Miß Edith schon, welchen König Sie meinen. Jawohl! Ausgezeichnet! Auf Wiedersehen, mein liebes, reizendes Fräulein! Schluß!" Und rasch hinüber zum Aktenschrank. Aus dem blauen Faszikel „Graf Werffenstein gegen Revierjäger Moosbichler" holte Apfelbeck ein verschnürtes Päckchen gelblichen Briefpapiers heraus, betrachtete das Papier gegen die Lampenhelle und wählte einen Bogen mit dazupassendem Kuvert. Zum Schreibtisch. Heut unterließ es Kommissär Apfelbeck, einer Tippmamsell zu klingeln. Er selber tippte. Außer der Adresse bekam das Kuvert noch die Aufschrift: „Eingeschrieben. Expreß." Als Apfelbeck überlas, was er getippt hatte — mit einem Durchschlag, der zum Akt gegeben wurde — senkte sich bei ernstem Nachdenken eine tiefe Furche zwischen seine Brauen. „Hannerl, Hannerl! Für den progresso del mondo tu ich das nicht. Nur für dich und mein Glück!" Da hellte sein Gesicht sich wieder auf, und lachend schloß er den Brief. Ihn mit dem Stempel der Polizeidirektion zu versehen, hielt er für überflüssig.

Noch flink aus dem Schrank eine kleine Handtasche herausgeholt und wie der Sturm hinunter über die

zwei Treppen. Das Auto hatte gewartet. „Zur Post nach Schwabing hinaus! So schnell wie möglich! Oder wir kommen zu spät. Noch sieben Minuten bis Sieben." Apfelbeck, als er im Auto saß und die Handtasche auskramte, mußte vor sich hinlachen. „Sieben Minuten vor Sieben." Zweimal die verheißungsvolle Glücksziffer!

Vor der Poststelle in Schwabing verließ den Wagen eine Gestalt, die dem jungen Gelehrten mit dem glattgekämmten Schnurrbart und dem rutschenden Goldkneifer überraschend ähnlich sah. Der sonderbare Herr benahm sich am Postschalter sehr arrogant und sprach mit östlichem Accent, so laut, daß alle Beamten unwillig guckten. Als der Expreßbrief eingeschrieben und der anspruchsvolle Herr davongegangen war, murrte der Schalterbeamte: „Wieder a so a Schwabinger Schlawiner, so an unverschämter! Dö Bande versaut noch amal die ganze Münchnerstadt! Und morgen, moan i, hab i a paar kloane Viecherln. Über und über juckt's mich schon."

„Hat er hoamgschrieben in a verdächtige Gegend?" fragte der Pultnachbar.

„Na. An Stadtbrief hat er mir geben."

Der Pultnachbar beugte sich herüber und musterte die Adresse. „So so? A *föllener* is dös! No freili, wann oaner schnorrt in Münka, kummt eahm der Siebenreut net aus. Übrigens — du! Hast es schon ghört?"

„Was?"

„Der soll mit der Polizei so a gespassige Gschicht haben — sagen d' Leut."

„Geh, was denn?“

„Nachreden mag i nix. Da kunnt oaner in ebbas einikumma, ma woaß net wia!“

„Soooo? Biſt aa ſo a Kuraſchierter? 's richtige Bierherz, was? Wo ma den Hoſenboden alle Jahr weitermachen muß um zwölf Santimetter. Dös möcht i z' Münka no derleben, daß d' Schwabinger Schlawiner amal Spittakel machen. Dö brauchen net ſtürmen und ſchiaßn wie bei der Baſtilli. So a Hoſenſack voll unverſchämte Lauſer ſchmeißen von heint auf morgen die ganze boariſche Hoflieferantengſellſchaft übern Haufen.“

„Da mach i mit amal.“

„Du, ja — bei die andern, dö fünf ſilberne Löffel vergraben, ins Ofenloch einiſchliafen und a ruahſame Weißwurſcht koſtſpieliger einſchätzen wie 's ganze boariſche Vaterland!“

„Was biſt denn auf amal ſo unguat?“ ſchmollte der Pultnachbar. Dann fügte er wiſpernd bei: „Am Hoamweg ſag i dr alles. Da! Kumm! Zuaſperren tean ſ'! Gott ſei Lob und Dank! Hat der Menſch aa wieder amal an Schnaufer Freiheit.“

Die eiſernen Läden raſſelten.

Kapitel XV

Hofrat Aphelius pochte vormittags um halb zehn mit jener sanften Würde, die das Alter verleiht, an die Türe der Miß Edith Parker. Im Zimmer eine etwas aufgeregte Stimme: „Come in!“ Höflich den Hut ziehend, trat der Hofrat ein. Kaum war die Tür geschlossen, als der alte Herr sich erstaunlich verjüngte. Er sprang auf Miß Edith zu und bedeckte ihren Mund mit Küssen. So atemlos wurde sie, daß sie kaum flüstern konnte: „Maxl — mir scheint — dein mexikanischer König — hat einen noch längeren Namen!“ Dann saßen die beiden im Erker, durch dessen Fenster die Morgensonne des klaren Novembertages über entlaubte Bäume hereinglänzte. „Schatz, ich hab einen ganzen Heuwagen voll zu erzählen.“ Er schwatzte und wisperte, immer dicht an ihrem Ohr. „Und weißt du, die geringste Sorge macht mir jetzt der Gauner. Den pack ich schon im richtigen Moment. Viel bedenklicher ist dieser Schädling von Amtsbruder. Drum hab ich ihm eine Schlinge gelegt. Ist es der Gauner, so kann er nichts wittern davon und rührt sich nicht. Dann wird er mit seiner Inkognito-Grazie einfach ausgehoben. Ist es aber der Amtsbruder, so steckt er mit aller Sicherheit den Dachskopf in die Falle. Dann wird er da draußen innerhalb der nächsten Stunde ans Telephon gerufen und wird antworten: ‚Jawohl, ich komme sofort!‘ Und weil er

vermutlich noch im Bett liegt und aus den Federn zum Telephon springen muß, wird er wahrscheinlich sagen: ‚In zehn Minuten bin ich fertig!‘ Wenn das so kommt — Hannerl, Schatzkind — dann hab ich ihn! Und mein Weg ist frei!“

„Gott soll's geben!“ Miß Edith zog die Daumen ein.

„Dann kommt aber erst die Hauptsorge! Der edle Freiherr! Hätt ich nicht gestern immer an unser Glück gedacht, so hätt er was von mir zu hören bekommen! Dieser gewäppelte Biedermann! Sagt zu mir: ‚mein guter Herr Apfelbeck!‘ — was ‚gut‘ in diesem Zusammenhang bedeutet, das weiß man doch!“ Ein leises Lachen zwischen den Zähnen. „Hannerl, ich schwör's, der herrliche Augenblick wird kommen, wo ich zu ihm sagen werde: mein guter Herr Baron! Als ehrlicher Münchener Schutzengel war ich ihm zu schlecht. Jetzt will ich ein bisserl avancieren und Vorsehung werden. Sonst nimmt er in seiner Klapperangst nicht nur das versprochene Kind an seinen väterlichen Busen, sondern zieht für den Gauner auch die Million aus dem schlotterig gewordenen Hosensack. Das erstere vergönn ich ihm von Herzen, das letztere muß ich verhindern. Im übrigen nehm ich ihm nichts übel. Mit solcher Angst in den Knochen spielt man immer eine Rolle, die weniger Ärger weckt, als sie Erbarmen verdient.“

In dem lieblichen Gesicht der Miß Edith erschien ein strenger Zug. „Ich urteile härter als du! Nicht nur, weil er ein Feind unseres Glückes ist. Noch mehr aus einem anderen Grunde.“

„Hannerl?“

Sie flüsterte: „Fräulein Melly hat mir gestern am Abend alles erzählt. Die halbe Nacht hab ich geschrieben. Ich glaub, daß ich nichts vergessen habe, keinen Namen, nichts, was wissenswert für dich sein könnte. Das mußt du lesen. Und kennst du diese üble Geschichte, dann wirst du urteilen, wie ich.“ Sie huschte zu ihrem Koffer hinüber, sperrte ihn auf und holte unter Kleidern und Wäsche das Geheimtagebuch hervor, dessen Eintragungen sich in der vergangenen Nacht um viele Seiten vermehrt hatten.

Wieder saßen die beiden im Erker, in der linden Sonne, und während Apfelbeck zu lesen begann, hing Hannerl mit erwartungsvollen Augen an seinem Gesicht. Erst las er mit aufgeregter Ungeduld, die Stirne manchmal durchschnitten von einer Furche. Nun schien er bewegt und erschüttert zu sein. Langsam, mit halblauter Stimme las er den letzten Satz: „Nie wieder ein Wort von ihr, nie wieder eine Nachricht von dem armen Mädel!“ Er hob die Augen.

Hannerl nickte. Zwei Tränen fielen über ihre Wangen. „Was sagst du?“

„Da muß man die brave Melly zitieren: So was ist hart!“

„Eine Wette! Aus Ärger über die Abfuhr bei einer andern. Der Herr Baron gewinnt! Zwölf Flaschen Sekt! Das mag ein lustiger Abend gewesen sein. Und ein junges, vertrauensvolles Geschöpf ist hinausgestoßen aus seinem fröhlichen Himmel! Ist elend! Betrogen um Jugend und Reinheit. Und sieht

den Mann nimmer, den es liebte! Der schießt Fasanen in Schleißheim und Tauben in Monte Carlo. Und schickt seinen Sekretär, um die unerquickliche Sache zu arrangieren — in der einen Hand das Geld, in der anderen den Revers, mit der Verpflichtung zu schleunigstem Verschwinden aus München! War's ein Wunder, wenn das Mädel hinrannte, wo es keinen Menschen mehr zu sehen bekam? Und sich versteckte und jeden Brief ohne Antwort ließ? Und sieben Jahre braucht dieser Edelmann, bis ein Unbehagen, ein Vorwurf in ihm erwacht! Ein Dutzend Advokatenbriefe! Und weil sie ohne Antwort bleiben, begnügt er sich mit dem Wort: Verschollen! Muß man abergläubisch sein, um wie Fräulein Melly zu klagen: Jetzt hat ihn der Herrgott gestraft mit Kinderlosigkeit! Und sag mir: Was ist Ehrgefühl, was ist Reichtum, was ist Adel?" Sie klammerte die Arme um seinen Hals und preßte die Stirn an seine Wange: „Max! Ich kann's fast nimmer erwarten, bis ich Frau Apfelbeck heiße!"

Draußen im Hausflur läutete das Telephon. Apfelbeck zuckte vom Sessel auf und preßte die Hand auf Hannerls Mund. So blieben sie unbeweglich und lauschten. Im Flur die Stimme der braven Melly: „Hier Pension Blumenreich. Gewiß. Der Herr Doktor ist zu Hause. Wahrscheinlich liegt er noch. Soll ich ihn rufen? Sofort!" Die Diele zitterte — ein Zeichen, daß Fräulein Blumenreich sich bewegte. Dann ihre Stimme: „Herr Doktor! Sie sollen dringend zum Telephon!" Mit rasender Schnelligkeit zog Apfelbeck

am Fenster die Ripsgardinen zu, huschte durch das verdunkelte Zimmer zur Tür hinüber, zog das Stöpselchen aus der Bohrung und sah den Grazer Oberleutnant a. D. aus seinem Zimmer herausspringen, unfrisiert, die nackten Füße in den Hausschuhen, eingewickelt in den faltigen Raglan.

„Bitte, was los?" Eine längere Pause. Dann im Ton des Unglaubens: „Aber naaa! So was is ja doch gar nicht möglich? Das is doch an Auffitzer! No, jedenfalls komm ich sofort! Ich bin fertig in fünf Minuten. Sofort!"

Draußen der Schlag einer Tür. Und Apfelbeck hatte die Augen eines froh Betrunkenen: „Hannerl! Den hab ich jetzt! Dann kommt der Gauner dran! Und dann der Baron, dieser gute!" Ein X von überraschender Kürze — und lautlos schritt ein würdevoller alter Herr über den Flurteppich der Pension Blumenreich. Als er die Hand schon ausstreckte nach der Treppentüre, blieb er wie angewurzelt stehen. Deutlich vernahm er leise Klopfzeichen. Das mußte da drin an der Mauer sein, zwischen den Zimmern des Fräulein Lizzerl und des Herrn Josy von Heiter. Ein bißchen unüberlegt, dem ersten Impuls folgend, griff Apfelbeck zu. Die Tür gab nach, war nicht versperrt. Eine unordentliche, fast könnte man sagen: verwüstete Stube. Das Bett sah schrecklich aus. Und im weißen Frisiermantel stand die junge Tänzerin vor einem Kasten, den sie eben geöffnet hatte. Erschrocken drückte sie die Kastentür zu, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, flüchtete hinter

den Schrank und fragte zornig: „Was wollen Sie denn?"

„Ach, pardon!" sagte der freundliche alte Herr. „Ich bin an die falsche Tür geraten." Er zog sich zurück und verließ die Pension. In einem Saus über die Treppe hinunter. Auf der Straße ging er gemütlich, zündete eine Zigarette an und konnte hören, daß droben in der Pension Blumenreich ein Fenster aufgerissen wurde. Jetzt ging er noch viel gemütlicher und sah nach den Hausnummern. Höflich wandte er sich mit einer Frage an einen Vorübergehenden. Der wies ihn um die Straßenecke. Hier wartete eine Droschke. Während Apfelbeck in den Wagen sprang, trat der Kutscher, ohne sich um seinen Fahrgast zu kümmern, gegen die Straßenecke, von wo er die Pension Blumenreich überwachen konnte. Drei Minuten — und aus der Droschke stieg ein alter Dienstmann mit roter Mütze und einer Nase, die fast ebenso rot war, nur ein bißchen ins Blaue getönt. Er ging bis zur Straßenecke und wartete. Plötzlich bekam er es eilig und schusselte mit jenen Säbelbeinen, wie sie die Dienstmänner vom vielen Eckenstehen bekommen, durch die Briennerstraße gegen die innere Stadt — hundert Schritte hinter dem flink ausschreitenden Herrn Oberleutnant a. D. aus Graz. Der verschwand im Café Luitpold. Fünf Minuten später betrat auch der Dienstmann das Café, mit einem Brief in der Hand. Er fragte drei Kellnerinnen nach einem Herrn. Jede schüttelte den Kopf. Der Dienstmann ging suchend durch den langen Säulentrakt, immer mit dem Brief

vor der Nase und kam an einem kleinen Winkeltisch vorüber. Hier saß, in sichtlicher Aufregung, der Privatsekretär Rappeiner mit dem „Herrn Doktor" beisammen, der einen gelblichen Briefbogen gegen das Oberlicht hielt und mit einer Lupe betrachtete. Den Dienstmann schien das nicht wesentlich zu interessieren. Als er durch die Hintertür des Kaffeehauses auf die Straße trat, war er in äußerst vergnügter Stimmung, lachte leis vor sich hin, fing an zu rennen, fand seine Droschke und fuhr zur Polizeidirektion. Hier stieg aus dem Wagen der gutgelaunte Kommissär Apfelbeck heraus, mit einer ledernen Handtasche. Kaum saß er in seinem Büro am Schreibtisch, so klingelte das Telephon. Apfelbeck nahm das Hörrohr, legte es hurtig wieder beiseite und sprang zur Vorzimmertür. „Schedlbauer! Flink!" Der Bürodiener kam, Apfelbeck schob ihn zum Telephon, nahm das zweite Rohr und flüsterte: „Ich bin nicht da, ich bin verreist."

Der Bürodiener: „Hier Polizeidirektion, Geheimabteilung, Büro vom Herrn Apfelbeck. — Bedaure, Herr Baron, leider net anwesend. Der Herr Kommissär hat verroasen müssen."

Apfelbeck flüsterte: „Gestern am Abend Depesche, mit dem Nachtzug nach Linz."

„Weil er gestern auf'n Abend a Telegramm kriegt hat. Da hat er mit'm Nachtzug nach Linz roasen müssen! — Ja, nach Linz, L wie Ludwig, i wie Isidor, n wie Nepomuk, z wie Zacharias — Linz, ja, der Herr Baron haben ganz richti verstanden! — Wie? Was moanen S'?"

Apfelbeck zischelte: „Rückreise unbestimmt."

„Da kon i leider koan Aufschluß geben, Herr Baron! So ebbes kon allweil a drei, vier Täg, a Wochen und länger dauern. — Jawohl, Herr Baron! Schluß!"

Auch Apfelbeck legte das Hörrohr fort und lachte. „So!" Dann hurtig hinunter zum Präsidialbüro. „Guten Morgen, Exlenz! Ich glaube, Exlenz werden es gerne hören, daß ich in der Siebenreutischen Sphinxgeschichte auf einen grünen Zweig zu kommen beginne."

„Gewiß, lieber Apfelbeck! Ich würde es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie als Münchner diesem fabulösen Berliner den Rang ablaufen würden."

„Berliner?" Apfelbeck lachte. „Baron Siebenreut, um hinter unserem Rücken freie Hand zu genießen, hat der verehrten Exlenz einen kleinen Blimelblamel vorgemacht." Ohne zu beachten, daß der Präsident eine Haltung einnahm, als hätte er in diesem Augenblick einen Ladstock verschluckt, sprach Apfelbeck weiter: „Der fabulöse Berliner ist entweder ein Grazer aus Wien oder ein Wiener aus Graz. Das hab ich heut eruiert. Er wohnt mit einer — sagen wir: Hilfsdame — in der Pension Blumenreich und treibt allerlei kleine Maskeradenscherze, um sich vor der Münchner Polizei im Zwielicht zu halten."

„Hm? Was machen wir da?"

„Auf die Leimrute laß ich ihn laufen, um für die Ehrenrettung der Münchner Polizei schönen Ellbogenraum zu bekommen. Und des weiteren hab ich gestern

festgestellt, daß eine stählerne Geldkassette beim Trödler Wysliborski von einem Herrn gekauft wurde, an den sich der liebe Selig nicht mehr zu erinnern wünscht. Exlenz werden natürlich sofort erraten —"

„Oh? Meinen Sie?"

„Jedenfalls ist da eine Fährte, der man nachgehen kann. Läßt nun auch Bogopolsky in den nächsten Tagen was aus Linz vernehmen, so ist die Kette geschlossen, die Falle wird klappen, und Baron Siebenreut wird reichliche Veranlassung haben, Euer Exzellenz geziemende Abbitte zu leisten."

„Sieh mal! Ich bin zufrieden mit Ihnen, mein lieber Apfelbeck! Die Sache scheint sich auf eine Weise zu entwickeln, daß Friedrich der Große mit seinem berühmten Wort zum erstenmal unrecht behält. Hier scheint es viel besser zu kommen, als man hoffen durfte."

Apfelbeck lachte. „Baron Siebenreut ist anderer Meinung als Exlenz — wie immer. Der glaubt, daß es noch viel schrecklicher kommen wird, als er fürchtet. Ich muß mich für die nächsten Tage, um verläßlich arbeiten zu können, von seiner ängstlichen Seele ein bißchen freimachen. Seine unzutreffenden Mitteilungen haben bis jetzt nur immer den Zweck erfüllt, mich zu irritieren. Deshalb hab ich ihm heute sagen lassen, daß ich gestern mit dem Nachtzug nach Linz gefahren wäre. Wenn also der Herr Baron bei Exlenz anfragen sollte —" Das Telephon klingelte. Und schmunzelnd sagte Apfelbeck: „Exlenz, mir scheint —"

Der Präsident ging zum Apparat. Als er die Meldung vernahm, nickte er dem Kommissär heiter zu und sprach dann mit eisiger Kühle in den Schallbecher: „Jawohl, Herr Baron, mein prächtiger Apfelbeck ist mit dem Nachtzug nach Linz gefahren — im Dienst Ihrer sonderbaren Sache, die Sie selbst ein bißchen zu verwirren scheinen. Aber nun bitt ich, mich entschuldigt zu halten, ich bin augenblicklich sehr beschäftigt. Nein, nein, nein, nur Ruhe, Herr Baron! Nie kommen die Dinge so schrecklich, wie man fürchtet. Sie wissen doch sicher, wer das sagte? Nein? Dann gestatten Sie die Mitteilung, daß es ein allgemein bekanntes Wort Friedrichs des Großen ist! Schluß!" Triumphierend wandte sich die Exzellenz vom Apparat. „Das Gesicht möcht ich sehen, das er jetzt macht!"

Im Dienste der heiligen Hermandad schult sich die menschliche Phantasie. Dennoch hätte die verfeinerte Vorstellungsgabe Seiner Exzellenz des Herrn Polizeipräsidenten nicht ausgereicht, um völlig hellsichtig für den Seelenzustand des Freiherrn von Sierenreut zu werden, der nach den beiden Telephongesprächen mit der Polizeidirektion vor seinem Schreibtisch saß und unter allen Anzeichen schwerster Gehirnverschiebung einen gelblichen Briefbogen mit weidmännischem Wasserzeichen betrachtete. Auf diesem Bogen war in tadelloser Maschinenschrift getippt: „Mein Herr! Wenn Sie etwas Hilfreiches gegen die Ihnen drohende Gefahr erzielen wollen, so fahren Sie am 1. Dezember abends 7 Uhr langsam mit Ihrem Coupé durch die Siebenbrunngasse bei Harlaching. Dort steht nur

ein einziges Haus. Sie können die Stelle nicht verfehlen."

Dazu noch diese andere, schwer beunruhigende Sache! Siebenreut hatte die Polizeidirektion nicht antelephoniert, um ihr Mitteilung vom Eingang dieses Briefes zu machen, sondern nur, um sich über den augenblicklichen Aufenthalt des Kommissärs Apfelbeck zu orientieren. Nun war Apfelbeck erwiesenermaßen in Linz, während Oberleutnant von Heiter steif und fest behauptete, daß Apfelbeck — der seit einigen Tagen unter verschiedenen Masken in der Pension Blumenreich bei einer als Engländerin kostümierten Polizeidame herumgeisterte — heut am Morgen als alter Graubart in das Zimmer der lokalkundigen Hilfskraft einzudringen versuchte. Immer und immer wieder diese unzusammenreimbaren Widersprüche! Es war zum Verzweifeln! Auch Rappeiner schien unvorsichtig gearbeitet zu haben. Am vergangenen Abend im Klub hatte Dollman eine ärgerliche Bemerkung gemacht — d. h. ärgerlich war sie nur für Siebenreut gewesen, denn Dollmann hatte die Sache ganz freundschaftlich gemeint, als er in einer Pokerpause sagte: „Na, lieber Naan, deine wunderlichen Seelenqualen wegen der englischen Valuta müssen sich doch in diesen Tagen ganz erheblich gemildert haben?"

„Wieso?"

„Nun, die englische Valuta steigt doch hier in München von Tag zu Tag. Es scheinen große Käufe gemacht zu werden. Ich hoffe, du bist à la hausse?"

„Ach, laß mich mit so einer Dummheit in Ruhe!"

Nach dieser verdrießlichen Abwehr hatte Naan mit so abscheulichem Pech gespielt, daß er in einer Stunde fast so viel verlor, als Monsignore Collofalconi für die drahtlose Telephonie und den progresso del mondo benötigt hätte.

Rappeiner wurde vorsichtiger und gab seine Aufträge für weiteren Einkauf von englischen Hundertpfundnoten nach Paris und London; doch die Doppelgängerei des Kommissärs Apfelbeck führte in München zu einer Katastrophe à la baisse, bei welcher die brave Melly Blumenreich der leidende Teil war, aber nur seelisch, nicht materiell. Fräulein Lizzi Schober erschien in sehr gereiztem Zustand bei der Mittagstafel, ließ sich weder durch den norwegischen Malerjüngling, noch durch die spinozistischen Trostworte des Lauinger Philosophen beruhigen, wurde sehr ausfällig gegen den „Herrn Doktor", geriet mit ihm bei Spinat und Ochsenaugen in einen injuriösen Wortwechsel und beschuldigte ihn, er hätte in der Maske eines faden alten Herrn in ihr Zimmer einzudringen versucht.

„Aber bitte, Fräuln! Emozionieren Sie sich nicht ohne Veranlassung! Denn erstens war ich das gar nicht, und zweitens: Ihre Couleur is gar nicht mein Gusto, aber schon goar nicht! Also!"

„Unerhört!" Die empörte Terpsichore zuckte vom Sessel auf. „In einer Pension, in der man sich überschütten lassen muß mit solchen Gemeinheiten, bleibe ich keine Stunde mehr. Ich ersuche um meine Rechnung." Sprach es und verschwand, ohne die Mehlspeis abzuwarten.

Oberleutnant von Heiter schien mit Genugtuung den schweren Schreck zu gewahren, der aus Gesicht und Augen der Miß Edith Parker herausredete. Dann erhob auch er sich und sagte, kavaliermäßig gedämpft: „Alsdann — eine liebliche Hütte, wo man derartige Aztekereien zu genießen bekommt — ah, da dank ich! Meine Rechnung, bitte!"

Melly Blumenreich weinte, bis sie zu der versöhnlichen Einsicht kam: „No ja, wann dö zwei halt anander nöt leiden können, da därf man s' doch net einsperren unter dem gleichen Dach." Trotz dieser milden Stimmung ließ sie, durch frühere Vorkommnisse ähnlicher Art gewitzigt, die Flurtür andauernd bewachen und erlebte zum erstenmal dieses Verblüffende: daß zwei in Erbitterung scheidende Pensionsgäste die Rechnung mit je fünfzig Mark überzahlten.

Bei der Säuberung der beiden leergewordenen Stuben wurde eine sonderbare Entdeckung gemacht. In jedem der zwei Zimmer stand der Kasten an der gleichen Stelle der Zwischenwand; aus der Rückseite eines jeden Schrankes war ein halbmeterhoher Schlupf herausgesägt, und das gleiche Loch war durch die Mauer gebrochen; Mörtel oder Ziegelsteine waren nicht zu finden.

Miß Edith Parker, die ganz verstört war, wollte sofort eine telephonische Anzeige an die Polizeidirektion richten. Als aber Melly Blumenreich diese Absicht erkannte, wackelte sie erschrocken dazwischen und bettelte: „Jesus Maria, Misserl, lassen S' mich mit der Polizei in Ruh! Da kündigt mir heut oder morgen die

ganze Gesellschaft im Haus. Ich hab doch kein' Schaden net. Mit hundert Markln is so a Löcherl leicht vermauert und tapeziert. Und der feine Leumund von dem verdächtigen Paarl? Da will ich nix wissen davon. Dös hab ich schon wieder vergessen! Jesus, Jesus, Jesus! Zwei söllene Gauner bei mir in meim unschuldigen Haus!" Die brave Dame näherte sich einem Weinkrampf. Auch die schönen Schwarzaugen der Miß Edith schwammen in Tränen, und mit dem Blick eines schuldbeladenen Gewissens stammelte sie: „Fräulein Melly, bitte, kommen Sie mit mir in mein Zimmer. Ich muß Ihnen etwas sagen." Aus redlichem Herzen hatte Hannerl in diesem Augenblick die Absicht, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, die sich für ihr Glück viel folgenschwerer hätte gestalten können, als es Apfelbecks impulsiver Eintritt in das Zimmer des Fräulein Lizzi Schober für die Lösung des Siebenreutischen Rätsels zu werden drohte. Doch im gleichen Moment, in dem die Gefahr einer verhängnisvollen Aufrichtigkeit schon akut wurde, ereignete sich einer jener hilfreichen Zufälle, die im Leben allgegenwärtig und doch so unglaublich sind, daß nur jener, dem sie nützen, sich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen vermag. Es wurde nicht nur Hannerl in diesem Augenblick, ohne daß sie es ahnte, dem Tag ihres Glückes näher gerückt um einen Löwensprung, es wurde auch die unvorsichtige Zimmerforschung des freundlichen alten Herrn in einer Weise ausgeglichen, daß Apfelbeck zur Erreichung seines schönen Zieles etwas Geistvolleres gar nicht hätte unternehmen können, als

Fräulein Lizzi Schober und Herrn Josy von Heiter aus der Pension Blumenreich zu vertreiben.

Schon wollte die brave, kummervoll erschütterte Jungfrau Melly hinter Miß Edith das Gartenzimmer zur Entgegennahme einer Beichte betreten. Da tönte die Flurklingel. Der Briefbote brachte einen Expreßbrief. „Aus Wien?“ studierte Fräulein Blumenreich. „No ja, wird halt a Zimmerbstellung sein. Dös tät mir grad passen, wo die zwei anderen Zimmer wieder vakant sein müssen. Gelten S', liebs Misserl, den Brief darf ich schon z'erst noch lesen?“ Sie ließ sich auf einen Sessel nieder und wurde dabei merklich breiter. „Komisch! Da adressiert man: Tänzerin am Hoftheater! Als ob man net älter um achtzehn Jahr und schwerer um hundert Kilo wär!“ Mit einer Haarnadel schnitt sie das Kuvert auf, guckte nach der Unterschrift des langen Briefes und schüttelte das hübsche Köpfl. „Kronau? Kronau? Wer kann denn dös sein? Und mit'm Vornamen heißt s' grad so wie ich!“ Fräulein Blumenreich lachte. „Melly Kronau! Dös schmeckt a bißl nach'm Theater.“ Kaum hatte sie zu lesen begonnen, da stammelte sie so erschrocken wie verblüfft: „Herr Jesus Maria! Und so was kommt von gestern auf heut!“ Ihre Erregung wuchs beim Lesen, ihre locker sitzenden Tränen begannen zu tröpfeln und flossen immer reichlicher, je weiter Fräulein Melly unter Klagelauten und kummervollen Anrufungen Gottes beim Lesen kam. Dann blickte sie ganz zerflossen zu Miß Edith auf und jammerte: „So was! Gestern haben wir noch plauscht

von ihr — und heut — Herr Jesus, Jesus Maria! — dös müssen S' lesen, Misserl! Wie's zugehn kann auf der Welt! Dös arme Weiberl, dös kleine! So was! Dös is ja noch viel, viel härter, als wie mit mir und mit'm Zahnarzt!" Hinfallend über den Tisch, das kleine Gesicht in den dicken Armen vergrabend, brach Melly Blumenreich in kindlich glucksendes Schluchzen aus.

Hannerl war beim Lesen blaß geworden. Sie hatte keine Tränen mehr. Ihr liebes Gesicht war so entstellt, als hätte sie einen erschütternden Blick in niegekannte, ihr unbegreifliche Tiefen des Lebens getan. Nun war sie mit dem Lesen des Briefes zu Ende und brachte nur das erstickte Wort heraus: „Da muß man helfen!"

„Freilich, freilich, Misserl! Ich tät mir doch am liebsten die Seel aus'm Leib reißen. Und 's Geld tät ich net ausschauen, wann ich's hätt. Ich könnt ja meine saphirenen Boutons versetzen, mein Armbandl mit dem großen Smaragd und mein Perlenkettl! Aber schauen S' mich an, liebs Misserl! Wie soll ich denn meine drei Zentner über die Grenz bis nach Wien bringen? Ich bleib ja schon liegen in Rosenheim! Was tu ich denn da? Ich kann doch dös liebe Weibl net sitzen lassen im Elend! Mein Patenkindl! Jesus, Jesus, was tu ich denn da?"

Vor Erregung zitternd stammelte Hannerl: „Ich weiß einen Rat. Ich laufe zu meinem —" Glühende Röte flog ihr über das verstörte Gesicht. „Sie kennen ihn doch!"

„Den lieben Herrn Hofrat meinen S'?"

„Den meine ich, ja! Der hilft! Es gibt auf der Welt keine treuere Seele. Darf ich den Brief da mitnehmen? Den Brief muß ich haben!"

Das Gebäude der Münchener Polizeidirektion in der Weinstraße war ein alter Kasten. In den paar Jahrhunderten seit seiner Erbauung waren schon viele, viele Tausende von Menschen seinem verwitterten Flügeltor entgegengezappelt, aber noch niemals hatte das ein Menschenkind mit so atemloser Schnelligkeit besorgt, wie an diesem Novembernachmittag das Fräulein Hanna von Scherming.

Die Mitteilung des Bürodieners Schedlbauer, daß Kommissär Apfelbeck nach Linz gefahren wäre, regte sie erheblich weniger auf als den Freiherrn von Siebenreut. Flink hinüber in die Schäfflergasse. Die Augen, die Frau Apfelbeck machte, als dieser atemlose Gast erschien, mit den heißbrennenden Wangen. „No freilich is er daheim, der Maxl! Sie därfen's ja wissen! Grad hat er si a bißl niederglegt! Schier nimmer stehn hat er können, vor lauter Müdigkeit!" Das alte Frauerl trippelte in den Flur hinaus, und man hörte sie mit den Fäusten an einer Tür pumpern: „Auf Maxl! Auf! Dein Christkindl ist da!" Es war ein prophetisches Wort, das die Frau Offizialin da gesprochen hatte.

Als Apfelbeck mit hurtigem Sprung hereinkam in die Stube, klammerte sich Hannerl an seinen Hals. Erst konnte sie nicht reden, so zitterte sie, so atemlos war sie noch. Mit ganz erloschenen Worten erzählte

sie, was an der Mittagstafel der Pension Blumenreich geschehen war und welche Entdeckung man in den beiden Zimmern gemacht hatte. Apfelbeck erschrak. Solche Wühlarbeit in der Mauer sah einem „Amtsbruder" nicht ähnlich. War es am Ende doch der Gauner? Der sich ausgespürt sah und verduftete? Nein, nein! Dem widersprach, was Apfelbeck im Café Luitpold gesehen hatte: Rappeiner und Josy von Heiter einträchtig vertieft in das Studium des Briefes mit dem weidmännischen Wasserzeichen! Während diese Gedanken durch Apfelbecks beklommene Seele zuckten, flüsterte Hannerl: „Fast umgesunken bin ich vor Schreck — und dann — Maxl, da ist was geschehen —" Sie suchte den Brief in ihrem Kleid.

„So sag doch! Sag!"

„Ein Brief ist gekommen. Aus Wien. Den mußt du lesen, Max!"

Er las, in den Augen das Staunen, die Erschütterung, auf seiner Stirne das zuckende Spiel der Gedanken, die in ihm wühlten. Jetzt preßte er den Arm um die Schweigende, deren Augen sich wieder gefeuchtet hatten. „Schatz! Da müssen wir nach Wien. Wir beide. Morgen mit dem ersten Zug. Hast du Schneid?"

„Wenn du bei mir bist? Aber —"

„Was?"

„Der Vater?"

„Das machen wir gleich. In diesem Fall muß dein Vater die Wahrheit wissen." Zum Telephon.

„Telegraphenamt!“ Dann die Depesche: „Dringend. Major von Scherming, Bezirkshauptmannschaft Preßburg. Eintreffe morgen abends 7 Uhr Wien, Hotel Kummer. Keine Ursache zu irgendwelcher Sorge vorhanden, es handelt sich um ein notwendiges Werk der Barmherzigkeit. Oberleutnant Apfelbeck will mich allein nicht reisen lassen, hält sich dir gegenüber für verantwortlich und begleitet mich bis Wien. Auf Wiedersehen, Gruß und Kuß — Hanna.“ Ein Aufatmen. „So, Schatz! Jetzt bring ich dich heim in deine Wohnung. Da kannst du am Abend alles richten. Zur braven Melly Blumenreich fahr ich als Hofrat hin, um mit ihr zu besprechen, was nötig ist. Auch zur Exlenz muß ich noch einen Sprung hinauf. Und morgen um acht Uhr hol ich dich.“

So kam es, daß Max Apfelbeck der Wahrheit gemäß in Linz erschien, wenn auch mit vierzigstündiger Verspätung und nur für die fünf Aufenthaltsminuten des Wiener Kurierzuges. Sie reichten aus zur Aufgabe einer Depesche, die bereits in München geschrieben war:

„Freiherrn von Siebenreut, Arcisstraße, München. Hoffnungsreiche Sachlage, in Linz verläßliche Fährte gefunden, Spuren weisen nach Wien, wo noch heute einzutreffen gedenke. Werde bis zum 3. oder 4. Dezember wieder in München sein und sicheren Erfolg zu melden haben. Mit geziemender Verehrung.

Apfelbeck.“

Kapitel XVI

Wäre dem Kommissär Apfelbeck in der Sache „Siebenreut gegen Unbekannt" bisher noch niemals eine zutreffende Schlußfolgerung gelungen — mit der Linzer Depesche hatte er unleugbar den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch den Baron. Der war, als ihm Rappeiner am Abend das Telegramm vorlegte, bis zur Fassungslosigkeit konsterniert. „Na also! Da haben wir's! Jetzt ist er eben doch in Linz! Und der glatte Beweis ist erbracht, daß der andere mit seinen hirnrissigen, hinterschelmischen Vermutungen noch der größere Hornochs ist, als dieser unkomplizierte, aber verläßliche Münchner! Jetzt bin ich ratlos. Den prächtigen Exlenzherrn mit seinem allgemein bekannten Friedrich dem Großen — der schließlich doch auch eine Nummer war — hat man gegen mich verärgert, den vertrauenswürdigen Apfelbeck hat man aus seiner Fürsorge um mich hinausgeekelt und hat mich diesem östlichen Schaf an die alleinseligmachende Brust getrieben." Verzweifelt faßte Naan seinen brennenden Kopf. „Hätt ich mir nur das nicht einreden lassen!"

Rappeiner bekam blasse Lippen, blieb aber schweigsam, weil er aus Erfahrung wußte, daß man dem Freiherrn von Siebenreut, wenn er auf ähnliche Vermutungen geriet, den bohrenden Verdrehungswurm mit keinem Stopfelzieher der Vernunft mehr aus dem Gehirn herausbrachte.

„Wär ich nur meinem eigenen Kopf gefolgt! Dieser famose Apfelbeck! So was Ehrliches und Aufrichtiges! Noch niemals hat meine Menschenkenntnis mich im Stich gelassen. Aber natürlich, wenn alles auf mich einredet —" Naan unterbrach den Prasselstrom seiner Worte durch eine schwüle Stubenwanderung und kehrte zum Schreibtisch zurück. „Also! Jetzt steh ich da! Bin ich der Luther, um sagen zu dürfen: ich kann nicht anders? Ich muß anders können! Oder die Million ist beim Teufel, und für den sicher in Aussicht stehenden Bams kann ich mir expreß aus Iglau, Leitomischl, oder aus dem Schwarzwald eine gutfunktionierende Amme verschreiben." Dann fragte er hilflos: „Rappeiner? Was soll ich denn machen?"

„Es wird nichts anderes übrig bleiben, als Herrn von Heiter für eine Unterredung herzubitten. Er ist in die heutige Aufführung der Salome gegangen."

„So sieht er aus!" knirschte Naan in kochendem Zorn. „Was soll man von einem Detektiv, der sich die gleiche Geschmacksrichtung gestattet wie meine Frau, viel Gutes erwarten können? Der scheint nicht aus Wien zu sein, sondern aus, aus, na, aus Dingsda, wie heißt denn die jüdische Gegend, aus der bekanntlich noch nie etwas Angenehmes gekommen ist?"

„Nazareth!"

„Na ja, also! Und was geschieht jetzt?"

„Ich werde selbst in die Oper fahren und Herrn von Heiter ins Palais bringen."

„Natürlich, jetzt kann er unscheniert zu mir herein.

Dieser Apfelbeck mit seinen Argusaugen sitzt in Linz! Und wie scharf er auch sieht — von Linz oder Wien bis München, das ist zu viel verlangt."

Es wurde elf Uhr, bis Rappeiner mit Josy von Heiter im Palais Siebenreut erschien.

„Bitte, Herr von Heiter!" sagte Naan. „Lesen Sie diese Depesche! Dann mögen Sie aus eigenem Scharfsinn entscheiden, ob Ihr fabulöser ‚alter Herr' der Kommissär Apfelbeck war."

Der elegante Wiener schmunzelte: „No, wissen S', Herr Baron, gestern vormittags um zehn Uhr in München und heut nachmittags um drei in Linz — das kann man schließlich noch machen."

„Sie vergessen die Erklärung des Polizeipräsidenten!"

„Tja — wenn der nicht auch gelogen hat —"

„Herr von Heiter!"

„Verzeihen S', Herr Baron, unsre Wiener Exlenz, die lügt wie gedruckt, wenn's sein muß — auch wenn's nicht sein muß. Ist aber Ihre hiesige Exlenz so eisern auf die Wahrheit eingsprengt, dann bleibt allerdings keine andere Annahme, als daß —"

„Was?"

„Daß der alte Herr in der Pension Blumenreich der Gauner war, der sich bei seinem hilfreichen Baserl über meinen modus vivendi informierte. Ein bisserl schnell alt is er worden. Vierundzwanzig Stunden früher war er noch Couleurstudent. Und sein Baserl is natürlich keine Engländerin aus Chesterfield, sondern ein unverfälschtes, ganz originales weanerisches Goldherz."

„Das ist dann doch auch ein Beweis dafür, daß Apfelbeck keinen Fehlschluß macht, wenn er Spuren der Arbeitstätigkeit dieses niederträchtigen Kerls in Wien vermutet."

„Etwas stimmt da nicht!" sagte Josy von Heiter nachdenklich. „Aber der Gauner? Jetzt? In Wien? Ah na! Der sitzt schön gemütlich in München, Herr Baron! Und froh bin ich, daß der Kollega Apfelbeck in Linz oder Wien umeinanderfiakert. Da fahrt er mir hier in München am 1. Dezember nöd zwischen die Schinackeln. Heut vor der Oper war ich noch draußen in der Siebenbrunnergassen und hab Dämmerungsstudien gmacht. Bleibt mein Herr Kollega bis zum Dritten in Wien oder Linz, so fangen wir den Kerl da draußen." Josy von Heiter lachte. „Das is ein etwas mäßig geriebener Herr! Günstiger — für uns — hätt er den Platz nöd aussuchen können. Der Herr Baron brauchen sich nöd im geringsten zu beunruhigen."

„Sie haben noch keinen andren Plan gefunden? Muß ich dabei sein?"

„Das wird sich kaum vermeiden lassen. Tarock spielen ohne Pagatl — Herr Baron, das geht nöd."

„Nun gut! Da Sie die Garantie für meine Sicherheit übernehmen —" Naan reichte seinem Gast etwas beklommen die Hand zum Abschied.

Bei der Tür drehte sich der Wiener nochmal um und sagte munter: „Ob er aber aa gwies in Linz is? Der Herr Kollega? Recht glaab i 's no allweil

nöd. Eine absolute Feststellung is unerläßlich. Aaner von meine Leut hat mit der Apfelbeckischen Köchin Bekanntschaft gmacht. Der verdient sich an Extradouceur! Vor der ‚Salome' hat er mir rapportiert: ‚Dö Köchin muaß aaner gsehgn haben!'" Ein vergnügtes Kompliment, und der Wiener verschwand.

„Na, Rappeiner!" sagte der Freiherr mißvergnügt. „Da ist wohl nicht viel zu erwarten."

„Er scheint den Gauner weniger zu fürchten, als den Kommissär Apfelbeck. Gestern im Kaffeehaus sagte er von ihm: ‚Wissen S', das is a Gsunder, den schlaueren Verstand haben die Angefaulten, aber die Gsunden haben den festeren Schritt und den längeren Schnaufer.' Ein kluges Wort!"

„Nun also, sehen Sie, sogar der empfiehlt mir den anderen! Aber jetzt wollen wir uns aufs Ohr legen. Mitternacht. Ich wollte, es wäre schon wieder Frühstückszeit. Meine Nächte sind entsetzlich!"

Auch an den folgenden Tagen hatte Freiherr von Siebenreut manches auszusetzen. Immer nervöser wurde er, und Frau Lilli wäre trotz allem rekonstruierten Vertrauen wieder mißtrauisch geworden, wenn nicht der Medizinalrat an Naan bedenkliche Kolikzustände mit fliegenden Durchfällen konstatiert hätte. Er verordnete dem Freiherrn strengste Diät, was die Verminderung des Lebendgewichtes weiterhin in beklagenswerter Weise beförderte. Naan drohte zum Schatten seiner selbst zu werden. Eine Art von Krise im Zustand des Leidenden schien sich am Vormittag des 1. Dezembers zu vollziehen. Es waren

mehrere Löffel Kolasirup und reichliche Tropfengaben von Vallidol mit Kognak notwendig, um in Naan die wünschenswerte Ruhe für die Reise zur Siebenbrunngasse bei Harlaching zu erzeugen. Ein Glück, daß Baronin Lilli an diesem Nachmittag Sitzung im Roten Kreuz hatte. Sonst wäre sie, ungeachtet ihres rührenden Mangels an Beobachtungsgabe, doch neuerdings wieder in eine bedrohliche Sherlockstimmung geraten. „Gute Besserung, liebster Naan!" sagte sie. „Spätestens bis acht Uhr bin ich wieder bei dir zu Hause."

„Wie lieb von dir, meine Beste!" antwortete der Freiherr mit der Zunge. Seine Seele dachte: „Vielleicht bist du fünf Minuten nach Sieben schon Witwe!"

Die zwei Stunden bis zur Ankunft des Herrn von Heiter verbrachte Naan in einem Zustand, ähnlich dem Phantasiemartyrium eines mangelhaft chloroformierten Patienten, der das blitzende Messer und den Sprudelbrunn seines kostbaren Blutes sieht. „Also!" sagte er äußerst erbittert zu Rappeiner. „Jetzt rächt es sich, daß ich wider meine bessere Einsicht Ihren Rat befolgte und meinem getreuen Apfelbeck vom Eingang des Dezemberbriefes keine Mitteilung machte."

„Diese Möglichkeit war doch ausgeschlossen. Als der Brief einlief, war Apfelbeck bereits in Linz."

„Man hätte doch telegraphieren können! Welchen Zweck haben die Fortschritte der Wissenschaft, wenn ich sie nicht ausbeute zu meinem Besten? Tun Sie mir den Gefallen, Rappeiner, und rufen Sie Apfelbecks Büro und Wohnung nochmal an. Vielleicht ist er doch gekommen! Mir zuliebe!"

„Wie wäre das möglich? Da er von dem Dezemberbrief keine Kenntnis hat."

„Es gibt Ahnungen!" beteuerte Naan. „Schon Friedrich der Große sagte, daß außerhalb aller Schulweisheit derartige Dinge zwischen Himmel und Erde existieren! Rufen Sie an, lieber Rappeiner! Rufen Sie an!"

Zum zwanzigsten Male binnen zwei Tagen klingelte der diensteifrige Sekretär nach dem heiß Ersehnten. Nichts! Noch immer war Max Apfelbeck an der blauen Donau, die bekanntlich graugrün ist. Wider jeden Zweifel, der vielleicht noch möglich gewesen wäre, erbrachte zehn Minuten nach Sechs der findige Wiener aus Graz, der in der Schlawinermaske des Glattschnäuzigen mit dem rutschenden Goldkneifer erschien, den Gegenbeweis. „Alsdann, die Gegend ist polizeilich stubenrein!" berichtete er in animierter Laune. „Dafür hab ich mir ein unwiderlegliches Dokument beschafft. Die Apfelböckische Köchin, ‚dö ma gsehgn haben muaß,' hat meinem Vertrauten, der ihr gestern das Heiraten versprochen hat, für die heutige Nacht das Schlafzimmer des geschätzten Herrn Kollega zum Nachtquartier angeboten. Ich hab dem unglücklichen Menschen geraten, innen verläßlich abzusperren."

Auf Naan wirkte diese Mitteilung nicht aufmunternd. Als er nach Herrn von Heiters dringlichem Rat einen gutgesicherten Revolver in jede Pelztasche geschoben hatte und das Zimmer mit den flimmernden Sonnenblumen verließ, war in seinem Blick die Trauerfrage: „Ob ich das alles wohl nochmal sehen werde?"

Vor dem sorgenvollen Pieter und vor Hippolyt Forain, der immer die Ohren spitze, spielte Naan den jovialen Causeur. In der Halle gab es für Hippolyt eine kleine Überraschung. Herr von Heiter sagte: „Nöd wahr, Sö erlauben, Herr Vetter?" Und nahm dem Lakai den Lackhut, sowie den Mantel mit dem Biberkragen ab, um sich als neuer Pseudo-Hippolyt auf den Bocksitz zu schwingen, an die Seite des Kutschers. Im Coupé nahmen der Baron und Rappeiner Platz, der erstere links, der andere rechts, weil auf dieser rechten Seite das einsame Haus in der Siebenbrunngasse lag. Dem Coupé folgte ein geschlossener Viersitzer, in dem zwei handfeste Kerle saßen, zwei Jäger des Freiherrn.

Die Fahrt durch die gutbeleuchtete Stadt und durch das öde, mäßig erhellte Gartengelände dauerte in der kalten, sternlosen Dezembernacht gegen zwanzig Minuten. In der Nähe der stillen, menschenleeren Siebenbrunngasse, die rechts von einer dicken Fichtenhecke und links von einer mannshohen Bretterplanke eingeschlossen war, duldeten sich die beiden Wagen mit ausgelöschten Laternen bis fünf Minuten vor Sieben. Naan fühlte Hochsommertemperatur, so drückend wie vor dem Ausbruch eines schweren Gewitters; in jeder Faust hatte er einen entsicherten Revolver. Nicht minder reichlich war Rappeiner bewaffnet. „Los!" flüsterte der Pseudo-Hippolyt dem Kutscher zu. Während der Viersitzer unter dem schwarzen Schatten großer Bäume zurückblieb, fuhr das Coupé im Schritt durch die Dusterheit der hohlen Gasse von

Siebenbrunn. Auf hundert Gänge ein kleines, trübrotes Licht — das erleuchtete Flurfenster des einsamen Hauses. Die Straße war so dunkel, daß Josy von Heiter bei dem Schlüpfmanöver, das er auf dem Bocksitz ausführte, keiner allzugroßen Vorsicht bedurfte. Er setzte einem kreuzförmigen Lattengestell den Lackhut auf und hängte den Mantel mit dem Biberkragen um das Querholz. Noch immer schien Hippolyt, ein bißchen schläfrig, neben dem Kutscher zu sitzen, während Josy von Heiter schon auf dem Trittbrett des linken Wagenschlages stand, dicht an die Coupéwand angepreßt, weil zwischen Wagen und Bretterplanke knapp noch Raum war für einen schlanken Menschen.

Das Coupé hatte das einsame Haus erreicht. Nichts rührte sich. Der Schritt der Pferde wurde noch langsamer. Nun war der Wagen am Obstgarten des kleinen Hauses schon vorübergefahren. Plötzlich, wie schwarz aus der finsteren Nacht herausgewachsen, stand vor der Deichsel ein kleiner, buckliger Mensch, in dunklem Wettermantel und großem Schlapphut. Der Wagen hielt. Flink wie ein Wiesel glitt der Bucklige an den Pferden vorüber, gegen das rechte Trittbrett hin und riß die Coupétür auf. Vier Revolverläufe wackelten vor seiner Brust. Der Bucklige, der ein furchtloser Mensch zu sein schien, sagte lachend, mit tiefer Alkoholstimme und in einem grammatikalisch richtigen, doch in punkto Aussprache nicht ganz einwandfreien Englisch: „Auf so kriegerische Weise, meine verehrten Herren, werden Sie kaum etwas Hilfreiches in Ihrer Angelegenheit erzielen.

Statt mit Blei, wär es ratsamer, mit Gold zu schießen —" Weiter kam er nicht. Etwas Hartes knaxte sich um seinen Hals herum, und zwei Arme klammerten sich ihm von rückwärts wie eiserne Zangen um Leib und Ellbogen. Ein gellender Pfiff, der Wagenschlag wurde zugerissen, das Coupé sauste davon, und der Viersitzer kam durch die Nacht herangerasselt. Mit der Kraft eines Verzweifelten schien der Gauner sich zu wehren. Es half ihm nichts. Der Wiener hatte ihn schon niedergedrückt auf die Knie und lag ihm wie ein Knochensack über Nacken und Rücken. Nun war der Viersitzer da, und die zwei Jäger sprangen heraus, um flinke Arbeit mit den Stricken zu machen. „Soooo, Freinderl!" sagte der Wiener befriedigt, während die Jäger den regungslos Gefesselten wie einen Kohlensack in den Wagen lupften. Josy von Heiter leuchtete mit einer Blendlaterne auf dem Kampfplatz herum. Er fand nur den Schlapphut, sonst nichts. Keine Waffe. Auch die Taschen des Gauners waren leer. Völlig. „Los! Zur Polizei!" Im davonrollenden Wagen löste der Wiener, während einer der Jäger die elektrische Laterne hielt, dem Gauner die stählerne Schnappzwinge vom Hals. Der Gewürgte schien ohnmächtig zu sein. Unbeweglich lag er in der Wagenecke, atmete schwer und hielt die Augen geschlossen. Das dunkelgerötete Gesicht, wenn auch durchrissen von Leidensfurchen, war noch nicht alt, doch das struwelige Haar schon völlig verblichen, und dichte graue Bartstoppeln bedeckten die Wangen, das Kinn und die Oberlippe.

Herr von Heiter zupfte an den Bartstacheln. „Echt!“ Er zupfte an einem Haarbüschel; es war angewachsen. „Ah, da schau — den hab ich mir eigentlich anders vorgstellt! Auf an ausgsprungenen Zuchthäusler hätt ich den raffinierten Hundling nöd taxiert.“

Im Viersitzer verlief der Rest der Heimfahrt mit Schweigen. Immer beleuchtete der Jäger den Gauner, der manchmal das Kinn bewegte und mit den Augendeckeln blinkerte, als begänne er aus der Bewußtlosigkeit zu erwachen und sich körperlich zu erholen.

Lebhafter gestaltete sich im flinkeren Coupé die Heimfahrt des Freiherrn von Siebenreut. Seine Kolikzustände schienen vergangen zu sein. Befreit von allen Seelenpressungen dieser verfluchten Novemberwochen, erlöst von der mysteriösen Bestie, konnte er als erneuter Mensch einem angenehm temperierten Leben entgegensehen, ohne fremdes Kind, doch treu verbunden mit der nun ungefährdeten Million. Er schwatzte in jener Art, wie er sonst von einer streckenreichen Hasenjagd zu erzählen pflegte, schwatzte so fröhlich, als hätte er den Sekt bereits verschluckt, mit dem er den siegreichen Abend zu begießen gedachte. „Wenn mich der Kerl nur berührt hätte mit einem einzigen Finger, so wären ihm, bauz und bauz, meine beiden Kugeln durch die Rippen gefahren.“ Schließlich klatschte er dem Sekretär Rappeiner kordial die Hand aufs Knie. „Na also! Hab ich's nicht immer gesagt? Jetzt haben wir den Schweinehund hier in München hopp genommen! Wir! Und das Polizei-

lämmchen schnuppert mit echter Gerechtigkeitsblindheit in Linz oder Wien herum!" Die vergnügte Stimmung des Freiherrn von Siebenreut hielt auch beim Eintritt ins Palais noch an. Den französischen Lakai begrüßte er in schmunzelndem Deutsch mit der sonderbaren Frage: „Na, Hippolytchen, wie geht's, wie steht's? Immer fleißig auf der Lauer?" Und während er sich umkleidete für das intime Souper mit seiner Gattin, pfiff er so lustig wie ein gesättigter Schusterjunge.

Das geschah so gegen halb Acht, um die gleiche Zeit, als der Viersitzer das Polizeigebäude erreichte. Der Portier, bei dem Herr von Heiter sich auswies, ließ den Fremdling mit seinem guterholten Häftling durch einen Schutzmann hinaufweisen in die Geheimabteilung, in das Büro des auf Reisen befindlichen Kommissärs Apfelbeck. Hier waren zwei Schutzleute, ein junger Assessor, ein Schreiber und der Bürodiener Schedlbauer anwesend, alle mit sehr erwartungsvollen Augen.

Der Fremde, elegant und manierlich, mit dem baumelnden Goldkneifer am Schnürchen, stellte sich vor: „Geheimpolizist Weishappl aus Wien." Er übergab dem Assessor seinen Ausweis, während der mit Handschellen gefesselte Gauner, der bisher niedergeschlagenen Blickes dagestanden hatte, eine aufzuckende Bewegung machte. „Baron Siebenreut betraute mich mit einer Eruierung. Vor fünf Wochen erhielt der Baron einen Erpresserbrief, in Zusammenhang damit vor einiger Zeit diese zweite Zuschrift."

Der Wiener entnahm seiner Brieftasche einen gelblichen Bogen mit dazupassendem Kuvert. „Den mutmaßlichen Urheber dieser Zuschrift, und wahrscheinlich auch des Erpresserbriefes, hab ich heut in der Siebenbrunngasse bei Harlaching festgenommen. Den da! Ich bitte den Mann in Verhör zu nehmen." Er trat bescheiden zurück.

„Man soll ihm die Hände lösen!" befahl der Assessor.

Das geschah.

„Treten Sie näher!"

„Dürfte ich mich nicht zuerst ein bisserl säubern?" fragte der Gauner mit frischer, hellklingender Stimme; sein leidendes Antlitz glättete sich. „Bitt Sie, lieber Schedlbauer, bringen Sie mir warmes Wasser und Schmierseife. Bestellen Sie mir auch gleich den Sträflingsbader, ich muß mich rasieren lassen."

Unter dem brüllenden Gelächter des Bürodieners, des Schreibers, des jungen Assessors und der beiden Schutzleute war der Geheimpolizist Weishappl mauerbleich geworden. Dazu klingelte das Telephon. „Bitte, Herr Kommissär," sagte der kichernde Assessor, „Seine Exlenz!"

Apfelbeck nahm das Hörrohr. „Jawohl, Exlenz, ich selbst, Apfelbeck! — Heute nachmittag um fünf Uhr, mit dem Orientexpreß. — — Wer? Baron Siebenreut?" Ein heiteres Lachen. „Zur Hälfte stimmt es, Exlenz, zur Hälfte nicht. Vielleicht haben Exlenz die Güte, die Verbindung umstecken zu lassen." Während Apfelbeck wartend das Hörrohr am Ohr behielt,

nahm er den Briefbogen vom Tisch, betrachtete ihn gegen das Licht, nahm das gelbliche Kuvert, besah das Postzeichen, winkte dem Schutzmann Zeber, flüsterte ihm ein paar Worte zu und gab ihm das Kuvert. Der Mann verschwand. Es summte im Telephon. „Zu dienen, Herr Baron! Ich! Apfelbeck! Aber selbstverständlich, Herr Baron! Mit dem Orientzug, heut nachmittags fünf Uhr. Ahnungen? Nein!" Apfelbeck lachte. „Alles ist auf ganz natürliche Weise zugegangen. Ich erhielt in Wien von einem meiner Beamten eine telegraphische Meldung, die mich aus Rücksicht für die Sicherheit des Herrn Barons veranlaßte, sofort zurückzureisen. — Aber bitte, Herr Baron, sehr liebenswürdig, ich danke! — Jawohl, Herr Baron, das stimmt, wenn auch mit einer kleinen Einschränkung. Ein Häftling wurde eingeliefert, jetzt eben, vor einigen Minuten. Man muß ihn nur leider wieder freigeben. Ihrem Wiener Vertrauensmann ist beklagenswerterweise das Mißgeschick widerfahren, den Gauner laufen zu lassen und mich zu verhaften — jawohl, Herr Baron, mich, den Kommissär Max Apfelbeck! — — Herr Baron? — Herr Baron? — Sind Sie noch da, Herr Baron?" Apfelbeck lauschte noch eine Weile. „Die Verbindung scheint unterbrochen zu sein."

Diese so plötzlich abgezwickte telephonische Unterhaltung hatte zur Folge, daß im Palais Siebenreut der für das intime Siegessouper kaltgestellte Champagner an diesem Abend nicht getrunken wurde. Ein böser Rückfall seines Leidens veranlaßte den Frei-

herrn, sich unter Nutznießung verschiedener Wärmflaschen ins Bett zu legen, noch ehe Frau Lilli heimkehrte von der Sitzung im Roten Kreuz. Sie fand ihren Gatten in einem so besorgniserregenden Zustand, daß sie nicht nur sofort den Medizinalrat holen ließ, sondern auch noch einen berühmten Universitätsdiagnostiker anflehte, ohne Zögern zur Konsultation zu erscheinen.

Kapitel XVII

Wieder im Schmucke seines Braunhaars, mit schöngewaschenem Haupte, saß Max Apfelbeck in der Geheimabteilung der Polizeidirektion auf einem Sessel, hatte eine Serviette um den Hals, war eingeseift und ließ sich vom Sträflingsbader die graugepuderten Barthstoppeln abrasieren, während der Geheimpolizist Weishappl resigniert und mit einem Anflug melancholischer Selbstironie seine Siebenbrunner Erlebnisse zu Protokoll gab. Dann machte er gegen den Kommissär Apfelbeck ein Kompliment: „Sie werden augenblicklich eingeseift. Aber der Balbierte bin ich. Gestatten Sie, Herr Kollega, daß ich Ihnen meine Anerkennung ausspreche!"

„Ich würde mich dankbar verneigen — wenn das Rasiermesser nicht wäre."

„Über den Zweck Ihres erfolgreichen Eingreifens in der Siebenbrunngasse bin ich mir ungefähr im klaren." Herr Weishappl lächelte. „Aber wie haben Sie denn erfahren, daß da draußen was los sein wird? Oder haben Sie Ursache, mir das zu verschweigen?"

„Nicht im geringsten. Waren Sie nicht am 18. November vormittags mit dem Sekretär Rappeiner im Café Luitpold?"

„Allerdings!"

„Ist da nicht Ihrer scharfen Beobachtungsgabe ein Dienstmann aufgefallen, der einen Herrn suchte?"

„— — Oh?"

„Und erinnern Sie sich nicht, daß hinter Ihnen an der Wand ein Spiegel war — während Sie den Brief in der Hand hielten?"

„Ach? Spiegelschrift — meinen Sie? Und der Dienstmann mit den Tubusaugen waren Sie?"

„Aber! Herr Kollega! Ich war doch in Linz. Sollte Ihnen Baron Siebenreut das nicht mitgeteilt haben? Und am 19. war ich in Wien. Dort bekam ich die Depesche, die mich veranlaßte, am 1. Dezember pünktlich in Siebenbrunn zu erscheinen."

„Welche Veranlassung hatten Sie denn, mich durch Ihren Dienstmann überwachen zu lassen?"

Apfelbeck lachte. „Weil mir der gleiche Irrtum passierte, wie Ihnen. Ich habe Sie für den Gauner gehalten — und, wie Sie wissen, nicht zum erstenmal."

„Also deshalb kamen Sie als alter Herr und als Student in die Pension Blumenreich?"

„Student? Alter Herr? Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Kollega. Vor meiner Abreise nach Linz war ich dreimal in Ihrer Pension, jedesmal in der gleichen Maske, als ältere Dame, die ein Zimmer sucht."

„Die? Das waren Sie?"

„Zu dienen, Herr Kollega!"

„Respekt! Von Ihnen kann man lernen."

„Nicht Geschicklichkeit, Herr Kollega! Nur notwendige Anstrengung. Der langhaarige Musiker, der schneidige Aschenmann in der Königinstraße und der

junge Gelehrte aus der Akademie der Wissenschaften, den ich heute mit seinem Goldkneifer wiederzusehen das Vergnügen habe — so was muß doch den Ehrgeiz wecken. Nicht? Aber in der Pension? Da waren Sie doch ohne Maske? Nur unter falschem Namen."

„Mit obrigkeitlicher Bewilligung — stimmt."

„Da wäre ich neugierig zu hören, wo dieser Josy von Heiter und dieses Fräulein Lizzi Schober sich augenblicklich befinden?"

„Die sitzen alle beide, in Wien, wegen Hochstapeleien."

„Bravo! Und ich glaube zu verstehen, weshalb Sie gerade zwei so — so anrüchige Namen wählten? Das war wohl eine Art von — sagen wir: Fuchswitterung! Um mich mit kollegialer Liebenswürdigkeit von der Verfolgung des Gauners abzuziehen? Mich auf falsche Fährte zu bringen und von einer Falle in die andere zu locken?"

„Sie kombinieren mit erstaunlicher Schärfe. Und Sie verzeihen mir hoffentlich, was ich aus beruflicher Notwendigkeit tun mußte?"

„Gewiß, gewiß! Bedauerlich bleibt es nur, daß bei diesem Schlangenkampf zwischen uns beiden der Gauner heut abermals entsprungen ist, wie am 6. und 7. November."

Herr Weishappl schmunzelte. „Glauben Sie denn, daß er heute da war?"

„Aber natürlich! Sonst hätte doch sein Siebenbrunner Stelldichein nicht den geringsten Zweck gehabt!"

„Darüber kann man verschiedener Ansicht sein."

„Wieso? Ich verstehe nicht, was Sie da meinen. Aber vielleicht beantworten Sie mir noch eine notwendige Frage. Wenn das reale Fräulein Schober sitzt, wer war denn dann eigentlich dieses reizende, temperamentvolle Lizzerl in der Pension Blumenreich?"

„Meine Frau — seit fünf Wochen."

„Ooooh! Ich gratuliere! Na ja, dann versteh ich auch das Loch in der Mauer. Eine kleine Hochzeitsreise mit Hindernissen? Nicht wahr?"

„Zu dienen! Und da es Ihnen begreiflich erscheinen wird, daß meine junge Frau mich mit Sehnsucht erwarten dürfte, kann ich mich wohl jetzt entfernen?"

„Natürlich, gewiß! Ich möchte nur bitten, sich noch einige Minuten zu gedulden, um einer Feststellung beizuwohnen, die für uns beide im Interesse unserer weiteren Arbeit von Nutzen sein könnte." Apfelbeck war tadellos rasiert, erhob sich, wusch das Gesicht, knüpfte den Hemdkragen um und band die Krawatte. „So, Herr Kollega, jetzt bitte ich um die Gunst, Ihre Hand drücken zu dürfen. Wirklich, ich freue mich von Herzen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

„Das Vergnügen ist ganz meinerseits. Aber welche Feststellung —"

„Mir scheint, die Leute, die ich erwarte, kommen gerade."

Der Schutzmann Zeber trat ein und meldete: „Alle zwei zur Stelle, Herr Kommissär!"

„Also zuerst den Jünger vom heiligen Thurn und Taxis."

Der Schalterbeamte der Schwabinger Poststelle erschien im Büro und bekam runde Augen beim Anblick der Gesellschaft, die er vorfand.

„Am 18. November," sagte Apfelbeck, „abends um 7 Uhr, wie der Poststempel ausweist, wurde bei Ihnen dieser eingeschriebene Brief aufgegeben. Betrachten Sie das Kuvert genau! Erinnern Sie sich?"

„Ah ja! Siebenreut, dös merkt sich einer. Den Brief hab ich selber eingschrieben."

„Wurde der Brief von einer Dame oder von einem Herrn aufgegeben?"

„A Mannsbild war's."

„Können Sie sich vielleicht an das Aussehen dieses Menschen noch erinnern?"

„Guat aa no! Weil er si so unverschämt aufgführt hat."

„Schildern Sie mir den Mann!"

„Den brauch i Eahna net schildern. Den kon i Eahna zoagen." Der Postbeamte deutete auf den Geheimpolizisten Weishappl. „Der da war's!"

„Herr!" fuhr der Wiener auf. „Überlegen Sie sich, was Sie da reden!"

„Liebster, bester Herr Kollege!" sagte Apfelbeck herzlich. „Ich bitte Sie recht sehr, den dienstlichen Vorgang nicht zu unterbrechen — Sie wissen ja selbst — und ich bin natürlich überzeugt, daß hier ein Mißverständnis vorliegt, das sich klären wird." Er lächelte. „Jetzt haben wir glücklicherweise keine Asche in den Augen."

„A Mißverständnis?" grollte der Postbeamte. „So?

A Mißverständnis? Soll er halt sein' goldenen Zwicker aufsetzen! Nacher weard's glei aufkumma."

„Den Zwicker? Darf ich bitten, lieber Herr Kollege?"

Der Kneifer saß, das heißt, er gab sich alle Mühe, ohne daß es ihm völlig gelingen wollte. „Also!" triumphierte der Postbeamte. „Gradso is eahm der Zwicker allweil grutscht, derweil er am Schalter aufbegehrt hat mit seiner schlawinerischen Unverschämtheit. Der war's! Da kon i kreuzweis a Dutzend Oad drauf schwören. Und alle die andern vom Schalterdeanst, dö kinnan's grad so beschwören, wiar i!"

„Da muß ich aber doch ersuchen —" unterbrach Herr Weishappl in Zorn. „Ich protestiere auf das Entschiedenste gegen eine solche —"

„Nur Ruhe, Ruhe, liebster Herr Kollege!" mahnte Apfelbeck in freundlichster Weise. „Das wird sich alles klären lassen."

Herr Weishappl beruhigte sich nicht. Er riß das glattgekämmte Bärtchen von der Oberlippe und zerrte die pomadisierte Schwarzperücke von seinem aschblonden Scheitel. „Nun? War ich der Mann, der den Brief aufgegeben hat?"

Ruhig antwortete der Postbeamte: „Haben S' Eeahna heint vermaskern kinna, haben S' Eahna halt selbigsmal aa vermaskert! Sö waren's! Da laß i mi krummschliaßn. Sö waren's."

Nicht mehr mit Worten, nur noch mit sanften Handbewegungen beschwichtigte Apfelbeck den erregten Wiener, diktierte das Protokoll und ließ es vom

Schwabinger Postbeamten unterschreiben, der sich hierauf entfernen durfte.

„Der andere!" befahl Apfelbeck.

Selig Wysliborski trat ein, blaß und scheu, das menschgewordene schlechte Gewissen. Die Tage und Nächte des ‚Dunstens' waren ihm anzumerken.

„Herr Kollega, bitte, kennen Sie diesen Mann da?"

„Nein!"

„Herr Wysliborski?" Die Betonung dieser beiden Worte wirkte wie eine eindringliche Mahnrede. „Kennen Sie diesen Herrn?"

Meister Selig hob die Hände mit den gespreizten Fingern. „Den hob ich im Leben noch nix gesehen! Gott soll mer strofen, wann's nix e so wohr is, wie daß de Erd is ä Kugel, sogen de Leit!"

„Gut, Herr Wysliborski! Ich glaube Ihnen — diesmal. Sie können gehen — für heute!"

Selig war schon draußen.

„Wollen Sie mir gütigst erklären," knirschte Herr Weishappl, „was das alles zu bedeuten hat?"

„Was diesen Mann da betrifft, den Trödler Selig Wysliborski, so kann ich Ihren Wunsch restlos erfüllen. Der Mann hat mit Ihnen natürlich nicht das Geringste zu schaffen. Ich hab ihn nur kommen lassen, um seiner mißtrauischen Seele aus zweckvollen Gründen zu beweisen, daß ich ihm glaube, wenn er ausnahmsweise die Wahrheit spricht. Was alles übrige anbelangt, so liegen da wieder Verwicklungen vor, so mysteriös und unbegreiflich wie die ganze Angelegenheit, mit der wir beide uns so eingehend beschäftigen.

Klar ist nur, daß Sie den Laden des Wysliborski in der Sendlingerstraße niemals betreten haben. Nicht wahr?" Der Ton einer wohlwollenden Sorge war in dieser Frage: „Niemals?"

„Nein. Niemals!"

„Also auch nicht in irgendwelcher von Ihren vielen Verkleidungen?"

„Niemals! Nein!"

„Gott sei Dank! Das ist äußerst wichtig für Ihre volle Rehabilitierung. Drum wollen wir das gleich zu Protokoll nehmen."

„Ein Protokoll? Noch eines? Mit mir?"

„Verehrtester Herr Kollege! Sie scheinen sich noch nicht klar darüber zu sein, in welch unerquickliche Lage Sie durch Ihre hingebungsvolle Tätigkeit für den Freiherrn von Siebenreut zu geraten drohen. Das bißchen Asche von der Königinstraße nehme ich Ihnen natürlich nicht übel. Auch das nicht: daß Sie ein wenig Blindekuhspiel mit mir getrieben haben, um sich dem Baron nützlicher zu erweisen, als ich es mit meinen bescheidenen Kräften fertig brachte. Aber bitte, Herr Kollega — überlegen Sie sich doch die Situation: Sie sind der Mann, den Herr von Siebenreut sich aus der Fremde verschrieb und dem er sein volles Vertrauen schenkte — den er in alles einweihte, in meine Wege, in meine Arbeitsmethode, in meine Pläne zur Dingfestmachung des Gauners. Und alle meine Pläne, meine Schlingen und Fallen versagten aus völlig rätselhaften Ursachen. Von dem Loch in der Pensionsmauer will ich nicht sprechen. Das ist ja in Anbetracht Ihrer

Hochzeitsreise zureichend erklärt. Aber nun erhält der Baron in meiner Abwesenheit eine neue Zuschrift, auf dem gleichen Papier wie der erste Expresserbrief — natürlich ist alles nur ein rätselhaftes Mißverständnis, davon bin ich überzeugt — aber da sagt nun der Postbeamte mit aller Bestimmtheit aus: daß Sie, Sie selbst, diesen Brief in Schwabing aufgegeben haben. Und Ihre eigene Vermutung war es doch, daß in Siebenbrunn außer den Herren im Wagen und außer uns beiden kein Dritter vorhanden zu sein schien —"

Herr Weishappl brauste auf: „Sie wollen doch nicht etwa sagen —"

„Nein, nein, nein, verehrtester Herr Kollege, „ich will gar nichts sagen, will Ihnen zu Ihrem eigenen Nutzen nur die unerquickliche Sachlage auseinandersetzen."

„Erlauben Sie! Da könnt ich doch mit dem gleichen Recht behaupten, daß Sie der Gauner sind!"

„Herr Kollege!" Apfelbecks ernste Strenge verwandelte sich wieder in versöhnliche Freundlichkeit: „Das wäre eine das zulässige Maß überschreitende Phantasie, die man im Dunkel der Siebenbrunngasse, vielleicht auch in der besserbeleuchteten Königinstraße entschuldigen kann, aber nicht hier unter sechs elektrischen Lampen. Ich habe bei der Sache keinen anderen Wunsch, als mein Möglichstes dazu beizutragen, um Ihre Rehabilitation mit Verläßlichkeit zu erzielen. Ich bitte Sie herzlichst, lieber Herr Kollege, mir den guten Willen nicht weiterhin zu erschweren. Die Auf-

klärung ist notwendig. In den Vier Jahreszeiten hießen Sie Dr. Prohaska, in der Pension waren Sie der wanddurchbohrende Josy von Heiter, hier sind Sie plötzlich der urgemütliche Herr Weishappl — welcher Name ist der richtige?"

Der Geheimpolizist war bleich bis in die Lippen. „Kann nicht meine Frau gerufen werden, um mich zu agnoszieren?"

„Sie wohnt jetzt im Hotel Leinfelder als Fräulein von Vöslinger, ich weiß. Aber wer agnosziert Ihre Frau? Wenn Sie jedoch ein paar Zeilen an Ihre Gattin schreiben wollen — offen natürlich — so bin ich gerne bereit, ihr diese beruhigende Mitteilung persönlich zu überbringen."

„Kann ich den Freiherrn von Siebenreut anrufen?"

„Ich bedaure lebhaft, Herr Kollega! Das müssen Sie der amtlichen Ermittlung überlassen."

„Aber bitte, wenden Sie sich doch telephonisch an die Wiener Polizeidirektion!"

„Unmöglich! Sie wissen doch selbst, daß derartige Feststellungen nur auf schriftlichem Dienstweg zu erledigen sind."

„O du heiliger —" klagte Herr Weishappl, „das kann doch bei unserem Wiener Amtsschimmel vier, fünf Tage dauern!"

„Ich fürchte, ja! Vielleicht noch länger! Der bayrische Schimmel läuft auch nicht schneller. Aber Sie dürfen überzeugt sein, verehrtester Herr Kollege, daß ich Ihnen für die notwendige Wartezeit das allerbeste Zimmer zur Verfügung stelle — unser sogenanntes

Ministerzimmer. Der Name ist illusorisch. Noch niemals hat ein Minister drin gesessen. Aber es hat Minister gegeben, die hineinzukommen verdienten. Wollen wir also jetzt das Protokoll erledigen? Je schneller das geschehen ist, um so rascher kann der Brief nach Wien abgehen."

„Alsdann, ich bitte!" sagte Herr Weishappl gefügig.

Das Protokoll wurde erledigt und unterschrieben.

Apfelbeck begleitete den verehrten Amtsbruder freundlich bis zur Türe. Hier sagte Weishappl auf eine charmante Art: „Herr Kollega! Keine Feindschaft! Ich hätt es an Ihrer Stell doch grad so gemacht. Sie sind der Sieger. Ich muß mich dreinfinden. Aber wenn ich — sagen wir zum Beispiel: wenn ich Ihnen versprechen würde, noch heut mit dem Nachtzug von München abzukutschieren? Sie können mich zur Sicherheit eskortieren lassen."

„Bis zur österreichischen Grenze, allerdings. Und wenn ich dann an Ihrer Stelle wäre, würde ich morgen früh mit einem Auto von Salzburg nach München zurückfahren." Ein heiteres Lachen. „Der Amtsschimmel ist ungefährlicher, verehrter Kollege!"

Herr Weishappl seufzte: „Es is nix z'machen mit ihm. Na also! Und da wundert man sich immer, daß wir Österreicher auf die deutschen Brieder schimpfen. Erfolg macht immer mißliebig bei den anderen, die den Kürzern gezogen haben. Na, Servus, Herr Kollega! — Und nochmal: Respekt! Namentlich der Schwabinger Posteinfall! Respekt!"

Lachend schieden die beiden voneinander, Herr

Weishappl, um das sogenannte „Ministerzimmer" zu beziehen, und Apfelbeck, um hoffnungsfroh am Telephon zu kurbeln. Die Stimme, mit der er die Nummer der Pension Blumenreich in den Schallbecher schmetterte, hatte was vom Klang einer Jubelfanfare. „Halleluja, Hannerl! Alles abgelaufen nach Wunsch. Der ist besorgt und aufgehoben. Ja, Schatzkind! Und du? Seid ihr alle gut angekommen? Bravo! Was! Die Tür ist fertig? Und alles schon fix und fein! Na ja, ich sag's doch immer, die prächtige Melly! Natürlich! Das kann ich mir denken, daß sie ganz aus dem Häusl ist, halb vor Kummer und halb vor Freud! Nein, Kind, das ist ja doch gar nicht zu glauben! Wirklich? Noch immer merkt er nichts?" Apfelbecks Stimme wurde ernst. „Weißt du, lieb Herz, das ist ein neuer Beweis dafür, was für ein großer, guter und tiefer Mensch dein Vater ist. Mißtrauen ist nur in den kleinen Seelen, große Menschen sind immer vertrauensvoll und gläubig. Ein solcher ist dein Vater. Ich kann dir gar nicht sagen, wie viel Sehnsucht ich habe, ihn heut noch zu sehen. Ja, Schatz, im Büro bin ich fertig. Ich mache nur noch einen Sprung zur Exlenz und einen Weg ins Hotel Leinfelder. Dann komm ich sofort. Auf Wiedersehen!"

Als Apfelbeck das Vorzimmer des Präsidialbüros betrat, wollte die Exlenz in Pelz und Zylinder soeben den Heimweg antreten. „Verzeihung, Exlenz! Soll ich morgen —"

„Nein, nein, lieber Apfelbeck! Kommen Sie! Ich

bin sehr gespannt auf das Ergebnis Ihrer Tätigkeit. Der Pflicht und meiner Neugier zuliebe will ich gerne den Pelz noch einmal ablegen." Der sanfte Bürodiener war behilflich. Während er den Pelz an den Garderobeständer hängte, vernahm er ein so lautes und herzliches Lachen des Herrn Präsidenten, daß es auch herausklang durch die gepolsterte Tür. Fast eine halbe Stunde verging, bis die Exlenz um den Pelz klingelte. Als der milde Vorzimmerzerberus sich mit der schönen Sealskinhülle in den Salon hineinhuschelte, hörte er den Präsidenten sagen: „Nun ja, ich verkenne Ihre warmherzigen und menschlichen Beweggründe nicht, mein lieber Apfelbeck, und werde Sie decken, soweit ich kann und darf. Aber was Sie da unternehmen, hat auch eine bedenkliche Seite, die — um es ganz aufrichtig zu sagen — nur entschuldigt wird durch einen vollen Erfolg. Greifen Sie daneben, so haben Sie auch die Folgen zu tragen."

„Ich übernehme jede Verantwortung, Exlenz, und hoffe das Beste."

„Ja, ja, ich will mit Ihnen hoffen. Aus mehrfachen Gründen. Man soll aber nur nicht klüger sein wollen, als Friedrich der Große war. Das wertvollste Lebensgeschenk, das uns bedeutende Männer hinterlassen, ist nicht ihr Werk, das vergänglich sein kann, sondern ihr ewig mahnender Geist, der uns Nachgeborenen zurückbleibt, um unseren Charakter und unser Wesen daran zu schulen."

„Solch ein schulendes Lebensgeschenk," sagte Apfelbeck in jener Art, die man treuherzig zu nennen

pflegt, „ist für mich jede Unterredung mit Euer Exzellenz!“

„Ja, lieber Apfelbeck, Sie sind einer meiner verheißungsvollsten Schüler. Drum kann ich Ihnen auch freiere Hand lassen und darf Ihnen nachsehen, was ich bei jedem anderen strenger beurteilen müßte. Sorgen Sie jetzt noch für den unangreifbaren Erfolg, und ich werde restlos mit Ihnen zufrieden sein. Was das bedeutet, wissen Sie.“

Apfelbeck atmete hinter dem scheidenden Sealskinpelz so erleichtert auf, wie ein junges, frommes Mädchen, das in einem gnädigen Beichtstuhl absolviert wurde von der Duldung des ersten Kusses — alle späteren Küsse beichtet ein Mädchen nimmer, auch nicht das frömmste.

Kapitel XVIII

Nach einer schrecklichen Nacht verbrachte Freiherr von Siebenreut auf dem Divan seines Studierzimmers noch einen übel bedrückten Vormittag, Beruhigung von einem Eisbeutel erwartend, den er bald auf der Stirn, bald in der Herzgegend applizierte. Besonders nachteilig wirkte es auf seine Nervosität, daß Frau Lilli immer wieder im Studierzimmer erschien, um Naans erregte Flüstergespräche mit Rappeiner zu stören. Das nannte sie: ihr Naanchen pflegen. Zu ernstlicher Sorge hatte sie nach dem Votum der Ärzte keinen Anlaß; der Medizinalrat schrieb die Sache den schweren Zigarren zu — Medizinalräte, die selber keine Zigarette mehr vertragen, sagen bekanntlich immer: „Rauchen Sie weniger!“ — und der berühmte Universitätsdiagnostiker behauptete: „Nichts Wesentliches! Eine von jenen kleinen Behaglichkeitsstörungen, die bei Männern so unerquicklich wie schwer erklärlich sind. Wäre der Baron ein Frauenzimmer, so würde ich sagen: akute Hysterie oder Schwangerschaft.“

Endlich, gegen elf Uhr, bekam der arme Naan ein bißchen Ruhe — Baronin Lilli fuhr in den Frauenverein. „Immer Sitzung,“ klagte Naan, „und trotz dieser sitzenden Lebensweise bleibt sie so mager.“ Unbeweglich lag er und lauschte. Als er das Coupé davonrollen hörte, sagte er hastig: „Schnell, Rap-

peiner! Telephonieren Sie um Apfelbeck! Die Begegnung mit ihm ist eine mißliebige Sache. Aber die Ungewißheit bringt mich um." Das Wort war begreiflich. Der „andere" hatte noch immer nichts von sich hören lassen. Und auf eine Anfrage im Hotel Leinfelder war die Antwort eingetroffen: Fräulein von Böslinger wäre am Morgen abgereist, ihr Bruder hätte sich seit dem vergangenen Mittag im Hotel nicht sehen lassen.

Zehn Minuten später war Apfelbeck da, sehr ernst; nach einer stummen Verneigung heftete er auf den Freiherrn einen Blick, der sich fast ansah wie ein Blick des Erbarmens. Naan streckte in zarter Abwehr die beiden Hände. „Kein Wort, liebster Apfelbeck, bevor nicht die haarsträubende Dummheit ausgeglichen ist, die ich da leider Gottes angerichtet habe. Ich muß bekennen: ich habe Sie angelogen. Sie sehen, ich wähle das härteste Wort. Ehrlichkeit muß immer die erste Eigenschaft der Reue sein. Ja! Ich habe Sie angelogen. Aber sehen Sie mich an, wie ich daliege — vielleicht verzeihen Sie mir dann."

„Ich bitte, Herr Baron, darüber kein Wort! Sie müssen *schwer* gelitten haben."

„Wirklich, Apfelbeck, Sie *sind* ein netter Mensch. Ich werde Ihnen dieses verständige Wort nicht vergessen. Aber jetzt lachen Sie ein bißchen! Zeigen Sie Mut, Vertrauen, Zuversicht! Das ist die Verpflichtung jedes braven Deutschen. Oder — —" Naan stammelte: „Warum sind Sie denn so ernst?"

„Ich habe in Wien viel Hartes erleben müssen."

Der Freiherr setzte sich mit vergrößerten Augen auf und merkte nicht, daß ihm der Eisbeutel von der Herzgegend in den Schoß rollte. „In unserer Angelegenheit?"

„Zum Teil, Herr Baron! Zum Teil auch nicht. Immerhin hab ich in Wien viel mehr gefunden, als ich vermuten konnte."

„Ja? Erzählen Sie!"

„Ich bitte, das vorerst als Amtsgeheimnis betrachten zu dürfen — bis zur Stunde, die alles klären wird. Diese Stunde kommt."

„Wann?" In den Augen des Freiherrn brannte die Sehnsucht. „Noch vor dem 7. Dezember?"

„Schwerlich, Herr Baron! Eher ein paar Tage später. Aber seien Sie ganz ruhig. Ich bürge dafür, daß Sie die Million nicht verlieren werden. Die werde ich Ihnen zurückerobern. Das weiß ich, seit ich durch mancherlei Funde zu der Überzeugung gelangte, daß die Million nur Mittel zum Zweck ist, nur eine Brücke für — für —"

„Für das Kind?" ergänzte der Freiherr zaghaft.

„Ja, Herr Baron! Sie erinnern sich jener Stelle aus dem Erpresserbrief: ‚Dann sind Sie reif für die zweite Aufgabe.'"

„Apfelbeck!" flüsterte Naan. „Ich will Ihnen aufrichtig bekennen — für das Kind bin ich schon überreif — man könnte sagen: mürb!"

„Das würde in mancher Hinsicht alles Kommende erleichtern. Aber lassen wir die Zukunft, sprechen wir von gestern."

Mit einer Kraft, die man dem Leidenden kaum zugetraut hätte, drückte Naan die Hände des Kommissärs. „Eine Ahnung sagte mir, daß Sie zu meiner Hilfe erscheinen würden."

„Meine berufliche Gewissenhaftigkeit ist verläßlicher, als Ahnungen sind. Von dem neuerlichen Brief, der Ihnen auf dem ominösen Papier mit dem weidmännischen Wasserzeichen zuging, konnten Sie mir keine Mitteilung machen, da ich bereits in Linz war."

„Natürlich! Sonst wären Sie doch der erste gewesen, der das erfahren hätte."

„Weil ich auf Ihre Mitteilung, daß ein Rivale bei meiner Arbeit nicht vorhanden wäre, turmhohe Felsen des Vertrauens baute —"

„Nun ja, freilich," bestätigte Naan, „einem Manne, wie ich, muß einer doch glauben!"

„Drum war es unvermeidlich, daß ich Ihren Vertrauensmann, mit dem ich immer wieder aneinandergeriet, mehrfach für den gesuchten Gauner halten mußte. Ich eruierte seinen Aufenthalt und ließ ihn überwachen. Einer meiner Vertrauten belauschte im Café Luitpold eine Unterredung dieses Herrn mit Ihrem Sekretär. So erfuhr ich von dem Brief. Und selbstverständlich war ich gestern da. Zu Ihrem Schutz! Von dem Gauner kein Hauch zu spüren. Um den Kerl aus seinem Hinterhalt herauszukitzeln, trat ich selbst an den Wagen."

„Was! Das waren Sie?"

„Die Worte, die ich sprach, waren für die An-

reizung des Gauners berechnet — und da verhaftete mich dieser unglückselige Vertrauensmann —"

„Schaf wäre ein mildes Wort!" sagte Naan durch die Zähne. „Wo ist er denn jetzt?"

„Er sitzt."

„— Sitzt? Wieso?"

„Er hat nicht nur neuerdings den Fang des Gauners verhindert, hat auch sich selbst in eine mehr als prekäre Lage gebracht. Der Schwabinger Schalterbeamte, mit dem ich ihn konfrontieren mußte, gab zu Protokoll, daß ein Herr von ganz dem gleichen Aussehen den Brief aufgegeben hätte — jenen Brief auf dem Linzer Papier mit dem weidmännischen Wasserzeichen."

„— — — Ich bin starr! In was für Hände bin ich geraten!" Naan blickte erschrocken an sich hinunter. „Warum wird mir denn da unten plötzlich so kalt? Ach so!" Er legte den Eisbeutel auf eine minder empfindsame Stelle.

„Noch etwas anderes kam hinzu. Ich erbot mich aus Gutherzigkeit, ein paar Zeilen dieses Herrn an seine Gattin zu übermitteln. Der Inhalt erschien mir unverfänglich. Allerdings kann auch eine Schlüsselschrift in Anwendung gekommen sein. Am Abend fand ich die Dame nicht im Hotel, hinterließ den Zettel mit meiner Visitenkarte —"

„Holla!" unterbrach der Freiherr. „Und am Morgen war sie verduftet!"

„Ja, Herr Baron! Mit Hinterlassung —"

„Von Schulden?"

„Nein! Mit Hinterlassung ihres Neuvermählten."

„Den halten Sie nur hinter Schloß und Riegel, bis seine Frau eine Großmutter wird."

„Dazu müßte er mitwirken. Seine Frau wird also vorerst noch kinderlos bleiben. Im übrigen bin ich überzeugt, daß mein Herr Kollege ein Mann von tadelloser Anständigkeit ist. Es kann nur eine unglückliche Komplikation von Umständen gegen ihn sprechen."

„Oh nein! Ich selbst habe mir schon allerlei Vermutungen gemacht —"

„Ich lege für meinen Kollegen die Hand ins Feuer. Gegen ihn zeugt nur eine mißliche Situation, die sich klären wird. Aber um nun weiterzukommen — da wäre noch das Verhalten des Herrn Barons am 7. Dezember zu erörtern. Ich selbst möchte nach meinem Mißerfolg vom 7. November keinen Rat mehr erteilen. Herr Baron werden sich gewiß schon etwas sehr Kluges ausgedacht haben?"

„Allerdings! Ich habe mich von Seiner Hoheit dem Prinzen Felix für den 6. und 7. Dezember zu den Saujagden laden lassen. Am 7. um vier Uhr nachmittags ist Rückkehr von der Jagd mit anschließendem Hofdiner. Dann findet sich ein Spielchen, man bleibt bis Mitternacht, und der böse Tag ist vorbei. Was soll mir da geschehen? Im Schatten des Thrones ist man sicher."

„Vielleicht stimmt das nicht für alle Fälle, Herr Baron, aber was Besseres könnt ich augenblicklich nicht raten." Apfelbeck sah nach der Uhr. „Um

Gotteswillen, Punkt Zwölf erwartet mich die Exlenz zum Vortrag. Und nur noch fünf Minuten!" Er hatte Mühe sich den dankbaren Händedrücken des wesentlich gebesserten Freiherrn zu entziehen.

Überraschenderweise fuhr das Auto des Kommissärs nicht zur Polizeidirektion, sondern in die Lindwurmstraße zum Laboratorium des Monsignore Collofalconi.

„Haaah, carissimo mio Haffelbecco!" Eine fröhliche Umarmung. „Che cosa commanda?"

„Mich zurückmelden von der Reise! Guten Tag sagen! Und fragen, wie es mit den magnetischen Fernexperimenten vorwärts geht?"

„Großarrtik! Der Blaaz, wo Sie abben hausgesuckt, hist wuuuntervohl. Gommen Sie nuhr heinmal geggen Habbend vorr Tunkelwerden. Da sohlen Sie sehhen! Gönnen gommen jedden Habbend. Hexperimente sint hiemer, wahn hes tunkel wird. Jedden Tach! Werten staunen! Fienf Gillometter. Hund Heinwürgung auf die Happaratte ist taddelloß, hausgeseicknet, großarrtik! Hahlerdings, Helektromagnett hist heine Rissenviech."

„Das hör ich gerne, Monsignore. Als Gegengabe bring ich was."

„Sprecken Sie, caro mio!"

Apfelbecks hilfreiche Teilnahme für die Forschung des rastlosen Gelehrten hatte das in Erfahrung gebracht: daß Seine Hoheit Prinz Felix einen großen Einfluß auf Baron Siebenreut hätte. Und auf Ihre Hoheit die Prinzessin Felix hätte einen allesvermögenden Einfluß der päpstliche Nuntius.

Monsignore Collofalconi begriff sofort die diplomatischen Zusammenhänge und jubelte: „Grandiosse Hideee! Macken wirr! Macken wirr! Macken wirr!"

„Wäre da — für den geplanten Besuch des Barons im Laboratorium — nicht der 7. Dezember ein besonders günstiger Tag? Wir haben das schon besprochen, nicht?"

„Abb hick sohn heingeladden! Barrron Sibbenreit abben habbgelennt. Leiter! Eeeeh, will nichs merrr gebben pel progresso del mondo, disse Schimudsiahn!"

„Wie wär es denn, Monsignore, wenn der päpstliche Nuntius den Prinzen Felix für den 7. Dezember zu einem Laboratoriumsbesuch ermuntern würde, etwa nach dem Diner, so zwischen halb Sieben und halb Acht? Baron Siebenreut ist Gast an der Hoftafel. Wenn der Prinz ihn auffordert zum Mitkommen, sagt doch der Baron nicht Nein. Das müßte der päpstliche Nuntius in die Hand nehmen. Rom kann doch alles. Nicht?"

„Hahles, caro mio! Macken wirr! Macken wirr! Bäbstlike Nuntius gett firr Wissenschaft durk Wasser hund Feier — nunn, wiehl nich geradde saggen: durk Wasser hund Feier — her gett sooooo — her gett!"

Die Heimfahrt Apfelbecks wurde durch grübelnde Gedanken verkürzt. Das jähe Verschwinden des schwesterlichen Fräuleins von Böslinger aus dem Hotel Leinfelder beunruhigte ihn. Der Trostzettel, den er an die junge Frau übermittelte, hatte durch seinen gewundenen Stil verraten, daß aus diesem

Wortschwall bestimmte Ausdrücke nach einem Zahlenschlüssel herauszuheben waren. Ganz hatte Apfelbeck das Rätsel nicht gelöst. Aber er hatte doch drei Wörter gefischt, die einen Zusammenhang vermuten ließen: Agnoszierung, Hofrat, Heimreise — oder umgekehrt: Heimreise, Hofrat, Agnoszierung. Vielleicht war das so zusammenzureimen: „Reise unverzüglich nach Wien und suche einen Hofrat von der Polizei zur sofortigen Reise nach München zu veranlassen, um meine Agnoszierung so rasch wie möglich zu erzielen!" Das war einleuchtend. Am Abend wird Frau Weishappl in Wien sein, morgen vormittags in der Polizeidirektion, am Abend wird der Hofrat von Wien abreisen, kann also frühestens übermorgen, am 4. Dezember, in München eintreffen. Also muß Herr Weishappl am 4. Dezember früh in verläßlicher Begleitung verschwinden — via Salzburg nach Wien, um dort von der Polizei agnosziert zu werden. Natürlich mit notwendiger Verschleppung. Drum macht man die Route nach Salzburg mit einem Auto und bleibt so lange wie möglich auf bayerischem Boden. Der Chauffeur verirrt sich, in einem entlegenen Dörfl ohne Telegraph ergibt sich eine nettkonstruierte Panne usw. Damit läßt sich die Zeit bis zum 12. Dezember sinngemäß ausfüllen, und der Konkurrenzschlange ist der Giftzahn ausgebrochen.

Apfelbeck geriet durch diesen Kalkul in die heitere Laune, deren er bei der Rückkehr in die Wohnung seiner Mutter dringend bedurfte. Nach der Überraschung des Herrn Weishappl in der Geheimabtei-

lung war dem Kommissär Apfelbeck zu mitternächtlicher Stunde eine Überraschung in der eigenen Wohnung zu teil geworden. Er hatte die Tür seines Schlafzimmers von innen verriegelt gefunden. Weil kein Pochen und kein Fragen was nützte, drehte er von außen den Schlüssel um, zog ihn ab und steckte ihn in die Hosentasche. Der geheimnisvolle Befund wurde minder gravierend, weil Apfelbeck die Kürassierdame mit dem tiefen „Joooo" verheult und schluchzend in ihrer Kammer fand. Sie wurde ebenfalls eingesperrt. Um die Nachtruhe im Haus und den Schlummer der Mutter nicht zu stören, legte sich Apfelbeck in seinem Arbeitszimmer auf den Divan. Am Morgen weihte er die Mutter in den Sachverhalt ein, kochte selber den Kaffee, behielt die Kerkerschlüssel in der Tasche, sagte: „Diät macht reumütig und wahrheitsliebend!" — und ging ins Büro. Jetzt, bei seiner Heimkehr, sollte das Strafgericht vollzogen werden.

Frau Apfelbeck hatte selbst das Mittagmahl gekocht — für vier Personen. Alle moralische Empörung war in ihrer guten Seele einem tiefen Erbarmen gewichen. Freilich, sie hatte rotgeweinte Augen, weil in ihrem reinen, ehrenhaften Hause so was Unsauberes passiert war. „Und die Karlin! Die Karlin! Gar net träumen hätt ich mir's lassen, daß oaner dö amal nimmt. No ja, freili, allweil ledig bleiben — gelt, Maxerl, sei net gachzornig, schau, a Mensch bleibt allweil a schwacher Mensch."

Apfelbeck küßte die Mutter auf die Wange und

zwinkerte beruhigend mit den Augen, die fröhlicher als zornig waren. Während die Frau Offizial sich bekreuzte und zu beten anfing, klopfte der Sittenrichter zuerst an den Käfig der Riesendame. „Sie! Karlinerl? Wollen Sie jetzt schön die Wahrheit sagen?"

Es klang wie aus einer Ofenröhre: „Jooooo!"

„Na also!" Apfelbeck öffnete das Gefängnis. „Erscheine, du gefallene Seele! Dein Richter erwartet dich!"

Sie kam — sehr langsam, aber doch! Tief gebeugt, mit den Schürzenzipfeln vor den Augen. Bei dieser niedergedrückten Kopfhaltung hatte sie ein sehr viereckiges Aussehen. Auch sonst war sie mit Schönheitsgegensätzen belastet, auf denen ein ästhetisch geschultes Auge nicht gerne verweilt. Es sei an das charakteristische Wort des Herrn von Heiter, alias Weishappl, erinnert: „Dö Köchin muaß oaner gsehgn haben!" Eine Schilderung wäre verlorene Liebesmühe. Wer's nicht gesehen hat, der glaubt es nicht. Noch schrecklicher als ihre Erscheinung war der Sturm ihrer schuldbeladenen Seele. Nein — so traurig, so von Scham zerbissen und so wütend war auch Frau Eva nicht, als sie um eines armseligen Apfels willen vertrieben wurde aus dem Paradies.

„Los, Karlinerl! In mein Arbeitszimmer!"

Die Kürassierdame heulte unter dem Schürzenschleier immer fürchterlicher und wurde vom Bock ihrer Reue derart gestoßen, daß ihre gewichtige Leiblichkeit an eine von schwerem Erdbeben durchschütterte Gebirgslandschaft erinnerte. Ihr Geständnis war

kurz, doch umfassend. Für die tiefen Töne, die sie dabei ausstieß, hätte es in der Zeit, in der die Geschichte spielte, noch keinen zureichenden Vergleich gegeben. Der hätte sich erst eine Reihe von Jahren später, gegen das Ende des Weltkrieges gefunden — da hätte man sagen können: „Karlinerl heulte wie die dumpftönenden Sirenen bei einem völlig zwecklosen Fliegeralarm in München."

„A zehn, zwölf Täg kann's her sein — huuu — da hot mi oaner beim Bierholen angredt — huuu — und so vill schmoacheln hat er kinna — huuu — und bal ma vierzg Jahr lang allweil a Jumpfer war, da kitzelt oan so ebbes schauderhaft in der Muschkelatur — huhuuu — und fürgestern am Abend hat er mer 's Heireten versprocha — huuu — und weil der gnä Herr verroast war, hob i den Meinigen halt auffilassen ins laare Bettstattl — huuuuu — aber gar nix hob i ghabt davon. Dös Luader, dös verlogene, hot si eingriegelt in der Stuben. I bin no allweil a Jumpfer, auf Ehr und Seligkeit — huuuuuuuu —"

„Die Sache ist klar!" sagte Apfelbeck. Er trommelte an seine Schlafzimmertür. „Du Daniel in der Löwengrube! Willst du die Wahrheit sagen?"

„Zu Befehl!" erwiderte dicht an der Tür eine junge Stimme.

Apfelbeck öffnete das Verließ. Heraus trat ein schlanker, hübscher Mensch von etwa vierundzwanzig Jahren, manierlich, gut angezogen, mit blauen Augen voll sanftem Feuer. „Spezialität für gebrochene Mädchenherzen!" konstatierte Apfelbeck, faßte den

Jüngling am Rockärmel und eskortierte ihn hinüber in die Gerichtsstube. Als die zwei Mitschuldigen neben einander standen, war das Liebespärchen anzusehen wie ein freundlich lächelnder David an der Seite einer röhrenden Witwe Goliath — vorausgesetzt, daß der selige Riese nach der Trauungszeremonie, aber noch vor der Hochzeitsnacht aus dem Leben schied.

„Ihre Mitgefangene hat bereits ein reumütiges Geständnis abgelegt. Wollen Sie nun ebenfalls deponieren?"

Der Jüngling erledigte die Sache auf militärische Art. Er hieß Anselm Kutschberger, war Angestellter eines Privatdetektivinstituts, vom Geheimpolizisten Josy von Heiter geworben zur Feststellung, ob Herr Kommissär Apfelbeck in seiner Wohnung versteckt oder tatsächlich verreist wäre. „Dös war nur durch an Lokalaugenschein zu erledigen. Und weil mich dös verruckte Frauenzimmer anders net mit auffignommen hat in d' Wohnung —" er deponierte mit so ehrlichem Eifer und so arglos, daß er die grauenvolle Verwandlung nicht beachtete, die sich im Wesen der Jungfrau Karlinerl vollzog, „drum hab ich ihr fürgestern am Abend 's Heiraten versprochen. Da hat s' mi gestern in der Nacht über d' Stiegen auffizarrt und hat mi einigführt ins Schlafzimmer vom Herrn Kommissär. Als notwendige Vorsichtsmaßregel hat mir der Herr von Heiter auf d' Seel bunden, daß i zu meiner leiblichen Sicherheit d' Stubentür fest verriegeln soll. So hab i 's —" Er hatte augenschein-

lich sagen wollen: „So hab i 's aa gmacht." Die zwei letzten Worte gingen ihm verloren. Bevor er sie fand, erhielt er von der Jungfrau Goliath eine Ohrfeige von derartiger Vehemenz, daß es einiger Zeit bedurfte, bevor er an Karlinerl das Bekenntnis richten konnte: „Jetzt bin i aber froh, daß Sö mei' Frau net wearn!"

Lachend sagte Apfelbeck: „Ich erkläre das Verfahren für geschlossen. Der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen." Er machte gegen die Tür hin eine einladende Handbewegung, die der Justifizierte sofort verstand und befolgte.

In der Küche gab Frau Apfelbeck dem heulenden Karlinerl noch viele barmherzige Ratschläge. „Und wann dich d' Muskulatur wieder plagt amal, so laß dich net von eim Mannsbild anschwindeln, sondern nimm zum Abführen ein. Dös hilft."

„Jooooo!"

Das für vier Personen berechnete Mittagmahl wurde nur von Dreien verzehrt. Karlinerl verschluckte kummervoll auch den Anteil ihres verschwundenen Glückes.

Kapitel XIX

Am 7. Dezember abends, einige Minuten nach Sechs, rollte eine kleine Wagenreihe vom Palais Prinz Felix gegen die innere Stadt. Der letzte Wagen — das Coupé des Freiherrn von Siebenreut — hielt in der Theatinerstraße, und Bankdirektor von Dollmann stieg aus. Er hatte die Wildschweinjagd und das Hofdiner mitgemacht, mußte sich aber wegen dringender Geschäfte von dem Laboratoriumsbesuch bei Monsignore Collofalconi absentieren. Als er sich von Naan verabschiedete, sagte der Freiherr: „Dieser wissenschaftliche Besuch scheint auf eine unter päpstlichem Segen inaugurierte Schröpfung meines Geldbeutels hinauszulaufen."

„Naan," lachte Gustl Dollmann, „du bist ein Menschenkenner! Aber schließlich ist es eine schöne Sache, der Wissenschaft zu dienen. Wenn du für acht Tage auf den Pokertisch verzichtest, hast du's wieder hereingebracht. Gute Verrichtung! Und auf Wiedersehen!"

In flotter Fahrt holte das Coupé des Freiherrn die Hofequipagen ein. Es nebelte in den Straßen, und manchmal fielen einzelne Schneeflocken in den kalten Abend herunter. Es war dem grau umhangenen Himmel anzusehen, daß er sich mit der Absicht trug, den Winter über die Stadt München herunterzuschütteln. Freiherr von Siebenreut blickte unfröhlich in dieses

dunstige Grau. Sein geistreicher Einfall, sich für den 7. Dezember unter den Schutz des Thrones zu stellen, war rissig geworden. Wie wohl hatte ihm das Gefühl unantastbarer Sicherheit getan, bis diese verwünschte Einladung zur Mitfahrt in das Laboratorium des Monsignore Collofalconi gekommen war. Wenn Hoheiten wünschen, dazu noch mit dem päpstlichen Segen im Hintergrund, so verneigt man sich ehrfurchtsvoll und beneidet den Gustl Dollmann, der als Protestant jeder Verpflichtung gegen Rom enthoben ist. Auch jetzt noch, in der Nähe der Hofequipagen, war halbwegs an Sicherheit zu glauben. Und im Laboratorium werden die Hoheiten anwesend sein. Aber dann? Da blieben bis Mitternacht immer noch vier, fünf Stunden des vermaledeiten Mementotages übrig. Und Weishappl sitzt! Und der gute Apfelbeck vermutet seinen Schützling unter den Fittichen der Prinzessin Felix! Es zeigte sich wieder einmal, daß zu viel Klugheit kein Vorteil fürs Leben ist. Die durch starkes Herzklopfen gepeinigte Seele des Freiherrn klagte: „Dümmer hätt es nicht kommen können!“ Dabei drehte Naan das Gesicht so ruhelos, wie der Vogel Wendehals den Schnabel, fixierte bald das rechte, bald das linke Wagenfenster und dachte immer: „Jetzt hängt der Schweinehund hinter meinem Coupé!“ Er hatte nicht übel Lust, alle höfische Etikette zu durchbrechen, den Hofequipagen vorzufahren und die Tête der Wagenreihe zu nehmen. Nur ungern unterließ er es und wälzte zum erstenmal im Leben durch seine loyale Seele einen revolutionären Gedanken. Wäre

eine Umsturzbewegung in dieser Abendstunde ausgebrochen, der Freiherr Johannes von Siebenreut hätte sie mitgemacht, nicht aus Überzeugung, nur aus Sorge um seine Lebensruhe. Erleichtert atmete er auf, als die Lindwurmstraße ohne Zwischenfall erreicht war und Monsignore Collofalconi in festlicher Sutane seine hohen Gäste begrüßte.

Im Flur des ersten Stockes, in dem es so intensiv nach Ozon roch, wie nach einem schweren Gewitter mit zahlreichen Blitzentladungen, waren die zwei jungen Assistenten und das Laboratoriumspersonal in Reih und Glied gestellt, darunter ein graubärtiger, haarwuscheliger Mann, der mit großer Aufmerksamkeit den Freiherrn von Siebenreut betrachtete. Als Naan den Pelz ablegen wollte, sprang der Graubärtige hilfswillig herbei. „Biete, die Bälze hanbealden!" verkündete Monsignore Collofalconi. „Hes hist serr kill hin die große Säle." Die Assistenten wurden den Hoheiten vorgestellt. Der Prinz war vorsichtig und schwieg, die Prinzessin ließ sich zu unwissenschaftlichen Fragen hinreißen, und Frau Lilli, als den Herrschaften allerlei Sehenswertes in Aussicht gestellt wurde, schloß die Augendeckel und sagte: „Nun, was Elektrizität ist, weiß man doch."

„Da wärr hick der Frau Baronnin serr dahngbar, wenn Sie hes mirr saggen wohlten!" lachte der Monsignore. „Seit Galvanni abben sick daußend geleerte Mähner den Kopp daribber seribrocken hund abben hes nich errausgebrunken. Habber nuhn wohlen wirr begienen mit disse albwiesenschaftlicke Scherze, was

hick den Ohlheiten seicken gahn, weil mahn niechs dabei su wiesen braukt. Sehhhen genickt. Biete!"

In der Mitte eines großen, mit vielen Apparaten bestellten Saales waren für die Hoheiten, das freiherrliche Paar, die Hofdame und den Flügeladjutanten sechs Fauteuils aufgestellt. Naan wurde eingeladen, einen mit dicker Glasplatte unterlegten Gummifleck zu betreten und sich an einer Messingstange festzuhalten. Von irgendwo hörte man das Schnurren eines Elektromotors. Der Ozongeruch verstärkte sich, die Pelzflügel des Freiherrn strebten auseinander, die Haare seines Otterkragens begannen sich zu sträuben, sogar das Biedermeierbackenbärtchen und die beiden Scheitelhälften schienen willens zu sein, sich von Naan zu entfernen, als fühlten sie sich nicht mehr wohl in der Nähe seiner Haut. „Sehhhen, Frau Baronnin, Hiehre Gemall hist helektrisch geladden!" sagte der Monsignore. „Gann firr Gemallin hahngenemm hoder huhnahngenemm sein, je nackdemm. Wird her berirrt, speit her Feier!" So oft der Gelehrte die Hand gegen den drollig aufgeblähten Freiherrn streckte, fuhren lange knatternde Funken — wenn auch keine Funken des Geistes — aus Naan heraus. Nicht nur Frau Lilli und die Hofdame, auch Ihre Hoheit empfanden ein köstliches Vergnügen daran, dem Freiherrn kleine Blitze aus verschiedenen Körperteilen herauszuziehen, deren Berührung man sonst bei Hofgesellschaften zu vermeiden pflegt. In wissenschaftlicher Übermutslaune machte der Prinz den reizenden Scherz: „Ganz Jupiter fulgurans! Bitte nur, nicht Jupiter tonans zu werden!"

Der Saal wurde verdunkelt, und Naan glich einem menschgewordenen St. Elmsfeuer. „Ach, Liebster," jubelte Frau Lilli, „wie schön bist du! Wärst du doch immer so sprühend!" Diesem einleitenden Laboratoriumsscherze folgte ein Farbenwunder von zauberhafter, fast überirdischer Schönheit. Viele Geißlerröhren, große und kleine, langgestreckte und wunderlich verschlungene, begannen in magischen Funkelströmen aufzuleuchten; mannigfache Erze phosphoreszierten in allen Edelsteinfarben; gläserne Kelche schienen überzufließen von seltsam bewegten Feuerkaskaden; ein bayerisches Rautenfeld erstrahlte in weißem und saphirblauem Glanze, und darüber schimmerte, gleich einem Feendiadem, eine große Krone, wie gebildet aus funkelnden Diamanten, Smaragden, Rubinen und Amethisten. Die glimmenden Geißlerröhren begannen sich zu schwingen und im Kreis zu drehen, und die ganze Runde des Saales war erfüllt von märchenhaft glühenden Sternen und farbensprühenden Feuerrädern. Es war ein Anblick von so hinreißender Schönheit, daß die Hoheiten sich zu einem zarten Händeklatschen entschlossen, in welches Naan, die Hofdame und der Flügeladjutant mit Begeisterung einfielen. Frau Lilli rührte keine Hand, nickte aber verständnisvoll, als möchte sie sagen: „Ja, ich verstehe, sehr gut!"

Sie erwachte erst, als wieder schweigsame Finsternis den Saal erfüllte und aus dem Nebensaal das Gurgeln und hohe Singen eines elektrolytischen Unterbrechers zu vernehmen war. Die blauvioletten Lichtwunder hochgespannter Teslaströme begannen durch

die Dunkelheit des Saales zu züngeln, bildeten wogende Feuerbänder, glühende Flächen, schimmernde Kegelgestalten und lange, glanzhaarige Raupen, die sich seltsam krümmten, zueinanderstrebten und wieder zurückschnellten, wie erfüllt von einer brennenden Sehnsucht, die sich jäh verwandelt in erbitterten Haß. Und dann von allen Lichterscheinungen die schönste: aus zahlreichen Metallspitzen, die besetzt waren mit weißen Feuerpunkten, strömten mächtige Büschelentladungen hervor, gleich wunderbar verästelten und leis rauschenden Glutbäumen in Purpur und herrlichem Blau. Ein Geheimnis der Ewigkeit leuchtete in diesen mystischen Glanzfluten, die wie in Zorn den von Torheit und Narretei besessenen Erdball verließen, um geläutert und selig, fern allem Tierischen der Menschheit, hinauszuschwimmen in die Weiten des unermeßlichen Alls. Die stummen Zuschauer konnten sich der geheimnisvollen Wirkung dieses rätselhaft rauschenden Feuerbildes nicht entziehen. Ihre Hoheit die Prinzessin sagte nach einem Laut des Staunens: „Greift nicht diese elektrische Sättigung der Luft bei längerer Dauer die Schleimhäute an? Ich beginne einen unangenehmen Kitzel in der Nase zu fühlen.“ Im Nu verschwand die purpurne Schönheit, der Saal war hell, und Frau Lilli, mit offenen Augen, sagte anerkennend: „Ungemein fesselnd! Und dieser klare Vortrag! Jedes Wort ist Verständnis und Seele in mir geworden!“

Monsignore Collofalconi war verdrießlich. „Hals gleine Hibbergank su drattloße Dellephonnie wihl hick

den Errschaften seiken helektrisse Beleiktunk honne Dratt. Hist hein bißken Sugunftsmusik, habber hiemerin serr hintereſſant." Die zwei Aſſiſtenten brachten ſechs lange Glasröhren, die oben und unten zugeſchmolzen waren und keine Drahtführung ins Innere hatten. Jeder Gaſt bekam eine ſolche Glasröhre gleich einer Kerze in die Hand. Der Saal verfinſterte ſich, und Monſignore Collofalconi ſagte: „Ruhn biete gönnigliche Ohlheit ſu ſprecken, wie God Fatter geſprocken att, hals her die Sohne herſuff!" Die Prinzeſſin verſtand nicht ſofort, ihr hoher Gemahl mußte ſoufflieren: „Es iſt vollbracht." Raſch korrigierte der Flügeladjutant, und Ihre Hoheit ſagte: „Es werde Licht!" Im gleichen Augenblick erſtrahlten die Glasröhren in einem zarten, weißen Licht, das die ſechs erſtaunten Geſichter geiſterhaft überglänzte. Der Eindruck war groß und weckte Neugier. Der Monſignore ſprach über frei zirkulierende Hochſpannungsſtröme von mehreren Millionen Volt und ſprach vom elektriſchen Bombardement, das die in den Glasröhren eingeſchloſſenen Luftmoleküle zum Glühen bringt. Die Hofdame ließ erſchrocken ihre Glaskerze fallen, und während die Scherben klirrten, nickte Baronin Lilli: „Ja, ich verſtehe, ſehr gut." Der Saal wurde hell gemacht, und der etwas erregte Gelehrte ſagte: „Ruhn heine gleine Hexperiment hibber magnetiſche Fernwirgung." Einer der Aſſiſtenten befeſtigte ein meterlanges Stahlſtäbchen an einem von der Decke herabhängenden Seidenfaden. Die große Nadel pendelte über einer kreisförmigen Kupferplatte, die einen Ap-

parat zu bedecken schien. Dann stand sie still, parallel zu der Sesselreihe der Gäste.

„Wirgungsfaktor hist heine rissenhafte Helektromagnet, so starg, daß gönnte heinen Hoxen hin die Ohe ziehhhen, wehn Hox wärre von Heißen. Hist von irr fienf Gilometter hentfärnt. Seine magnettischen Wehlen werden irr haufgefanken durch Happaratte hund wirgen hauff die Naddel. Hes wird den Hahnschein abben, hals wärre hin die Naddel heine Geist, heine Spiritus magneticus, voll Hibberleggung hund Gehohrsamm. Biete su beobackten!" Monsignore Collofalconi sprach freundlich die ruhende Nadel an: „Meine libbe Spiritus! Wihlst du dirr nich betrakten meine Gäste?" Langsam drehte sich die Nadel zweimal über die ganze Sesselreihe hin und her, wie zu aufmerksamer Musterung der Anwesenden. Die Hoheiten schmunzelten, und Naan mußte lachen. Frau Lilli blieb unbeweglich. „Libbe Spiritus! Sint hunter meine Gäste ohhhe Errschafften?" Die Nadel nickte hurtig. „Macke deine Rewerens forr innen!" Die Nadel drehte sich gegen die Prinzessin, beugte sich vorne gegen die Kupferplatte hinunter und stellte den magnetischen Steiß in die Höhe. Das gleiche Ehrfurchtsmanöver wiederholte die Nadel vor dem Prinzen Felix. Die staunende Gesellschaft war sehr erheitert. „Ruhn sprick, libbe Spiritus! Besinntet sick hunter meine Gäste villeikt heine Versönnlikeit, hauf welke die Wiesenschafft große Herwartunken setzt?" Blitzschnell zuckte die Nadel gegen Naan hinüber, zitterte heftig, wurde unbeweglich und schien den Freiherrn

von Siebenreut scharf zu fixieren. Wieder lachten die Hoheiten, der Flügeladjutant und die Hofdame. Nur Naan unterließ jede Heiterkeit. „Pißt du ibberseukt, meine libbe Spiritus, daß deine Herwartunken nich werten ssu Wasser?" Die Nadel nickte ein dutzendmal überaus temperamentvoll.

„Na, lieber Baron," sagte der Prinz, „die magnetischen Geister wissen Bescheid in Ihrer großmütigen Seele!"

„Meine gutte Spiritus! Waß wirdest du dunn, wehn die Offnunken der Wiesenschafft betrocken werten?" Unwillig, unter nachdenklichen Stockungen drehte sich die Nadel um 180 Grad und wandte dem etwas errötenden Freiherrn von Siebenreut ihre Kehrseite zu. Der Prinz lachte: „Bester Baron, ich hoffe, daß Sie nicht die Absicht haben, den magnetischen Erzengel so hochgradig zu empören?" Naan schmunzelte gezwungen, während Monsignore Collofalconi an seine gehorsame Nadel mit süßer Zärtlichkeit die Frage richtete: „Habber wie, meine libbe Spiritus — wehn deine Offnunken sick glaaansvohl bewärren — wie wirdest du deine Fireude daribber eißern?" Die Nadel begann sich unter verrückten Zuckungen im Kreise herumzudrehen, immer schneller, zuletzt mit so rasender Geschwindigkeit, daß der Stahlstab als solcher nicht mehr zu sehen war, sondern verwandelt schien in eine durchsichtige Flimmerscheibe, deren Bewegung einen summenden Ton verursachte. Weil der Seidenfaden sich zusammendrillte, stieg die Nadel in ihrer Freude immer höher und höher.

„Also Baron!" mahnte Prinz Felix lachend. „Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie den vergnügten Spiritus enttäuschen wollen?"

Naan, obwohl er etwas Bitteres um die Mundwinkel hatte, sagte mit ehrfurchtsvoller Verneigung: „Ich werde den Wunsch Eurer Hoheit mit Freuden erfüllen." Er trat zu einem Laboratoriumstisch und zog das Scheckbuch aus seinem Pelz. Monsignore Collofalconi drückte die Hand des Prinzen und flüsterte: „Schönn hist solke Sacke nich. Habber Wiesenschafft, wie harme Guunst, muß forr Brott gehhen. Hoder ungert! Ecco il mondo — eh!"

Freiherr von Siebenreut hatte schreiben wollen: 15000. Weil ihm die Prinzessin unter freundlicher Mahnung an das Wohlwollen Seiner Heiligkeit erwartungsvoll über die Schulter blickte, schrieb er 35000 und erntete das gnädige Wort: „Sie, liebster Baron, enttäuschen nie." Eben war Frau Lilli erwacht. Das Wort der Prinzessin schien ihr im Ohr zu klingen. Sie zeigte eine leidende Miene bei halbgeschlossenen Augendeckeln und hob wie fröstelnd die schmalen Schultern.

Die hohen Herrschaften dachten an den Aufbruch. Darüber schien der graubärtige, struwelhaarige Laboratoriumsdiener zu erschrecken. Er warf dem Monsignore Collofalconi einen fast verzweifelten Blick zu. „Nurr nock heinige Minutten, meine Errschafften! Firr heine gleine Hexperiment in drattloße Delephonnie. Hahlerdings nurr durk hein baar Ziemerweiten. Habber hiemerin serr lerrreik! Winzike Hembryo von meine

bevorrstehhhente Herfintunk!" Der graubärtige Diener geleitete den Prinzen zu einer kleinen Telephonzelle, die an die Saalwand angebaut war, und Monsignore Collofalconi führte die Prinzessin durch die beiden anstoßenden Räume.

Etwas gedämpft war in der Zelle die Stimme des Prinzen zu vernehmen, der ein animiertes Gespräch führte, ohne daß eine Gegenstimme zu hören war. Die klang nur im Hörrohr des Apparates, der auf zwei Glasfüßen frei in der Zelle stand, ohne Drahtverbindung nach irgendwelcher Seite hin.

Als die Hoheiten wieder im Saal erschienen, waren sie begeistert über diese verheißungsvolle Sache. Ebenso entzückt kamen die Hofdame und der Flügeladjutant aus den zwei Rätselkästen heraus. Weil Monsignore Collofalconi von den Hoheiten in ein Gespräch gezogen wurde, übernahm ein Assistent Frau Lillis Führung. Irgendwo begannen die Entladungen einer Induktionsspule zu knattern, während Naan von dem graubärtigen Diener in der Telephonzelle untergebracht wurde, in der eine kleine, elektrische Birne brannte. „Es ist warm in der Zelle," sagte der alte Diener mit leiser Sanftmut, „wollen der Herr Baron nicht lieber den Pelz abnehmen?"

„Wenn Sie meinen?"

Der Graubärtige war behilflich, reichte dem Baron das Hörrohr, verschwand mit dem Pelz und schloß die Zellentür.

Naan saß erwartungsvoll auf seinem Sessel, hatte vor sich den Schallbecher des Apparates und hatte

die Hörmuschel am Ohr. Hinter dem Apparat war eine weißgraue Fläche, die weniger einer Mauer, als einem gespannten Pappendeckel glich. Ziemlich deutlich war aus dem anderen Saal die Stimme der Frau Lilli zu vernehmen, die allerlei zwecklose Fragen an den Assistenten richtete. Plötzlich erlosch in Naans Zelle das elektrische Licht. „Oh?" sagte der Freiherr mit einigem Unbehagen. „Muß das so sein?" Draußen die milde Stimme des alten Dieners: „Jawohl, Herr Baron!"

Die Wand, die der Freiherr vor sich hatte, begann auf sonderbare Weise zu phosphoreszieren. In diesem Schein bewegte sich etwas Schattenhaftes — ein wunderliches Gewirre von schwarzen Linien. Jetzt in der Zelle ein erstickter Laut. Was sich vor den entsetzten Augen des Freiherrn an der flimmernden Wand wie lebendig bewegte, war ein Totenkopf auf langen Halswirbeln und der Brustkorb eines Skelettes, das sich zierlich drehte und höfliche Verbeugungen machte. Ein Mann? Ein Weib? Skelette pflegen geschlechtslos auszusehen. Aber dieses schwarze Ornament? Mitten im schwach erkennbaren Umriß eines großen Damenhutes? War das nicht die Brillantagraffe vom Hut der Baronin? Und vor den Halswirbeln, frei in der Luft — dieser tintentiefe Klex mit dem schwarzen Kettchen? War das nicht die Goldschließe an ihrem Blaufuchs? Und dieser sonderbare, starre Zaun um die Rippen und um die erschreckend leere Hüfte herum? Das waren die feinen Stahlspangen ihres Pariser Korsetts. Die Sache

glich einer kurzen Fischreuse, in der sich ein langer Hecht gefangen hat, kein fetter, sondern ein mager skelettierter, dessen Gräten oben und unten herausstarrten aus dem Gefängnisgitter. Und wie Frau Lilli sich da draußen bewegte, so bewegte sich auch der Stahlkorb ihres Geheimkerkers, der, ohne sie zu berühren, doch unverrückbar mit ihr verwachsen schien und etwas völlig Unsichtbares umschlossen hielt. Nur der Gedanke an die Hoheiten konnte den Freiherrn verhindern, in einen kreischenden Schreckenslaut auszubrechen. Das schauerliche Bild wirkte so nachhaltig auf die Netzhäute seiner entsetzten Augen, daß er es noch immer zu sehen glaubte, als es schon längst erloschen war. Und da klang wie aus weiter Ferne eine zärtliche Stimme: „Naaaan? Wo bist duuuu?"

„Hier, meine Liebste!" Der Freiherr zirpte diese Worte so dünn in den Schallbecher, daß Baronin Lilli sich veranlaßt fühlte, drahtlos zu fragen: „Wooooo? Ich versteeeehe nicht."

Ein Knirschen zwischen verbissenen Zähnen: „Da möchte man irrsinnig werden!"

„Wiiiiie, bitte? Du mußt deutlicher betoooonen!"

Die drahtlose Verbindung schien ungenügend zu funktionieren. Wie oft auch Frau Lilli fragte: „Naan? Wo bist du?" — sie bekam keine Antwort mehr. Unbeweglich saß der Freiherr auf seinem Zellensessel und starrte die matt phosphoreszierende Wandfläche an, obwohl auf ihr nicht das Geringste mehr zu sehen war. Doch was die Wand nicht zeigte, das malten die verstörten Nerven des Freiherrn in ihren

falben Schein. Er sah eine schwärzliche Masche, sah die dunkle Zeichnung des Wickelkindes von Donatello, aureolengleich umgeben von den sieben Ziffern 1 000 000, und sah auf jeder Maschenhälfte die beinweiße Zahl 7 — natürlich: der 7. Dezember, 7 Uhr abends! Die Halluzination des Freiherrn war eine so sinnverwirrende, daß Naan die Ausgeburt seiner Phantasie für Wahrheit nahm und mit Schauder vor sich hinkeuchte: „Wie prompt dieser Schweinehund wieder gearbeitet hat!"

Vor der Zelle klang die Stimme seiner Gemahlin, die sich mit Nachsicht über das Versagen der drahtlosen Erfindung äußerte.

„Versaggen? Dooh nein!" lachte Monsignore Collofalconi. „Meine Herfintunk versaggen niecht. Frau Baronnin hoder Err Baronn werden hes huhngeschickt gemaken abben. Warumm abben nich versackt bei Hiehre Ohlheiten?"

Naan trat aus der Zelle mit kreidebleichem Gesicht. Als er die Hoheiten so freundlich plaudern hörte, begann er, alles Erlebnis der letzten Minute durch die Überreizung seiner Nerven zu erklären. „Meinen Pelz!" sagte er in mühsam erkämpfter Ruhe und erlebte abermals etwas Unverständliches. Der graubärtige Laboratoriumsdiener, der dem Freiherrn den Pelz hinbot, gewährte den Anblick eines schwer verblüfften Menschenkindes. Unbeweglich hielt er den bohrenden Blick auf die Brust des Barons gerichtet. Als Naan in Sorge an sich herumguckte, machte er eine schreckliche Entdeckung. Auf jedem Umschlag seines Frackes, zur Rechten auf dem leeren Tuch, zur Linken

neben dem reichbeklunkerten Ordenskettchen, stak die gleiche Totenkopfmasche, wie jene vom 7. November. Einen Fluch in sich hineinwürgend, zerrte Naan die zwei Maschen von seinem Busen, schleuderte sie hinter sich, fuhr in seinen Pelz, suchte in verstörter Hast den Zylinder, klammerte sich an den Arm der Gattin und keuchte: „Komm! Nach Hause!" Ein verzweiflungsvoller Blick auf den Prinzen. „Die Hoheiten verzeihen — mir ist nicht wohl — es hat Eile." Während die hohen Gäste und der kleine Gelehrte noch verwundert dreinguckten, war das freiherrliche Paar schon aus dem Saal verschwunden. Bei allem Bedauern, das der akute Krankheitsfall erweckte, sagte die Prinzessin mißbilligend: „Die drei letzten Worte hätte der Ärmste sparen können. Es war ohnehin verständlich."

„Möglich, daß er sich heute beim letzten Sautrieb erkältete," meinte der Prinz, „da war sein Stand an einer etwas windigen Ecke." Diese Erklärung schien dem Gelehrten nicht zu genügen. Er trat auf den grauköpfigen Laboratoriumsdiener zu, der etwas vom Boden aufgehoben hatte, und fragte erstaunt: „Caro Haffelbecco? Was hist da geschehhhen?"

„Monsignore, ich weiß nicht," flüsterte Apfelbeck, „ich bin nicht minder verblüfft als Sie." Das klang ehrlich. War es auch keine ganze Wahrheit, so war es doch eine halbe.

Drunten auf der Straße rollten die beiden Wagen davon. Das Coupé des Freiherrn war ohne Fahrgast. Naan und Frau Lilli saßen verstört im dunklen Schimmelcoupé der Baronin. „So rede doch, Naan! Ich ver-

gehe vor Angst. Was ist denn mit dir?" Statt zu antworten, fand der Freiherr in der Finsternis, was er zuweilen — nach eigener Aussage — bei bester Beleuchtung nicht hatte finden können: den Busen seiner Gattin. Ihren Hals umklammernd, preßte er trostbedürftig das zuckende Haupt an ihre stahlgepanzerte Brust und bekam einen Weinkrampf. Als sein Nervenchok sich etwas beruhigte, gab es kein Verschweigen mehr. Er legte ein offenes Bekenntnis der schauerlichen Dinge ab, die seit sechs Wochen sein Leben zerwirbelten und das Palais Siebenreut gespenstisch umtanzten. Bei allem Schreck, der die Freifrau zittern machte wie Espenlaub, sagte sie triumphierend: „Also! Hab ich recht gesehen oder nicht?" Jede weitere Klarstellung wurde unmöglich gemacht durch einen schweren Anfall ihrer Hinterkopfmigräne.

Kapitel XX

Seit einer halben Stunde telephonierte Rappeiner ununterbrochen um den Kommissär Max Apfelbeck.

Obwohl die achte Abendstunde noch kaum vorüber war, hatte Frau Lilli sich bereits zur Ruhe begeben und in ihrer Venusgrotte eingeriegelt, von ihrer Migräne so grausam gemartert, daß sie die Augendeckel nicht mehr zu heben vermochte, ohne in wimmernde Laute auszubrechen. In der Hoffnung, daß ihr die Stille der Nacht noch einige schmerzlose Stunden bescheren würde, hatte sie fünf Bände Sherlock Holmes mitgenommen in ihr rosig überleuchtetes Bett. Bei diesem erfindungsreichen, scharfsichtigen Engländer mußte eine Hilfe zu finden sein! Der Rat, den sie selbst gegeben, war kein zureichender. Das fühlte sie klar. Sie hatte sich von ihrem völlig verwirrten Gatten mit den Worten verabschiedet: „Zahle gutwillig die Million! Dann wirst du Ruhe haben! Aber das Kind? Nein, lieber Naan! Das gäbe einen unerhörten Skandal für die ganze Stadt. Unmöglich! Nein! Und komme mir nicht wieder mit dem törichten Vorwurf unserer Kinderlosigkeit! Sonst würde ich endlich einmal die Geduld verlieren und müßte fragen: Warum hab ich kein Kind? — Also!" — Die Augen schließend, einer nachtwandelnden, wenn auch unblutigen Lady Macbeth ähnlich, hatte sie sich hinausgetastet aus dem Zimmer mit den flimmernden Sonnenblumen. In

diesem Zimmer lag Naan auf dem Divan, einen kalten Bund um den heißen Kopf. Auf dem irisierenden Perlmuttertischchen stand eine halbgeleerte Selterflasche und ein leerer Glasbecher, der durch weiße Pulverspuren verriet, daß der Freiherr was Beruhigendes verschluckt hatte.

Eben telephonierte Rappeiner wieder und konnte aufatmend melden: „Gott sei Dank! Herr Apfelbeck ist schon auf dem Wege zum Palais."

„Und wenn er kommt? Was dann?" fragte der Freiherr erbittert. „Dieses heimatliche Schaf! Das den anderen, der mir hilfreich hätte sein können, hinter Schloß und Riegel sperrt! Es ist ja möglich, daß Weishappl den Dezemberbrief mit dem Linzer Wasserzeichen geschrieben hat — aus irgend einem klugen, nützlichen, echt wienerisch genialen Gedanken heraus! Mehr Blut und Witz, mehr Temperament und Nerven, als wir an der Isar, haben sie doch da drunten an der Donau! Aber nein, da muß der Herr Apfelbeck aus der Schäfflergasse kommen und muß dem anderen die geistvoll eingefädelte Sache verkorksen! Und begeht noch die Hirnrissigkeit, sich selbst arretieren zu lassen! Dieses Agnus ohne Dei! Und jetzt, wo der andere sitzt und in Unschuld um mich leidet, steckt mir diese Bestie von einem Gauner heute zwei Todesmahnungen an den Frack! Mitten zwischen meine Orden hinein! Und Herr Apfelbeck? Wo ist dieser Herr Apfelbeck? Rät, mir, ich soll mich unter den Schatten des Thrones flüchten! Und läßt mich in dieser gefährlichen Gegend allein! Statt mich gestern

und heute bei der Saujagd pflichtschuldigst zu überwachen."

„Aber Herr Baron! Das wäre doch bei der Exklusivität der Hofjagden ganz unmöglich gewesen!"

„Wofür bezahl ich den Kerl, wenn ihm alles unmöglich ist? Eine solche Gewissenlosigkeit! Bei der Raffiniertheit dieses Gauners mußte er doch mit irgend einer unberechenbaren Sache rechnen, hätte in meiner Nähe sein müssen, hätte mir in diesem verfluchten Laboratorium zur Seite stehen sollen, als das Fürchterliche sich ereignete. Und dieses Erlebnis hab ich noch bezahlt mit 35000 Mark! Hol der Teufel die Wissenschaft und den Fortschritt der Welt! Ich will meine Ruhe haben. Ich will leben! Ich will atmen! Ich will mir's wohl sein lassen!" Eine dumpfe, schwüle Pause. „Jetzt helf ich mir selbst. Haben Sie die englische Million beisammen?"

„Jawohl, Herr Baron, seit gestern abends."

„Und die Kinderzimmer da drunten? Fertig?"

„Sie sind entzückend —"

„Geschmack hab ich. Aber nun Schluß! Ich erledige die Sache. Ich zahle. Ich nehme das Kind. Jawohl! Ich nehm es. Da soll meine Frau aus der Haut fahren. Sie wird sich das überlegen. Eine so magere, wie sie nötig hat, findet sie nimmer." Die Fischreuse mit dem Grätenhecht erschien vor der Seele des Freiherrn. „Nein, nein, nein, wie kann man so aussehen! Soooo! Das bleibt mir! Auch wenn ich sie in Hoftoilette betrachte, werde ich sie nicht anders sehen. Immer so! Entsetzlich!"

Der alte Pieter meldete zaghaft: „Herr Kommissär Apfelbeck."

„Herein mit diesem —"

„Um Gotteswillen! Herr Baron!" flehte Rappeiner. „Ich bitte auf das inständigste! Nur jetzt keine Unvorsichtigkeit!"

„Dem will ich meine Meinung sagen! Gründlich!" Der Freiherr streckte sich aus und zog den kalten Bund tiefer gegen die Augen. Apfelbeck trat ein, sehr ruhig, doch ernster als sonst. „Nun also, mein Verehrtester! Sehen Sie her, wie Sie mich zurichten ließen!"

„Ich bitte, mir zu gestatten, daß ich vor allem melde, was ich klarstellen konnte."

Eine flehende Geste des Sekretärs veranlaßte den Freiherrn zu schweigen.

Apfelbeck ließ sich nieder. „Der Einfall des Herrn Barons, sich für gestern und heut in den Schutz des Thrones zu stellen, erschien mir nicht als bedrohlich. Bei dem Gedanken an die Raffiniertheit des Gauners blieb aber doch ein Gefühl der Unruh in mir. Drum hab ich gestern und heut alle Wildschweinbogen in den Ebersberger Forsten als Treiber mitgemacht."

Die Augen Rappeiners glänzten, während der verdutzte Freiher fragte: „Siiiiie?" Das klang so gedehnt, wie Frau Lillis Stimme im drahtlosen Telephon.

„Erinnern sich Herr Baron an den Treiber mit dem roten Bart?"

„Um Christi willen!" Naan fragte beklommen: „Sind Sie verletzt?"

„Nein, Herr Baron! Das Dutzend Posten ist glücklicherweise nur durch das Stiefelleder gegangen und in den Strümpfen hängen geblieben. Sie sollten Ihrem Büchsenspanner sagen, daß er für Saupatronen mehr Pulver nehmen muß. Es fehlt am Durchschlag."

„Wenn Ihnen nichts geschehen ist," fragte Naan verdrießlich, „warum haben Sie dann so gottslästerlich geschimpft da draußen?"

„Notwendigkeit meiner Maske. Heutzutage sind die Bauern nicht mehr so, daß sie sich klaglos hinaufschießen lassen."

„Leider! Das wird noch zu bedenklichen Folgen führen!"

„Hier sind die hundert Mark wieder, mit denen der Herr Baron den sakermentierenden Treiber beschwichtigt haben." Apfelbeck legte einen blauen Schein auf den Schreibtisch.

Naan gab dem Sekretär einen vornehmen Wink: „In die Armenkasse!"

„Während der Hoftafel war ich vor dem prinzlichen Palais!" meldete Apfelbeck. „Es hat sich da nichts ereignet. Nirgends ein verdächtiger Mensch."

„Sitzt der andere noch immer?"

„Halb und halb. Augenblicklich ist er unter verläßlicher Begleitung auf Reisen. Auf der Fahrt nach Wien. Ich hoffe: um als Schuldloser agnosziert zu werden! Also, ich blieb vor dem prinzlichen Palais, bis Herr Baron mit Herrn von Dollmann in das Coupé gestiegen waren. Dann sauste ich im Auto voraus in die Lindwurmstraße."

„Was!"

„Im Auto hab ich mich umgekleidet — Herr Baron erinnern sich: der graubärtige Laboratoriumsdiener."

„Der?" Naan streckte die Hand. „Apfelbeck, Sie sind ein vortrefflicher Mensch. Fast unglaublich ist es — allerdings, verhindern konnten Sie nicht, was geschah."

„Leider nein! Und ich mache mir jetzt den Vorwurf, daß ich nicht mit Ihnen im Wagen fuhr. Wo ist Herr von Dollmann ausgestiegen?"

„Vor seiner Wohnung in der Theatinerstraße."

„Da muß es also zwischen der Theatiner- und der Lindwurmstraße geschehen sein."

„Aber Apfelbeck! Es geschah doch im Laboratorium!"

„Nicht das, was ich meine. Nur das andere. Ich besorge, Herr Baron haben in der Telephonzelle eine unbehagliche Sache erlebt?"

„Nur unbehaglich? Entsetzlich war es!"

„Ein unglücklicher Zufall."

„Zufall? Ich danke. Mir liegt die Nachwirkung wie Blei in den Knochen. Als hätte mich einer mit Sauposten hinaufgeschossen — aber mit solchen, die Durchschlag haben."

„Ich besorge, Herr Baron bekamen ein unliebsames Röntgenbild zu beobachten."

„Was? — Röntgenbild? — Ach so? Wenn Sie so nennen wollen, was einen Menschen schüttelt mit eisigem Grabesschreck!"

„Die Zelle wird, außer zu den drahtlosen Telephonversuchen, auch benützt zur Beobachtung des

Bariumplatincyanürschirmes bei Durchleuchtungen mit den von Monsignore Collofalconi neukonstruierten Röntgenröhren." Das Erlöschen der elektrischen Zellenbirne ließ Apfelbeck unerläutert. „Die Apparate stehen im anstoßenden Saal. Die Frau Baronin war neugierig. Der Assistent setzte die Induktionsspule auf Wunsch der gnädigen Frau in Tätigkeit, und da ging Ihre Gemahlin unvorsichtigerweise zwischen dem Schirm und der leuchtenden Röhre hindurch."

„Sehr natürlich, das! Aber den Schreck, den ich hatte, werden Sie mir nicht mehr aus dem Gebein herauserklären. Und dann das andere? Mit diesen verteufelten Totenkopfmaschen!"

„Ich muß gestehen, daß ich beim Anblick der Masche nicht minder entsetzt war, als Sie selbst."

„Masche? Masche? Warum der Singular? Es waren doch zwei!"

Apfelbeck überging diesen Einwurf mit Schweigen. „Im Laboratorium kann die Anheftung nicht erfolgt sein. Da müßt ich es bemerkt haben. Ich habe den Herrn Baron keinen Moment aus den Augen gelassen. Auch war eine verdächtige Persönlichkeit nicht vorhanden."

„Na, die Prinzessin vielleicht?" sagte der Freiherr wütend.

Ohne die Ruhe zu verlieren, kalkulierte Apfelbeck. „Sie müssen also die Masche —"

„Zum Teufel! Zwei waren es doch!"

„— unter dem Pelz schon mitgebracht haben ins Laboratorium."

„Apfelbeck? Sind Sie verrückt?"

„Noch nicht. Aber wenn ich mit dieser Sache nicht bald ins klare komme, werd ich es noch. Beim Hofdiner hatten Herr Baron die Masche doch sicher nicht. Auch bei Anwesenheit des Herrn von Dollmann kann sich niemand an Sie herangeschlichen haben. Die Anheftung muß also zwischen der Lindwurm- und Theatinerstraße erfolgt sein."

„Herr!" Naan verlor die Geduld. „Ich saß doch allein im Wagen! Bei geschlossenen Fenstern! Da ist nichts geschehen. Nichts, nichts, nichts! Was Sie denken, ist Unsinn."

„Etwas anderes zu denken, wäre der größere."

Das nahm der Freiherr als eine Anzweiflung seines eigenen Verstandes. „Jetzt hab ich es satt. Helfen können Sie mir nicht. Also muß ich mir selber helfen. Ich will Ihnen auch offen sagen, wie. Wenn die Kassette kommt, bezahl ich. Punktum!"

„Das würde ich verhindern müssen."

„Ich bin neugierig, wie Sie das machen wollen? Im übrigen sehen Sie, daß ich leidend bin. Ich brauche Ruhe. Gute Nacht!" Der Freiherr drehte das Gesicht gegen die flimmernden Sonnenblumen.

Stumm verneigte sich Apfelbeck, mit weißem Gesicht. Als er draußen war, kam Rappeiner ihm nachgehuscht und flüsterte: „Ich bitte Sie, liebster Herr Apfelbeck, verlieren Sie nicht die Geduld mit ihm! Er ist halb aon Sinnen."

„Ich bin's drei Viertel! Ein Wunder, daß ich es nicht völlig bin. Beim Herr Baron scheint eine

Million nicht hoch zu zählen. Bei mir entscheidet Erfolg oder Mißerfolg über mein Amt und meine Laufbahn, über mein Glück und Leben. Drum werde ich die Geduld nicht verlieren. Die paar Tage werden meine gedrillten Nerven noch aushalten."

Rappeiner drückte ihm die Hand und kehrte zu seinem Herrn zurück.

Während der Kommissär in den Paletot schlüpfte, den ihm Hippolyt präsentierte, lispelte Apfelbeck: „Morgen! Punkt vier Uhr! Keine Minute früher, keine Minute später. Ich erwarte, Wicklmeyer, daß Sie mit der größten Vorsicht und Genauigkeit arbeiten. Oder alles geht schief."

Als Apfelbeck auf die Straße trat, fing es bei ruhiger Luft mit langsamen Flocken zu schneien an. Das schien er nicht zu gewahren. In schwerer Verstörtheit rief er dem Chauffeur seines Autos die Weisung zu: „Pension Blumenreich!" Eine kurze Fahrt. Wie ein Irrsinniger hetzte Apfelbeck in der Briennerstraße die beiden Treppen hinauf. Zur Flurtüre des Fräuleins Melly Blumenreich hatte er seit seiner Rückkehr aus Wien einen Schlüssel.

Aus dem Konversationszimmer klangen gedämpfte Stimmen. Auch das Stubenmädel, das mit Tafelgeschirr aus dem Speisezimmer kam, schien überflüssigen Lärm vermeiden zu wollen, schloß lautlos die Tür, ging auf den Fußspitzen und nickte einen schweigsamen Gruß.

Apfelbeck sah prüfend die beiden Türen an, hinter denen Josy von Heiter und Fräulein Lizzi Schober

ihr geheimnisvolles, wanddurchbohrendes Wesen getrieben hatten, und fragte flüsternd: „Ist Fräulein von Scherming schon in ihrem Zimmer?“

„Jawohl, Herr Kommissär!“ lispelte das Mädel. „Der Herr Major ist bereits nach Hause gegangen.“

In der Pension Blumenreich schienen sich seit der Flucht des Mauerbrecherpaares mannigfache Klarstellungen vollzogen zu haben, bei denen sich auch der freundliche alte Hofrat zurückverwandelte in den Kommissär Max Apfelbeck. Als er an der Tür des Gartenzimmers klopfte, hieß es auch nicht mehr: „Come in!“, sondern auf deutsch: „Herein!“ Und Miß Edith Parker sah wieder ganz so reizend und lieblich aus, wie Hanna von Scherming in der Arcisstraße. Den Umstand, daß Hannerl augenblicklich mit einer kleinen Arbeit beschäftigt war, die sonst dem Wirkungskreis eines jungen Mädchens entrückt zu sein pflegt, schien Apfelbeck nicht als überraschend zu empfinden. In einem Sturm von Zärtlichkeit und seelischem Aufruhr umschlang er die Geliebte, preßte die Wange an ihr Haar und jubelte: „Schatzkind! Du mein Alles! Dem Himmel sei Dank: weil ich nur bei dir bin! Da wird's mir gleich wieder heller im Kopf und mutiger ums Herz!“

„Nicht so laut, um Gotteswillen!“ stammelte Hannerl. „Drüben schläft schon alles.“

„Ach, Kind! Ach, Kind! Ach, Kind!“ Er wiegte sie in seinen Armen und redete mit leisen Worten: „Schatz, nun geht's um den letzten Purzelbaum! Erwisch ich das richtige Brett, dann sind wir droben. Spring ich fehl, so geht's hinunter mit mir.“

„Mit dir? Mit uns, willst du sagen. Und hinunter? Nein, Max! Jetzt sag ich wie euer Bismarck: wo wir beide sind, das ist für mich immer oben."

Er nahm ihren Kopf zwischen die Hände und sah ihr in die Augen. „Hätt ich noch nie gewußt, was du mir bist — jetzt wüßt ich es." Unter einem leisen, seligen Lachen ließ er sich nieder, nahm sie auf seinen Schoß und hielt sie an sich gepreßt. „Komm! Laß mich erzählen!"

„Ist etwas krumm gegangen?" fragte sie in Sorge.

„Im Gegenteil! Es ging noch viel gerader, als ich erwarten konnte. Einer hat mitgeholfen."

„Der liebe Gott?"

„Nein, Hannerl! Der Gauner! Das ist so unfaßbar, daß ich nimmer weiß, was ich denken soll. In meinem Schädel tauchen Einfälle auf, einer sinnloser als der andere. Was ich vermuten muß, wird um so aberwitziger, je wahrscheinlicher es aussieht."

„Was meinst du?"

„Ich darf es nicht sagen, Kind! Solange der Unsinn nur in mir rumort, ist er ungefährlich. Und Verdächtigungen auszusprechen, die unerwiesen sind, ist das ubelste von allen Verbrechen. Ich muß das in mir verschließen, bis es widerlegt — oder bis es bewiesen ist. Draußen beim Monsignore ist alles programmgemäß verlaufen. Auch der liebe, famose gelehrte Herr hat nicht das Geringste davon bemerkt, daß ich ihn als Hebel für unser Glück benützte. Na ja, ich habe doch schließlich auch ihm einen Dienst geleistet — jetzt hat er, was er braucht für seine

Arbeit. Und du weißt doch, Hannerl, die ganze Zeit her war das meine größte Sorge: daß der Baron ausschlitzen und aus Angst einen Unsinn machen würde. Das mußte verhindert werden, ich mußte ihn folgsam in der Hand behalten, um die Absichten des Gauners mit Erfolg durchkreuzen zu können. Nun hatte Sievenreut einen Einfall, der ihn für heut dem Gauner verläßlich entzog. Wenn es mir aber möglich werden sollte, mit der Rettung der Million dem Spitzbuben zuvorzukommen, durfte das Memento heute nicht ausbleiben. Deshalb mein Einfall mit der Masche, die ich seit dem 7. November bei den Akten hatte. Alles klappte. Während ich dem Baron in der Telephonzelle den Pelz herunternahm, steckte ich ihm die Masche an den Frack. Und nun denk dir meine Verblüffung, Kind: der Baron kommt aus der Zelle heraus und hat zwei Maschen!"

„Nein!"

„Zwei! Eine links, eine rechts. Tadellose Symmetrie! Und die neue Masche ganz die gleiche, wie die alte! Hier!" Apfelbeck holte aus seiner Brieftasche die beiden Maschen heraus und legte sie vor Hannerl auf den Tisch — ein Zwillingspärchen, ähnlich zum Verwechseln!

Von einem Gruselschauer befallen, stumm, betrachtete Hannerl die beiden Maschen. Als sie das Gesicht hob, war ein ratloser Blick in ihren Augen.

„Der Gauner hat tadellos funktioniert!" sagte Apfelbeck, halb lachend und halb mit Ingrimm. „Innerhalb der nächsten Tage wird die Kassette er-

scheinen. Das ist sicher. Und Baron Siebenreut wird die englischen Hundertpfundnoten hineinstopfen wie verrückt und wird losfahren. Das ist ebenso sicher! Find ich für seine Hosengewichtskrise nicht das hilfreiche Gegenmittel, und kann ich ihn nicht zwingen, alles so zu machen, wie es vernünftigerweise sein muß, so ist die Million zum Teufel, und der Gauner verduftet mit ihr — vorausgesetzt, daß nicht hinter der ganzen Sache —" Apfelbeck verstummte. Im Flur draußen hatte das Telephon geläutet, und man vernahm eine beklommene Frauenstimme: „Jawohl — jawohl — sofort —" Der Boden schwankte, und Fräulein Melly Blumenreich erschien mit verstörten Augen auf der Schwelle: „Herr Kommissär — die Polizei — die Polizei —"

„Aber liebes Fräulein Melly, da brauchen Sie doch keine Angst zu haben! Ich bin doch da!" Apfelbeck sprang zum Telephon. Und Hannerl, die gerne gehört hätte, was da draußen geredet wurde, machte immer wieder ein Schweigezeichen. Das wirkte nicht auf die jungfräuliche Pensionsmutter. Unter reichlich fließenden Tränen hielt Fräulein Melly das junge Mädchen umklammert und klagte: „Jesus, Jesus, was muß denn da schon wieder passiert sein! Völlig zittern tut alles an mir vor lauter Angst!" Das war eine unzutreffende Selbstbeobachtung; es stimmte wohl mit dem Zittern, fast hätte man es als Schlottern bezeichnen können; aber die Angst erzeugte hier keinen Ausnahmezustand; an der Melly Blumenreich zitterte alles, auch wenn sie keine Angst hatte, erst recht,

wenn sie vergnügt war und lustig lachte. Doch von so fröhlichem Zitterzustand war sie augenblicklich weit entfernt. Etwas inbrünstig Flehendes kam in ihre Flüsterstimme: „Jesus, Jesus, es wird doch alles gut nausgehn! Gar nimmer schlafen kann ich vor lauter Aufregung. So viel gut hab ich's gmeint! Und jetzt hab ich kein Stündl nimmer, kein ruhigs! Mar' und Josef, wann mein Konradl selig dös mitmachen hätt müssen — den guten Kerl hätt der Schlag troffen vor lauter Alteration um mi! So an guten Menschen, wie mein Konradl oaner gwesen is, gibt's nimmer auf der Welt! Wann's an Krieg mit Frankreich geben hätt, solang mein Konradl noch glebt hat — auf den hätten d' Franzosen gar net gschossen! Ich glaub's net. Na! Und ich glaub's net! So einer is mein Konradl gwesen!" Fräulein Melly wollte den Versuch unternehmen, sich am Herzen der jungen Freundin alles Schwere von der Seele zu weinen. Ihre Tränen wurden unterbrochen durch den stürmischen Eintritt Apfelbecks.

„Schatz! Ich muß fort! Man ruft mich dringend ins Büro! Weiß der Kuckuck, was da schon wieder geschehen ist!"

„Ach Gott!" Das war ein Stammellaut der heißesten Sorge.

„Nein, nein, Kind! Nichts Böses! Eher das Gegenteil! Mein Bürodiener konnte am Telephon kaum reden vor Lachen. Immer kuderte er: ‚I kon's net sagen, dös müassen S' Eahna selber anschaugn da lachen S' Eahna krumm!'" Apfelbeck betete zärt-

lich das Alphabet, mit Überspringung aller Buchstaben vor und nach dem X. „Reg dich nicht auf, lieb Herz! Ich bin überzeugt, daß ich da was Hilfreiches erleben werde."

So kann nur ein Deutscher sich über das Wesen kommender Dinge täuschen. Max Apfelbeck, der im Auto einer fröhlichen Sache entgegenzusausen glaubte, glitt unter fallendem Schnee dem tiefsten Schreck seines Lebens entgegen. Und um so grausamer war dieser Schreck, weil er anfing mit heiterem Gelächter.

Kapitel XXI

ensch? Was ist denn los?" Mit dieser Frage betrat Max Apfelbeck das Vorzimmer seines Büros.

Schedlbauer brachte keine Antwort fertig. Um das dienstwidrige Lachen zu ersticken, das aus seinem amüsierten Gemüt herauszuplatzen drohte, mußte er sich zusammenbuckeln und die Arme mit den tintenfleckigen Ärmelschonern kreuzweis über den Bauch drücken.

„Sind Sie denn verrückt? Was ist denn? So reden Sie doch!"

„I ko — i ko — i ko — i koooo net!" Nur nach der Bürotür konnte Schedlbauer deuten. „Dös — dös müassen S' selber onschaugn!"

„Donnerwetter! Wer ist denn in meinem Zimmer?"

„Der — der — —" Dieser Name, der in würgendem Gelächter versank, war nicht zu verstehen, nur zu erraten.

„Was! Der Bogopolsky? Der ist von Linz zurück?" Apfelbeck griff nach der Türklinke. „Was ist denn da zu lachen? Ist das klapperdürre Kerlchen vor Laufen und Rennen noch dünner geworden? So mager wie der Suppenkaspar?"

Der Bürodiener bog sich nach rückwärts und streckte die Fäuste hoch. „Herrjööijöijöi — döös müassen S' Ehana onschaugn! Was unser Herrgott

in fünf Wochen firti bringt, wann er an guaten Hamur hat!"

Max Apfelbeck trat ein. Erst konnte er nicht lachen. So verblüfft war er.

Von einem Sessel rutschte eine kleine, kürbisförmige Menschengestalt herunter, die noch kleiner wurde, als sie sich erhob und mit schwellendem Bauchgebilde auf den kurzen, schwammigen Beinen stand. Die Hose spannte und machte Wulsten, wie ein wohlgeratener Säugling sie an den Handgelenken und sonstwo hat. Der gespreizte Havelock stand vorn in die Höhe, gleich dem zu kurz gewordenen Rock einer schwangeren Frau, und hatte bei allen Knopflöchern straffgezogene Harmonikafalten. Das reichliche Doppelkinn — die Österreicher nennen es Goderl — glich einer auf den Rücken gelegten Mondsichel, die schon nahe dem Halbmond ist. Und über einer Blasengelphysiognomie mit schimmernden Glanzlichtern auf der Kinnkugel und den Hamsterbacken, mit halb verschwundenen Augen, die in schelmisch blinkende Schlitze verwandelt waren, zeigte die durch Fettunterspickung gedehnte Kopfhaut zwischen auseinandergerückten Haaren das Weiße der Epidermis. Der ganze Mensch sah aus wie ein grotesk entwickelter Ableger von der Schattenseite der Melly Blumenreich.

„Hanselmann! Bogopolsky!" Max Apfelbeck mußte loslachen. „Sind Sie unter der Linzer Sonne ein Luftballon geworden?"

„Nu jo," klang die asthmatische Antwort, „e so gefährlich und e so nohrhoft is de jiddisch-österr-

reichische Küch! Schicken Se en magern Heuschreck auf Österreich, er wird e Gänsleber. Was wollen Se? Es is e Naturgesetz. Gott soll segnen e so e Land! Es verdient zu werden e gor nix mehr anzuzweifelnde Großmacht. Aber ich fercht, bei e so aner Kost frißt Österreich noch emal sich selber auf, daß gor nix mehr von ehm werd übrig bleiben, als Jeremiasgesänge und e Heuwogen voll unbezohlter Schulden."

In Apfelbeck, obwohl er noch immer lachen mußte, begann die Sorge zu erwachen. „Bogopolsky! Hanselballon! Ich fürchte, Sie haben meinen Auftrag abgesessen, statt daß Sie ihm fleißig nachgelaufen sind?"

„De Menschen sennen Köpf for de falschen Schlüß, Herr Kommissär! Wissen Se, wos mich e so aufge bloſen hot? Der Fleiß! De Gewissenhäftigkeit! Je mehr ich bin gelaafen in Ihrem Dienst, um e so hungriger bin ich geworden. Nu? Je hungriger ich bin gewesen, um e so mehr hob ich verschluckt. Nu? Und je mehr ich verschlucken hob missen, um e so mehr bin ich geworden, wie Se mich do die Ehr hoben zu sehen." Mit gespreizten Fingern, denen die Fettpolster den Zusammenschluß verwehrten, machte Hanselmann-Bogopolsky eine demonstrative Geste nach seiner von Havelockfalten strahlig umspannten Nabelgegend. Durch Apfelbecks Heiterkeit ein bißchen gekränkt, sagte er vorwurfsvoll: „Se hoben leicht lachen! Tragen Se doch emol e so en Backhähndlfriedhof e vier oder e finnef tausend Kilometer an der österreichischen Grenz herum! Do wieren Se schwitzen." Die Schlitzaugen völlig schließend, griff Motzel Bogo-

ballonsky mit einer umständlichen Armbewegung in seinen stark deformierten Havelock und brachte ein Büschel fettfleckiger Papierblätter zum Vorschein. „Do bring ich Ihnen rund e sexhundert Odressen von alle pickfeinen, feinen und halbfeinen Leut, wos zwischen Kufstein und Passau geschrieben hoben und schreiben auf dem Linzer Popier mit dem Hersch als e Wasserzeichen. Do kennen Se lesen jetzt. Ich will warten e so geduldig wie e Lamm, bis Se mer sogen: ‚Hanselmann' — kennen aach sogen: Bogopolsky — ‚Se hoben verdient de tausend Mark!'" Er legte die Blätter vor dem Kommissär auf den Schreibtisch, kehrte zum Sessel zurück und wurde größer, als er sich setzte.

„Mensch! Um wieviel Kilo haben Sie denn zugenommen?"

„Rund um e finnefundverzich. Es sennen noch e poor Deka drüber."

Immer lachend, fing Apfelbeck zu lesen an, mit dem Rotstift in der Hand. Namen um Namen las er, Namen um Namen strich er aus. Blatt um Blatt, und kein Name blieb stehen. Einmal seufzte der gemästete Märtyrer seines appetitweckenden Fleißes: „E so, wie mir jetzt, muß dem armen Schmock um der Seel gewesen sein, wie ihm der Bolz hat gestrichen alle Brillanten." Der Rotstift arbeitete weiter, unbarmherzig. Dann plötzlich leuchteten Apfelbecks Augen auf. „Richtig!" nickte er anerkennend. „Den Revierjäger aus Steyer hat er auch! Hanselmann, das ist verheißungsvoll. Ihre Liste scheint sich durch Vollständigkeit auszuzeichnen."

Die Mondsichel schmunzelte.

„Eine riesig aristokratische Gesellschaft!“ sagte Apfelbeck nach einer Weile. „Na ja, die Nimrode!“ Immer hurtiger säbelte der Rotstift, und immer ungeduldiger, immer erregter wurde der Lesende.

Bogopolsky, dessen Menschenkenntnis sich augenscheinlich durch abrundende Ernährung geschärft hatte, machte die Bemerkung: „Mer scheint, nu sennen Se bei de Salzburger Briefpopierche?“

Apfelbeck schien nicht zu hören. Plötzlich stutzte er. Und der Rotstift blieb untätig. Die Augen des Wortlosen erweiterten sich. Er drehte das ernstgewordene Gesicht, sah stumm den wachsenden Hanselmann-Bogopolsky an, tat einen schweren, fast mühsamen Atemzug, und während er den Namen wieder las, der sein Befremden erweckt hatte, rann eine wächserne Blässe über sein entstelltes Gesicht. Er schien nicht glauben zu wollen und dennoch glauben zu müssen. Aus seinen Augen redete ein tiefer, in Gehirn und Nerven wühlender Schreck. Dann legte er den Rotstift fort und preßte das Gesicht in die zitternden Hände der aufgestützten Arme. So saß er unbeweglich. Lange. Und Motzel Bogopolsky fing mondscheinig zu lächeln an; er drückte die Augen zu, wie es ein Feinschmecker beim Genuß eines ihm besonders zusagenden Bissens zu machen pflegt. Apfelbeck, dessen Stirn die Farbe des warmen Lebens noch nicht gefunden hatte, stand auf und legte die rot übersäbelten Blätter mit den noch ungelesenen zusammen. „Hanselmann!“ Seine Stimme wurde rauh. „Ich

kann nicht mehr weitermachen. Ich bin ermüdet. Ich kann nicht mehr ruhig denken. Erst muß ich mich ein paar Stunden hinlegen und die Nerven rasten lassen. Für heute können Sie gehen. Bei Gelegenheit werde ich Sie rufen lassen."

Bogopolsky verkürzte sich, weil er aufgestanden war. Freundlich fragte er: „Sennen der Herr Kommissär mit mir zufrieden?"

Eine Weile musterte Apfelbeck den schmunzelnden Kürbis, wie man einen Menschen betrachtet, den man erwürgen möchte. Dann sagte er, nicht zornig, eher in Trauer: „Hanselmann! Sie haben eine Nase, wie ein Odysseus unter den Füchsen. Aber ich wollte jetzt, ich hätte Sie, statt in die Heimat der nahrhaften Torten, lieber in das Land geschickt, wo der Pfeffer wächst."

Possierlich klagte Bogopolsky: „Was for e Reis'! Gott soll mer behüten! Komm ich mit e so viel Gänsfett in der tropischen Sonn, so zerknall ich." Er wälzte den straffgepolsterten Havelock an den Schreibtisch heran. „Glaaben der Herr Kommissär, daß ich mer hab verdient die tausend Mark?"

Apfelbeck tat einen tiefen Atemzug. „Ich fürchte, ja!" Eine abwinkende Handbewegung. „Guten Abend!"

Flink, ohne zu antworten, rollte der Backhähndlfriedhof über die Schwelle, und aus dem Vorzimmer klang das Lachen des vergnügten Scheidlbauer.

Gleich einem Wahnwitzigen machte Apfelbeck ein paar zwecklose Schritte, blieb stehen und nahm den

Kopf zwischen die Fäuste. Dann zum Schreibtisch hin. Mit zuckenden Händen packte er die Salzburger Liste, hielt sie neben die Lampe und las mit halblauter Stimme langsam den Namen: „Frau Eugenie Dießberger von Hoheneck, Hauptmannswitwe, Mozartgasse 12, gebürtig aus München." Ein Zähneknirschen, ein Aufbäumen gegen den Gedanken, der sich mit diesem Namen verknüpfte. „Nein, nein, nein, nein, nein! So darf es nicht sein! So nicht!" In der Wiederholung dieser beiden letzten Worte war etwas Flehendes: „So nicht!" Dann ein Ruf, schrill und heiser: „Schedlbauer!" Der Bürodiener, in den Augen noch die Tränen, die er über Hanselmann-Bogopolsky gelacht hatte, steckte den Kopf zur Tür herein. „Schnell! Das Personalregister! Faszikel D. Was stehen Sie noch? Hörten Sie nicht, daß ich sagte: Schnell?" Schedlbauer rannte. Einen solchen Ton hatte er vom Kommissär noch nie gehört. Als er den dickleibigen Registerband herbeischleppte, streckte Apfelbeck schon die Hände. Hastig atmend stand er über das schwere Buch gebeugt und blätterte. Jetzt hatte er gefunden, was er suchte. Zwei tonlose Laute: „Es stimmt!" Hinüber zum Telephon, mit jagendem Schritt, in brennendem Aufruhr. Er faßte den Kurbelgriff — und ließ die Hand wieder sinken. „Nein. Das Mädel soll schlafen können!" Den Arm über die Augen pressend, sagte er leise vor sich hin: „Hannerl! Hannerl! Hannerl! — Wo ist unser Glück?" Wie einer, der eine Last von sich abschüttelt, richtete er sich auf und wurde ruhig. Er verwahrte

das Blatt mit der Salzburger Adressenliste in seinem Rock und drehte die Lampe ab.

Auf der Straße fiel der Schnee so dicht, daß Apfelbeck weiß wurde, bevor er die paar Schritte bis zur Schäfflergasse zurückgelegt hatte.

Daheim bei der Mutter erwartete ihn ein Nachtmahl, das besänftigend hätte wirken können. Die Kürassierdame mit dem tiefen Joooo genoß den Ruhm einer vorzüglichen Köchin. Sonst wäre sie nach ihrem ergebnislosen Abenteuer mit dem Daniel in der Löwengrube geflogen! Ihre duftende Kunst war ihre Rettung. Sie hatte immer famos gekocht. So, wie seit dem 2. Dezember, noch nie! Nun hatte sie sich übertroffen. Wäre die innen zarte, außen knusprige Kalbshaxe mit dem warmen Kartoffelsalat einem begeisterungsfähigen Lyriker serviert worden, er würde ein Sonett gedichtet haben, das einen Petrarca übertrumpft hätte. Der zerstreute Kommissär Max Apfelbeck benahm sich dieser bayrischen Köstlichkeit gegenüber so verständnislos, daß Karlinerl ihre ausbrechenden Tränen schnell in die Küche trug, mit der pessimistischen Meinung: „Gar nix von Anerkennung hat ma. Bihandelt weard ma wie an Ehrenjumpfer auf der boarischen Kirchweih. Joooo!" Auch Mutter Apfelbeck machte besorgte Augen. Und nun erhob sich der Kommissär — obwohl er als Münchener wissen mußte, daß ein abgebräuntes Kalbshaxl alles darf, nur nicht kalt werden — ging zum Telephon und verlangte die Pension Blumenreich. Während er da redete, hatte er einen überaus heiteren Ton. „Ja, lieb

Kind! Mach dir keine Sorge! Ganz was Nebensächliches! Leg dich schön schlafen und laß dir was Liebes träumen! Tausend treue Grüße! Gelt ja?" Als er das Hörrohr einhängte, schien er so müde zu sein, daß er für einen Moment die Augen schloß.

„Bub?" fragte Frau Apfelbeck. „Hast du Verdruß gehabt?"

„Ein bisserl, ja — im Amt. Essen kann ich nicht. Auch muß ich heut noch arbeiten. Gute Nacht, Mutter!" Bei der Tür kehrte er wieder um. „Ich will dich was fragen. Auf dich kann ich mich verlassen." Er nahm ihre Hand. „Es ist was geschehen, Mutter! Etwas Schreckliches. Man kann es nur auf zweierlei Weise erklären. Entweder muß man annehmen: daß da ein unwahrscheinlicher, geradezu unmöglicher Zufall spielt — oder: daß ein angesehener, ehrenhafter, prächtiger Mensch über Nacht ein Verbrecher wurde, ein Irrsinniger, ein — ich weiß nicht, was! — Mutter? Was soll man da glauben?"

„Maxl, da glaub ich an den dummen Zufall."

„Ja, Mutter!" Er atmete auf und preßte ihre Hand an seine Wange. „Du hast recht. Ich will mir dein gutes Menschenwort hineinreden in den Kopf. Vielleicht kann ich dann morgen wieder gläubig sein. Gute Nacht, liebs Mutterweibl!"

Eine gute Nacht hatte Frau Apfelbeck nicht. Und am Morgen konnte sie merken, daß auch ihr Sohn nicht erquicklich geschlafen hatte. Gar nicht gut sah er aus. Während des Frühstücks machte er mehr-

mals in nervöser Hast den Versuch, eine telephonische Verbindung mit Hippolyt Forain zu erzielen. Der Franzose war im Palais Siebenreut unauffindbar. Darüber wurde Apfelbeck immer gereizter — ohne zu ahnen, daß er diesen beklagenswerten Mangel an Verständigungsmöglichkeit auf französischer Seite selbst verschuldet hatte: durch den tiefen persönlichen Eindruck, den er damals am 7. November nach seinem siegreichen Kampf in der Sattlerwerkstätte nicht nur im Meister Stierstorfer, noch mehr in dessen romantisch veranlagter Tochter zurückgelassen hatte. Ein unschuldig Verleumdeter! Ein Held! Ein Sieger! Da weiß man doch, wie es aussieht in einer Mädchenseele. Es hatten sich hier Zusammenhänge ergeben die seit einigen Wochen bereits in Blüte standen und dem Zustand der Reife entgegendrängten.

Als Hippolyt Forain, alias Wicklmeyer, am Nachmittag des 8. November in seiner eleganten Kammerdienerlivree beim Sattlermeister Stierstorfer erschienen war, um das alligatorlederne Reisenecessaire der Baronin von der Reparatur zu holen, wurde ihm in der Sattlerwerkstätte ein Empfang bereitet, dessen aus Hochachtung und Herzlichkeit gemischte Art ihn angenehm überraschte, obwohl manches Geheimnisvolle dabei mitunterlief. Aber so rätselhaft manchmal die netten, einladenden Redensarten des aller Wildheit entrückten Werkstattstieres waren, so leichtverständlich war das freundliche Lächeln, der muntere Augenaufschlag und das sanfte Erröten der hübschgewachsenen Tochter, die dazu noch das einzige Kind des wohlhabenden Meisters war.

Kaspar Wicklmeyer, alias Forain, hatte bei Max Apfelbeck in zweijährigem Dienst als Vertrauter bereits so viel gelernt, um eine Klärung der geheimnisvollen Verwicklungen unauffällig und rasch erzielen zu können. Da er auch bei Gelegenheit seiner deutschen Lektionen längst erkannt hatte, daß eine Nebenbuhlerschaft seines Vorgesetzten im zweiten Stockwerk der Arcisstraße 7 nicht zu besorgen war, erschien es ihm als empfehlenswert, den von Max Apfelbeck so eindrucksvoll bereiteten Boden für sein eigenes Lebensglück zu fruktifizieren. Die große Ähnlichkeit zwischen Hippolyt und Hippolyt erwies sich als hilfreich.

Nach dem 9. November wurde im Palais Siebenreut alles Lederne, ausgenommen die Frau Baronin, reparaturbedürftig. Für diese sich häufenden Geschäftsgänge wählte Hippolyt, dem auch noch die gute Ausrede des deutschen Unterrichts zu Gebot stand, mit Vorliebe jene Morgenzeit, welche Gold im Munde hat. Er tat es aus zwei Gründen. Erstens, weil Freiherr von Siebenreut in diesen Stunden den in der Nacht vermißten Schlummer einzuholen suchte — und zweitens, weil Meister Stierstorfer zwischen acht und zehn Uhr vormittags seine Kundengänge und Materialkäufe zu machen pflegte. An dem schneeweißen Morgen, der jeder telephonischen Verständigung mit Hippolyt Forain widerstrebte, kam noch dazu, daß Vater Stierstorfer von zehn bis zwölf Uhr Vorstandssitzung in der Sattlergenossenschaft hatte. Der kluge Wicklmeyer nahm also an diesem schönverschneiten Morgen eine mehrstündige deutsche Lektion — es ist

sogar anzunehmen, daß er der Abwechslung zuliebe auch französischen Unterricht erteilte. Kein Wunder also, wenn Max Apfelbeck, wie in seiner Wohnung, ebenso nutzlos auch im Büro nach dem unauffindbaren Franzosen kurbelte. Der Herr Kommissär war wütend und verzweifelte fast. Abermals konnte er nicht ahnen, welch einen segensvollen Einfluß dieser polizeifeindliche Behinderungsvorgang rückwirkend auf die Gestaltung seines eigenen Glückes ausübte — und konnte nicht ahnen, welch eine folgenreiche Herzensfreude er selbst gefördert hatte. Hätte er gewußt, wie viel Liebliches aus dem Franzosenhaß des Küchenpersonals im Palais Siebenreut erblüht war — wer weiß, er hätte vielleicht daraus die Lehre gezogen: man soll anonyme Postkarten schreiben. Sie wirken glückschaffend — wenn auch nicht immer. Eine Gefahr steht hinter allen schönen Dingen des Lebens. Und hinter Hippolyt Forains heimlichen Seligkeiten stand als bedrohliche Katastrophe die Tatsache, daß die zehn zur Ratschlagung versammelten Sattlermeister wegen eines ledernen Pfifferlings mit ausreichender Erbitterung übereinandergerieten, um schon ein Viertel nach elf Uhr als echte Germanen feindselig und unversöhnlich nach allen Windrichtungen auseinanderzustreben. So ist der Deutsche. Ist es noch immer. Nach so viel bösen Erfahrungen! Er läßt es nicht — obwohl er die warnende Fabel von den zusammengebundenen und auseinandergerissenen Stäben schon als Kind in der Volksschule zu hören bekommt. Entsteht dann aus der Dickhäutigkeit der ihm angeborenen

Trommelfelle ein Unglück mit grausamer Kostenrechnung, so sucht der Deutsche ingrimmig die Schuldigen. Er findet sie alle. Alle! Nur nie den Schuldigen in sich selbst. Genau so erging es dem Kommissär Apfelbeck. Als er auch in der Sendlingerstraße nutzlos eine Verständigungsmöglichkeit mit Hippolyt Forain zu erzielen suchte, fand er keinen Fleck auf seinem eigenen Gewissen, fand die Schuld nur auf Seite dieses gottverwünschten Franzosen.

In der winterschimmerigen Straße, die von München nach Sendling führt, vorüber an dem berühmten Friedhof, hinter dessen Mauer einst die Hochlandsbauern in sagenhaft gewordener Treue für ihren Fürsten bluteten, saß Apfelbeck bei andauerndem Schneegestöber am Fenstertisch eines Kaffeehauses, um die Heimkehr des Selig Wysliborski zu erwarten. In der quälenden Unruh, die ihn erfüllte, trommelte er mit den Fingern, trommelte mit den Absätzen. Eben wollte er wieder zum Telephon. Da erschien der Schutzmann Zeber, hatte weißverbrämte Stiefel, winkte mit den Augen und verschwand wieder.

Den dunklen Paletot weiß getüpfelt, etwas Steinernes im blassen, müden Gesicht, betrat Apfelbeck den Laden des Trödlers. Der Alte erhob sich, rückte das Käppl und sagte schmalzig: „Womit kann ich dienen dem Herrn Kommissär?" In seinen Mundwinkeln erschienen wieder die zwei kleinen Schaumbläschen. Ähnlich einer erschrockenen Schnecke, pflegt auch ein angeblasenes Gewissen immer ein bißchen was abzuschleimen. Nun verfinsterte sich auch noch

die bläuliche Schnechelle, die durch das Auslagfenster hereinfiel. Da draußen standen zwei Schutzleute. Obwohl ihr Bild durch den schleierigen Flockenfall gemildert erschien, war am Hals des Selig Wysliborski eine Schlingbewegung der Adamskugel zu erkennen. Apfelbeck dachte: „Der ist gargekocht." Er sagte ruhig: „Wir wollen es kurzmachen." Aus seiner Brieftasche nahm er einen Zettel, legte ihn auf den Ladentisch und hielt ihn mit zwei Fingern wie angenagelt. „Jetzt werden Sie auf dieses Blatt den Namen des Kunden schreiben, der bei Ihnen die andere Schmuckschatulle kaufte. Schreiben Sie den richtigen Namen, so können Sie sich überzeugen, daß der gleiche Name bereits auf der Rückseite des Blattes steht."

Wysliborski setzte sich, drehte unschlüssig den Bleistift, senkte das Kinn auf die Ladenbudelplatte und schnaubte heftig, um die Blattkante in die Höhe zu blasen.

„Ich halte fest, Herr Wysliborski! Sie strengen umsonst Ihren Blasbalg an. Schreiben Sie nur! Sollte Ihnen ein falscher Name einfallen, dann —" Apfelbeck blickte durch das Auslagfenster in den Flockenfall hinaus.

Das tat auch Selig Wysliborski und betrachtete die zwei Schutzmänner. Säuerlich lächelnd versuchte er an den trockenen Lippen die Bleistiftspitze zu netzen und klagte: „Ich hab versprochen, daß ich schweig. En ehrlicher Mensch hält sein Wort e so lang, als er kann. Wenn Se mer aber zwingen mit obrigkeitlicher Gewalt —" Ein tiefer Seufzer, eine ungesungene

Jeremiade über die Schlechtigkeit der Welt. Dann schrieb er. Heiß fuhr dem Kommissär das Blut in die Stirne. Kein Wort. Nur die Trauer seiner Augen verriet: „Es stimmt." Als der Punkt hinter dem Namen stand, zog Apfelbeck die Hand von dem Blatt. In komischer Hast griff Selig Wysliborski zu, drehte das Papier und fand auf der Rückseite den gleichen Namen, den er geschrieben hatte. „Herr Kommissär," sagte er mit scheuem Klang, „Se hoben en Blick wie e galizischer Rebbe!"

„Das wollte ich Ihnen beweisen," antwortete Apfelbeck ruhig, „im übrigen ist diese Sache ohne Belang. Sie sollte Ihnen nur eine Probe dafür sein, daß ich Wahrheit und — na, sagen wir: Irrtum — zu unterscheiden vermag." Er nahm das Blatt, zerriß es in kleine Stücke, die er in die Tasche schob, und holte ein zweites Blatt aus seiner Brieftasche. „So!" Wieder preßte er's mit zwei Fingern auf die Tischplatte. „Und jetzt schreiben Sie hier den Namen des Mannes auf, der die gestohlenen Juwelen versteckt hält."

Selig Wysliborski hatte die Augen eines ängstlichen Kindes. „Ich vorsteh nix, was Se maanen, Herr Kommissär!"

„Ach so? Sie wollen nicht schreiben? Ich kann also das Blatt wieder fortnehmen?"

Erschrocken stammelte der Alte: „Lossen Se es noch liegen e Weil!"

Stumme Sekunden vergingen. Apfelbeck stand unbeweglich und sah immer das Auslagfenster und das

an Weihnachten mahnende Schneegestöber an. Selig Wysliborski machte Bewegungen mit dem Adamsapfel. Die zwei kleinen weißen Punkte in seinen Mundwinkeln vergrößerten sich wie Seifenbläschen, wenn sie Luft bekommen. Ein bißchen ungeduldig zog Apfelbeck mit der freien Hand die Uhr. „Ich habe noch fünf Sekunden Zeit." Neuerdings betrachtete er die Schaufensterscheibe.

Wie niedergedrückt von einer stählernen Faust, beugte sich der Alte über die Ladenbudel. Diesmal versuchte er nicht zu blasen. Er schrieb mit langsamer Zitterhand: „Es hot se der Selig Wysliborski." Gierig drehte er das Blatt. Die Rückseite war leer. Und dem Alten schien übel zu werden.

„Ich danke Ihnen!" Apfelbeck nahm das Blatt. „Aufrichtige Reue ist immer was Schönes und wirkt erlösend. Ich vermute, Sie werden binnen einer halben Stunde bei mir in der Polizeidirektion erscheinen — aus eigenem Antrieb — um die Juwelen zu deponieren. Wir haben ein genaues Verzeichnis. Stimmt die Sache, so darf ich ein schlechtes Gedächtnis bekommen und kann auch diesen Zettel zerreißen, wie den anderen. Einstweilen muß ich ihn aufbewahren." Er legte das Blatt in seine Brieftasche. „Guten Morgen, Herr Wysliborski!" Dieser freundliche Gruß blieb ohne Antwort. Als Apfelbeck hinaustrat in die kühle, erfrischende Schneeluft, hatte er kein fröhliches Gesicht. Er tat einen tiefen Atemzug, preßte die Fäuste auf die Brust, ließ die Schneeflocken auf seinen Wangen zerschmelzen und knirrschte vor sich hin: „Doch we-

nigstens ein Gutes!“ Stumm gab er den beiden Schutzleuten einen Wink, sich zu entfernen. Während er im Schneequatsch des Bürgersteiges rasch hinüberging zur Weinstraße, nahm er aus der Tasche seines Überrockes die kleinen Papierfetzen des zerrissenen Blattes heraus und ließ sie davonflattern, wie der Wind sie ihm aus der Hand wehte. Im Schneegestöber sah man sie kaum.

„Unser Glück!“

Immer flinker wurde sein Schritt. Seiner Stirn und seinen Augen war's anzusehen, wie die Gedanken in ihm wühlten. Die Haltung seines Körpers wurde straffer. Sein Blick verlor die trauernde Müdigkeit, und seine Züge bekamen den Ausdruck einer entschlossenen Strenge.

„Gläubig bleiben!“

Der Gedanke an das Wort der Mutter half ihm über jedes Bedenken hinüber. Alles war gegen ihn. Aber umwerfen wollte er sich nicht lassen — nicht so, wie die Kälber stürzen, wenn sie den Schlächterhieb zwischen die Ohren bekommen. Man läßt sich nicht hinzerren bis zum letzten Schlag, man wehrt sich. Das Sinnlose beginnen? Nein. Aber aufrecht bleiben, seine Würde nicht verlieren, Kraft und Willen bewahren und immer den einen, einzigen Weg festhalten, von dem man ohne Zweifel und Reue sagen kann: das ist der richtige!

Apfelbeck besaß ein Buch, das ihm seit Jahren wertvoll und lieb war: Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer“. An ein Goldwort dieses prophetischen

Dichters, dieses mutigen Deutschen, dachte er jetzt, da es für sein Leben, sein Glück und seine Zukunft um alles ging.

„Sich aufraffen, die letzte Faser dransetzen, und dann wird's wieder besser und recht werden."

Kapitel XXII

egen halb zwölf Uhr, als Selig Wysliborski seine mit zahlreichen Diamanten, Rubinen, Saphiren und Smaragden befleckte Hehlerseele gereinigt hatte, steuerte Apfelbeck in jagendem Tempo dem von Gott versilberten Palais Siebenreut entgegen. Noch immer fielen die Flocken in Menge, doch manchmal schimmerte in der Höhe eine bläuliche Lichtahnung.

Apfelbeck hatte den Wagen verschmäht. Im Gehen denkt man schärfer. Und für einen heißen Schädel ist nichts gesünder, als frischer Schnee. Drum sollte in Deutschland immer Winter sein, es sollte *immer* schneien. Dann würden die Deutschen kühlere Köpfe behalten und weniger Dummheiten machen. So sind sie: Helden nach außen hin, Toren nach innen, stark im Ertragen von glücklichen Tagen, wehleidig und unbesonnen, wenn es schief geht. Du deutscher Herrgott, vielleicht erinnerst du dich gelegentlich deines treuen Volkes? Dann schiebe Wolken zusammen, laß schneien, lieber Herrgott, schneien, schneien, schneien! Wie klärend und aufrichtend eine kalte Abstöberung zu wirken vermag, war deutlich an Max Apfelbeck zu erkennen. Vor einer halben Stunde war er ein Mensch mit zerbrochener Hoffnung, mit zertrümmertem Glück, mit zerschlagener Zukunft, ein Blamierter, ein Besiegter, der schon das Hohnlachen der Schadenfrohen um sich gellen hörte. Beim Wehen der Winter-

luft, unter den kühlen Küssen der fallenden Flocken, hatte er in sich den unzerbrechbaren, neugläubigen Deutschen wiedergefunden, der sich nicht unterkriegen läßt, sich mutig aufrichtet unter schwerstem Druck, aus jeder Not mit Beharrlichkeit eine neue Waffe schmiedet und jeden schmerzenden Gedanken umwertet zu einer wegweisenden Kraft.

Er wußte, jetzt gab es für ihn nur einen einzigen Weg noch: mit dem Kopf durch die Mauer. „Ich muß! Und ich will!" Nicht nur in seinen Gedanken war dieser Wille, auch im Sturm seines Schrittes. Und bei dem Plangewirbel, das in ihm brodelte, bohrte er immer den Blick vor sich hin, ohne die weißverschleierte Umwelt zu würdigen. Sonst hätte er den Vater Stierstorfer gewahren müssen, der durch eine Seitengasse herankam, um die geladene Bombe seiner empörten Bürgerseele aus dem urdeutschen Bruderkampf der Sattlergenossenschaft nach Hause zu tragen. Der Meister schien der germanischen Redeschlacht noch immer nicht völlig entronnen zu sein. Er führte, mit den Fäusten in den Manteltaschen, umtanzt von den lustigen Schneeflocken, ein Selbstgespräch, das zumeist aus dem rhythmischen Wechsel der beiden Worte „Herrgottsakra" und „Himmelbluat, sakerment" bestand. Doch plötzlich schien seine zornwütige Laune sich zu mildern. Er hatte den jungen Mann gewahrt, der dreißig Schritte vor ihm so stürmisch hinsegelte durch den fallenden Schnee. Wohl war Max Apfelbeck für den Sattlermeister Stierstorfer nur von hinten zu sehen, wo ein Mannsbild weder

rasiert ist, noch einen Schnurrbart hat. Aber die Ähnlichkeit war noch immer eine merkliche — auch ohne Siebenreutische Livree mit Lackschuhen und Achselschnüren. „Hippolyt! He! Herr Hippolyt!“ Apfelbeck hörte nicht. „Was hat er denn heut?“ studierte der Meister und legte das Stierstorferische Antlitz nachdenklich auf die Seite. „Jetzt weiß i net, is er's, oder hab i mi verschaut.“ Die deutsche Genossenschaftsstimmung bekam wieder Oberwasser. „Himmelherrgott und Bluatwurst überanand, heut geht mir aber scho alles schiaf! Bal mer jetzt d' Lehrbuaben dahoam a Sauerei hergmacht haben — dö kriegen's aber!“ Er zog die Faust aus der Manteltasche und machte Gelenkübungen. Während er so den weißen Hain des kleinen Gartenhauses betrat, gewahrte ihn vom Fenster der Werkstatt aus ein Lehrbub; der ließ nicht das geringste Zeichen seelischer Bestürzung erkennen; augenscheinlich hatte er keine Sauerei „hergemacht“, sondern erfreute sich eines guten Gewissens. Jene beiden, die ein schlechtes hatten, befanden sich in einer mollig durchwärmten Hinterstube und konnten den Meister Stierstorfer, den sie erst nach zwölf Uhr erwarteten, nicht kommen sehen. Auch die deutschbrüderlich geheizte Vaterseele war ahnungslos; nach den genossenschaftlichen Hahnenkämpfen hoffte sie den stillen Frieden jenes Heims zu finden, das man traulich nennt. Und noch immer beschäftigte das schlechte Gehör des netten Herrn Hippolyt den langsam denkenden Meister. Seinen gewichtigen Sattlerschädel beutelnd, machte er bei der Hausecke nochmal

den Versuch, dem eilfertigen jungen Manne nachzugucken, der heut auf die Stimme der Freundschaft nicht hatte hören wollen.

Von dem vermeintlichen Hippolyt Forain war nichts mehr zu sehen. Max Apfelbeck hatte das Palais Siebenreut bereits betreten und erkundigte sich eben, ob der Baron zu sprechen wäre. Die Erregung, die aus dem Ton dieser Frage redete, schien den Portier mißtrauisch zu machen. Während der gewissenhafte Mann in seiner Loge nach oben telephonierte, schritt Apfelbeck ruhelos auf dem Smyrnateppich des Vestibüls hin und her.

„Der gnädige Herr läßt bitten."

Apfelbeck fragte: „Da ist wohl auch der Kammerdiener Hippolyt zu Hause?"

„Bedaure, nicht dienen zu können." Die Stimme des Portiers bekam die Klangschärfe eines Satirikers. „Der junge Franzose vermeidet das kontrollierbare Portal und pflegt sich über Hintertreppen zu entfernen."

Das war keine verheißungsvolle Auskunft. Aber ob daheim oder nicht, Hippolyt mußte gefunden werden. Der Auftrag, den Apfelbeck dem alias Wicklmeyer am verwichenen Abend gegeben hatte — „Morgen (also heute) Punkt vier Uhr, keine Minute früher, keine Minute später!" — dieser Auftrag war einer Korrektur bedürftig, oder es gab, wie die Dinge seit Bogopolskys gemästeter Heimkehr lagen, eine Katastrophe mit unabsehbaren Folgen.

Droben im Vorzimmer, wo Pieter den Gast emp-

fing, wollte Apfelbeck seiner brennenden Sehnsucht nach dem telephonisch unerreichbaren Hippolyt Ausdruck geben. Da kam Rappeiner in auffälliger Hast über die Treppe heraufgeschossen, als wäre er dringlich zu seinem Herrn berufen worden. Apfelbeck biß sich auf die Lippe. Dann sagte er heiter: „Der Herr Baron wünscht mich wohl ohne Zeugen nicht mehr zu sprechen?"

Rappeiner wurde verlegen, konnte aber mit Berechtigung sagen: „Ein Irrtum, Herr Kommissär! Ich habe dem gnädigen Herrn eine Mitteilung zu überbringen, die soeben eingelaufen ist — geschäftlich."

„Da haben Sie selbstverständlich den Vortritt. Ich kann warten." Apfelbeck wäre gern mit dem alten Pieter allein geblieben.

„Nein, bitte, Sie sehen, der Herr Baron ist ungeduldig."

Die Tür des Zimmers mit den goldenen Sonnenblumen hatte sich geöffnet, und Naan stand auf der Schwelle. Er bot nach einer martervollen Nacht den Anblick eines Menschen, dem die letzten Kräfte der Selbstbeherrschung zu entrinnen drohen. Was ihm die vergangene Schauernacht so fürchterlich gestaltet hatte, war weder die Sorge um die bedrohte Million, noch der Gedanke an das näher rückende Kind gewesen; mit diesen beiden Dingen fühlte sich Naan bereits versöhnt. Aber gegen vier Uhr morgens war Frau Lilli vor seinem Bett erschienen, in gespenstischem Weiß. Nach gebändigter Migräne hatte sie einen wegweisenden Hoffnungsstrahl bei ihrem bewunderten

Sherlock Holmes gesucht. In der vierten Stunde nach Mitternacht brachte sie die fünf durchforschten Bände, in denen jede scharfsinnige Entdeckung eines geheimnisvollen Missetäters durch ein großes Eselsohr angemerkt war, zum Bett des noch unenthaupteten Jochanaans. Ihre Erörterungen waren gruselig und gingen auf die Nerven. Doch was dem entgeistert in seinem Bett sitzenden Freiherrn am quälendsten über die sensible Leber kroch, waren nicht die Geheimnisse des Hundes von Baskerville, nicht die Mysterien der fünf Apfelsinenkerne, nicht das rätselvolle Zeichen der Vier, nicht das getupfte Band und der Bund der Rothaarigen, nicht funkelnde Messerklingen und perspektivisch verkürzte Revolver, nicht rote Blutlachen und strangulierte Hälse — nein — es war der Anblick seiner Gattin, die in weißer Puderbläße die Augendeckel geschlossen hielt und dabei unter allen Anzeichen hochgradiger Schwäche unablässig redete, drei Stunden ununterbrochen, in sanfter Verzweiflung und monotonem Wortgerieſel. Schließlich drückte auch Naan, obwohl er aufrecht saß, die Augen zu. Es half nicht. Immer und immer sah er anstelle der duftigen Spitzenwolke jenes schreckliche, schwarzlinierte Röntgenbild.

Erst kurz vor Anbruch des Morgens hatte sich Frau Lilli unter Hinterlassung der fünf eselsohrigen Bände zur nötigen Ruhe zurückgezogen. Jetzt schlief sie. Und der arme Naan mußte wachen, um leider keinen überseeischen Sherlock Holmes, bedauerlicherweise nur einen Münchener Polizeikommissär zu empfangen. Halb wütend und halb verschüchtert fragte

er auf der Schwelle der Sonnenblumenstube: „Bringen Sie was Neues, mein guter Apfelbeck?“

„Nur eine kleine Erledigung, die bei der gegenwärtigen Sachlage notwendig erscheint.“

„Sachlage?“ wiederholte Naan, eine neue Gemeinheit witternd. „In Gottesnamen, kommen Sie!“

Auch Rappeiner trat in das Zimmer, und Apfelbeck sagte lächelnd: „Wie ich hörte, bringt der Herr Sekretär eine geschäftliche Mitteilung. Meine Angelegenheit ist persönlich. Sie kann zurückstehen.“ Er schien das Zimmer diskret verlassen zu wollen.

In Unruhe stammelte Siebenreut: „Nein, nein, bleiben Sie nur! Und sprechen Sie! Alles andre hat Zeit.“

„Wenn Sie so wünschen, Herr Baron!“ Apfelbecks Augen bekamen einen Blick, in dessen Ernst und Festigkeit etwas Schönes war. „Ich komme, um zu sagen, was gesagt sein muß — auch auf die Gefahr hin, Sie noch mehr gegen mich zu verärgern.“

„Aber mein liebster —“

„Für die Klärung Ihrer Angelegenheit hab ich harte Arbeit geleistet, immer in dem guten Glauben, den Pflichten meiner Stellung zu genügen, immer in der ehrlichen Absicht, Ihnen zu dienen und dabei mir selbst zu nützen.“

„Gewiß, ja, das ist auch völlig berechtigt. Wer arbeitet, will verdienen.“

„So mein' ich es nicht. Auch bin ich überzeugt, daß ich in dieser Sache — trotz aller wunderlichen Dunkelheiten, die ihr anhafteten — rasch zu einem

Erfolg gekommen wäre, wenn ich nicht einen hemmenden Strick auf jedem Weg hätte finden müssen. Sie haben mir — ganz ohne Grund — Ihr Vertrauen entzogen, nicht erst gestern oder vorgestern — ich vermute, schon gleich nach dem ersten Tag meiner Arbeit."

„Aber nein, nein, nein —"

„Doch, Herr Baron! Und mancher Fehlgriff, den ich machte, manches gewagte Mittel, das ich anwenden zu müssen glaubte, war eine Folge der Behinderung, die ich überall zu spüren bekam. So wurde ich auf Seitenwege gedrängt, die mich immer weiter von der Klärung der dunklen Angelegenheit entfernten, mich aber dabei — man möchte fast an eine waltende Vorsehung denken — der Klarstellung einer Sache entgegenführten, die nicht nur wunderlich war für mich. Sie wird auch Ihnen, Herr Baron, noch eine Überraschung bringen, hoffentlich eine solche, an der Sie nach allem Schreck ein freundliches Gesicht zu finden vermögen — ich glaube sogar: zu finden verpflichtet sind."

„Ich verstehe nicht." Naan wurde hoheitsvoll. „Statt neue Rätsel von Ihnen anzuhören, muß ich Sie ersuchen, sich verständlich auszudrücken."

„Ihren Wunsch kann ich nur zur Hälfte erfüllen." Apfelbecks Ruhe blieb unerschüttert. „Ich werde verständlich sein bei allem, was ich Ihnen zu sagen wünsche, doch rätselhaft in allen Dingen, deren vorzeitige Klärung ich in Ihrem eigenen Interesse für schädlich halte."

Der Freiherr antwortete scharf: „Sie scheinen aus

Ärger über den Mißerfolg Ihrer Tätigkeit mit der Absicht gekommen zu sein, mir Unerquicklichkeiten zu sagen? Wie?"

„Das Gegenteil ist der Fall. Meine Tätigkeit führte zu einem Erfolg, der allerdings schwer zu ahnen war. Und noch immer bin ich der Meinung, Ihnen zu nützen."

„Erfolg?" stotterte Naan und wurde zapplig. „So reden Sie doch!"

Apfelbeck lächelte. „Heut kann ich Ihnen prophezeihen, daß Friedrich der Große trotz allem recht behält: es wird besser für Sie kommen, als Sie fürchten." Er wurde wieder ernst. „Sorge hab ich nur noch um mich. Ich bin auf einen Weg getrieben worden, auf dem es kein Zurück mehr gibt, nur noch ein wagemutiges Vorwärts. Das kann unter Umständen übel für mich ausfallen. Die Sache hat eine Wendung genommen, bei der ich meine Stellung, meine dienstliche Ehre und noch andere Dinge bedroht sehe, die mir nicht minder hoch stehen."

„Wendung?" klagte der Freiherr in gereizter Wissensgier. „Nun ja, ich seh es ein: ich hab Ihnen unrecht getan. Aber seien Sie doch deshalb kein solcher Odysseus!" Naan, in der griechischen Mythologie nicht gut beschlagen, wollte vermutlich sagen: Sphinx. „Reden Sie, was ich verstehen kann! Da müssen Sie sehr deutlich werden. Ich fürchte, mein Gehirn hat Schaden gelitten."

„Vielleicht gestatten Sie mir die Anwendung eines halb poetischen, halb merkantilen Bildes? Wenn ein

schönes, mit wertvoller Ladung befrachtetes Schiff hinausfährt ins Ungewisse — das hat was Poetisches, nicht? Nun kommt das Merkantile: dem Besitzer des Schiffes wird schwül bei der Sache. Drum läßt er die Ladung versichern. Eine Gesellschaft macht das. Bei dem großen Risiko gerät sie selber in Sorge und schließt eine Rückversicherung. Und sehen Sie, Herr Baron, um eine solche Rückversicherung abzuschließen — drum bin ich heute bei Ihnen."

Ein kurzes Schweigen. Dann stammelte der Freiherr: „Apfelbeck! Ich verstehe noch immer nicht."

„Die Sache liegt sehr einfach — viel einfacher, als mein hochverehrter Kollege Weishappl, der heut nach einigen Reisehindernissen zu seiner Agnoszierung in Wien eintreffen wird, mit allem Scharfsinn vermuten konnte. Aber wie sich das geklärte Rätsel nun ansieht, werden für mich Entschlüsse nötig, die einer schweren Mißdeutung verfallen können. Gerechtfertigt werden sie nur durch die Tatsache, daß ich nach verläßlicher Erforschung des sogenannten Erpressers nicht das unternehme, was beruflich ratsam wäre, sondern aus menschlichen Erwägungen etwas wesentlich anderes tue, weil ich dieses andere für gut, für recht und für notwendig halte. Das müßte ich unterlassen, wenn ich den Vorwurf zu besorgen hätte, daß ich ein Opfer unzutreffender Schlüsse geworden bin. Drum muß ich voraus beweisen, daß ich richtig gesehen habe — wenn auch etwas spät." Apfelbeck griff in die Brusttasche. „Hier ist ein Brief. Gut versiegelt. Weil er erst geöffnet werden darf in der Stunde, in der die Wahr-

heit nicht mehr zu schaden vermag, weder Ihnen, noch mir. Der Brief enthält eine Karte. Auf dieser Karte, von meiner eigenen Hand geschrieben, steht der Name des Mannes, der den sonderbaren Einfall mit dem an Sie gerichteten Erpresserbrief hatte, sowie der Name der weiblichen Hilfskraft, die das wunderliche Dokument auf die schöne Linzer Papiersorte mit dem weidmännischen Wasserzeichen übertrug. Diese versiegelte Klarstellung übergebe ich Ihnen hiemit, feierlich, vor den Augen des Zeugen, ohne den Sie mit meiner Wenigkeit nicht mehr zu konversieren wünschen." Apfelbeck lächelte auf nette, liebenswürdige Art. „Die Wahrheit, die der versiegelte Brief enthält, ist meine Rückversicherung." Ein Kompliment, so munter wie elegant. „Ich habe die Ehre, Herr Baron!" Er entfernte sich mit beschwingter Lebhaftigkeit. Draußen im Vorzimmer faßte er den alten Kammerdiener an den Klappen des verschnürten Frackes: „Pieter! Freundlicher Ehrenmann! Wo ist denn ums Himmelswillen dieser gottverwünschte Hippolyt?"

Der Alte schmunzelte: „Der genießt augenblicklich eine deutsche Lektion."

„Was? Lektion?" staunte Apfelbeck. „Das ist doch gar nicht möglich!"

„Doch, Herr Kommissär! Mehr als möglich. Hippolyt entwickelt in der Arcisstraße Nummer 7 einen ganz unmäßigen Fleiß. Schon seit acht Uhr morgens. Eben läutet es Zwölfe. Wahrscheinlich hat er ein unregelmäßiges Zeitwort in der Arbeit, das er nach allen Richtungen konjugieren muß —"

„Da will ich aber doch —“ Ohne diese fragmentarische Redewendung zu vollenden, sauste Apfelbeck über die Treppe hinunter.

Im Zimmer mit den goldenen Sonnenblumen war es noch immer still. Die Verblüffung schien sowohl dem Freiherrn wie dem Sekretär die Zunge gelähmt zu haben. Mit steifen Augen betrachtete Naan den versiegelten Brief. „Rappeiner? Was soll man da denken?“

„Ein bißchen sonderbar ist die Sache. Jedoch —“

„Hier steht was!“ unterbrach der Freiherr. „Auf dem Kuvert!“ Er buchstabierte: „Das verschleierte Bild zu Sais, 28 und 29.“ Ratlos hob er die Augen. „Was soll denn das bedeuten?“

„Ich vermute: ein Zitat, von Schiller, aus der berühmten Ballade.“

„Schiller? Es muß doch irgendwo in meiner Bibliothek auch der Schiller stehen? Suchen Sie! Schlagen Sie nach!“

Der Sekretär, der die Bibliothek der Liebhaberausgaben mit dem Siebenreutischen Ex libris in Ordnung zu halten hatte — als Einziger, der sich zuweilen mit ihr beschäftigte — wußte flink Bescheid, fand die Schillersche Ballade, zählte die Zeilen und las:

„Kein Sterblicher
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.“

Das Gesicht des Freiherrn färbte sich, wie der Kehlschmuck eines gereizten Truthahns. „Unerhört! Eine Impertinenz ohnegleichen! Dieser unverschämte Patron scheint Witze mit mir machen zu wollen?“

„Nein, nein, Herr Baron!“ mahnte Rappeiner. „Eher hatte ich den Eindruck, daß sich hinter dieser Sonderbarkeit etwas sehr Ernstes verbirgt.“

„Verbergen? Jawohl! Seine Unfähigkeit will dieser Apfelbeck verstecken. Um seine münchnerische Rhinozerosserei zu kaschieren, gaukelt er uns einen frechen Schwindel vor! Da ist er bei mir an den Falschen gekommen. Jetzt werde ich Klarheit schaffen.“

„Um Gotteswillen, Herr Baron —“

„Punktum!“ Das versiegelte Kuvert war schon aufgerissen. Mit zuckender Hand zerrte Naan die Karte heraus, die es enthielt. Sein Gesicht wurde eine steinerne Miskulanz aus Wut und Mißbehagen. Erst mußte er Atem holen, bevor er entrüstet zu sagen vermochte: „Na also, bitte! Ich hab mir's doch gleich gedacht! Sehen Sie selbst!“

Rappeiner drehte die Karte hin und her. Sie war unbeschrieben, war völlig leer, vorne und hinten.

Der Freiherr hatte geklingelt. „Rasch, Pieter! Das Coupé! Meinen Pelz!“

Als der Kammerdiener verschwunden war, fragte Rappeiner in Sorge: „Was wollen Sie tun, Herr Baron?“

„Ich werde mich beschweren,“ zeterte Naan, „ich fahre zum Polizeipräsidenten. Ich werde ihm sagen, wieviel sie taugt, seine staatserhaltende Kaninchengesellschaft in der Weinstraße! Ich werde ihm sagen —“

„Alles, alles, Herr Baron, ich beschwöre Sie, nur nicht zum Präsidenten fahren! Sein Friedrich der Große kann gefährlich werden. Sie wissen doch von

der Schule her: eine Welt von Feinden hatte er gegen sich, war schon geschlagen, gedemütigt, vom Hohn der Gegner niedergetreten. Er schien verloren, zerbrochen und ausgelöscht für immer! Und plötzlich, nach Schmach und Niederlage, hatte er den genialen Schädel wieder fest und stolz in der Höhe, war Wille und deutscher Stahl, war stärker als je und war der Sieger über alle. Lassen Sie sich warnen durch dieses Beispiel, Herr Baron! Bleiben Sie besonnen, begehen Sie keine Unvorsichtigkeit!"

„Soll ich mir vielleicht eine solche Rasendreherei geduldig gefallen lassen?"

„Die Sache ist unverständlich, gewiß. Aber Apfelbeck sagte, daß er den Erpresser eruierte. Ob diese Karte da leer ist oder nicht — ich bin überzeugt, daß Apfelbeck die Wahrheit sprach, bin überzeugt, daß er nur aus zwingenden Gründen —"

„Rappeiner?" brauste der Freiherr auf. „Sind Sie auch schon verrückt? Dann nehmen Sie eine kalte Dusche! Ich fahre zum Präsidenten."

„Nein, Herr Baron — das erste, was Sie dem Präsidenten sagen müßten, wäre das Geständnis, daß Sie einen Brief erbrachen, den man Ihnen versiegelt anvertraute."

Raan wurde groß. „Ich pflege zu verantworten, was ich zu tun für richtig halte. Keine Widerrede! Ich fahre."

Der Sekretär atmete schwül. „Wenn Sie mit Gewalt eine folgenschwere Unüberlegtheit begehen wollen, in Gottesnamen! Aber vorerst bitte ich zu

lesen, was eben eingelaufen ist." Er reichte dem Freiherrn eine Depesche. Und während Naan zu lesen begann, verwahrte Rappeiner den Apfelbeckischen Rätselbrief mit allen noch auffindbaren Siegelsplittern in seiner Brieftasche.

Aus Naans Augen, als er die Depesche las, leuchtete eine Sonne der Erlösung. „Mensch! Und das übergeben Sie mir erst jetzt?"

„Herr Baron selbst befahlen: alles andere hat Zeit!"

„Also! Also!" Lachend schlug Naan mit dem Handrücken auf das Blatt. „Bin ich ein Menschenkenner? Hab ich es nicht gleich gesagt: Das ist mein Mann! Dieses Lämmchen Apfelbeck erfindet Karnevalsscherze. Der da, dieser prachtvolle, schneidige Wiener, springt zu meiner Rettung aus einem fahrenden Kurierzug! Kommen Sie, Rappeiner! Flink! Alles muß geschehen, wie er es haben will. Hätt ich nur jetzt schon den neuen Doloreswagen! Kommen Sie! Wir lassen vom Klub die wildeste Rennkutsche über die Straße Rosenheim—Traunstein jagen. Ein Rennwagen kommt mit Ketten auch durch den neugefallenen Schnee."

Pieter brachte den Pelz.

Als das Coupé des Freiherrn durch die weiße Arcisstraße hinglitzerte, betrat Max Apfelbeck auf der Suche nach dem Germanisch lernenden Franzosen den Silberhain des Gartenhauses Numero 7. Es hatte zu schneien aufgehört. Blaue Himmelsaugen lachten durch das verziehende Weißgewölk herunter, als hätte der heilige Wettermacher da droben eine chemisch ge-

reinigte bayrische Flagge aufgezogen. Die unschuldsvoll erneute Welt sah friedlich aus. Doch im zweiten Stockwerk des Gartenhauses herrschte ein Spektakel, als wäre in der Werkstätte des Sattlermeisters Stierstorfer samt Nebenräumen eine krasse Familientragödie ausgebrochen. Während Apfelbeck in heißem Verlangen nach einem beschleunigten Wiedersehen mit dem deutschgierigen Hippolyt am Stierstorferischen Tätigkeitsfeld vorüber in den Mansardenstock hinauflief, mußte er sonderbare, von grillendem Mädchengeschrei begleitete Geräusche vernehmen. Sie erinnerten an die Rasseltöne einer großen Karfreitagsklapper. Wie sehr diese Klänge auch von einer Art waren, daß sie Neugier wecken mußten — Max Apfelbeck hatte in diesen aufregungsvollen Sekunden unempfindliche Trommelfelle, die sich durch Stierstorferische Hausmusik nicht reizen ließen. Atemlos hielt er vor der Wohnungstür des Majors und klingelte so lange, bis ihm geöffnet wurde. Vor ihm stand ein weißbeschürzter Küchendragoner, der tatsächlich jedem Verdacht, französische Sehnsüchte erwecken zu können, weit entrückt war. Nach Atem ringend, stammelte Apfelbeck: „Ist denn das Hannerl jetzt zu Hause, um Stunden zu geben?“

Die schnurrbärtige Pfannenfee riß verwundert die Augen auf. „Jetzt woaß i net, hab i falsch verstanden — es wär ja kein Wunder — da drunten, die Stierstorferischen, machen an Spittakel, als taaten s' Matratzen klopfen wie im Fruhjahr!“

„Ob Fräulein von Scherming daheim ist?“ korrigierte Apfelbeck erschrocken.

„Na! Dö is net daheim. Dös wissen S' doch, Herr Oberleutnant —"

Apfelbeck verlor jeden Rest von Ruhe und schrie: „Da kann doch auch dieser gottverfluchte Franzose nicht hier sein?"

„Der junge Herr Hippolyt? Na! Den hab i scho nimmer gsehgn, weiß Gott wie lang!"

In diesem Augenblick, als drunten die sattlerische Familiensymphonie zu einem Crescendo furioso emporstieg, fanden zwei Menschen den gleichen Verzweiflungslaut. „Das ist doch, um irrsinnig zu werden!" knirschte Max Apfelbeck. Und die gleichen sieben Worte stöhnte Major von Scherming, der aus seinem Zimmer herausgeschossen kam und Hut und Mantel vom Kleiderrechen zerrte. Er fügte noch bei: „Das halten meine Ohren nicht mehr aus! Das ist heut noch ärger als damals die verrückte Klopferei —" Erst jetzt, schon mit dem flachkrempigen Zylinder auf dem Kopf, gewahrte der Major den Gast. „Herr Oberleutnant! Gott sei gepriesen, daß Sie kommen! Wie ein Retter in der höchsten Not! Bitte, bitte, erlösen Sie mich von dieser Hölle da drunten! Das ist mehr als polizeiwidrig —" Diesen Klageschrei unterbrach ein heftig andauerndes Klingelzeichen des Telephons. Der Major vermutete: „Das Hannerl!" Er lief zum Apparat. „Herr Oberleutnant, schnell, man frägt nach Ihnen, die Polizei, sehr dringend —" Apfelbeck, von bösen Ahnungen durchfunkelt, machte hurtige Sprünge und stammelte in den Schallbecher: „Ich, jawohl! Was ist denn los?" Nach kurzem Lauschen ein paar

Worte in Zorn und Bestürzung. „Von Zeber? Aus Salzburg? Ach, du heiliger —“ Dann blieb er stumm. Was er hören mußte, schien eine Botschaft von so übler Art zu sein, daß der Major erschrocken fragte: „Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“

Ein Zähneknirschen. „Der Teufel ist wieder los!“

Noch ehe Herr von Scherming um eine Erläuterung dieses diabolischen Vorganges ersuchen konnte, hatte Apfelbeck ein paar Worte ins Telephon geschrien, vergaß Gruß und Abschied, puffte die neugierige Pfannenfee aus seinem Weg und rannte wie ein Verrückter davon. Der Major und die Köchin sahen einander sprachlos an. Dieser stumme Gedankenaustausch von Auge zu Auge vollzog sich unter beklommenem Schweigen der Umwelt. Apfelbecks Rappelsprünge auf der Stiege waren schon erloschen, und aus der Stierstorferischen Tiefe ließ sich nicht der leiseste Laut mehr vernehmen. Hatte zwischen den sattlerischen Wänden eine Familienfehde getobt, so war anzunehmen, daß die feindlichen Parteien in dieser Minute den Frieden ratifizierten.

Als Herr von Scherming, andauernd den Kopf schüttelnd, zum Fenster trat, um dem Entschwundenen nachzublicken, sah er einen, der es *sehr* eilig hatte, durch den schönen, sonnig erglänzenden Schnee des Vorgartens gegen die Straße springen. Das war aber nicht Max Apfelbeck. Der war noch *viel* flinker gewesen. Es war sein livrierter Doppelgänger Hippolyt Forain, deutsch gesagt: Herr Kaspar Wicklmeyer. Das Bild, das der Lakai bei seinen langen Sprüngen durch

den Schnee gewährte, war alles andere, nur nicht herrschaftlich. Der Ärmste sah schrecklich aus. Die Vermutung des Küchendragoners, daß man bei den Stierstorferischen wie im Frühjahr Matratzen klopfe, bekam was Zutreffendes. Hippolyts stahlblauer Lakaienfrack war, besonders auf der Schattenseite, kreuz und quer von Linien durchzogen, die an ein spanisches Röhrl oder an einen nicht flanellweichen Lederriemen gemahnten. Seine Achselschnüre waren niedergerissen und vom Ellenbogen hing ihm, den Hemdärmel entblößend, ein langer Schlitzfetzen herunter wie ein melancholisch wehendes Trauerfähnchen. Im heiß echauffierten Antlitz hatte Hippolyt blaue Flecken, und in der Gegend seines zierlichen Schnurrbärtchens sah man noch dezente Farbspuren, die an gestilltes Nasenbluten oder an so was Ähnliches denken ließen. Zu diesem beschädigten Menschenbilde hätte harmonisch eine aschengraue Seelenstimmung gepaßt. Eine solche war an Kaspar Wicklmeyer nicht zu erkennen. Im Gegenteil. Sein in den Farben der französischen Trikolore gesprenkeltes Antlitz zeigte unverkennbar den Ausdruck einer hochgradigen Befriedigung, die um so fröhlicher wurde, je mehr den Eilfertigen seine hurtigen Schneesprünge aus der Stierstorferischen Gegend entfernten.

Als Hippolyt dank der Hintertreppe, die er seit einiger Zeit im Palais zu frequentieren liebte, unangefochten sein Lakaienstübchen erreichte, betrachtete er sich lachend im Spiegel und exekutierte zur Äußerung seiner Seelenfreude ein Art von europäisch ge-

mildertem Indianertanz. Er glich einem begnadeten Menschenkinde, das über die Nachricht vom Gewinn des großen Loses in begreiflichem Grad aus dem Häuschen geriet.

Seine Rückwandlung in einen Lakai von herrschaftlicher Tadellosigkeit wurde begünstigt durch den Umstand, daß Freiherr von Siebenreut zum Dejeuner nicht heimkam ins Palais, sondern melden ließ: er wäre durch dringende Geschäfte aufgehalten und frühstücke zusammen mit Gustl Dollmann im Klub. So willkommen diese Botschaft für Hippolyt erschien, sie weckte in seiner freudenreichen Stimmung doch auch den Keim eines polizeilichen Bedenkens. Wenn der Freiherr wieder einmal den ganzen Nachmittag hinter dem Spieltisch sitzen blieb? Wie sollte in diesem Fall der Geheimbefehl erfüllt werden, den Apfelbeck am verwichenen Abend verschärft hatte durch die Lispelworte: „Punkt vier Uhr! Keine Minute früher, keine Minute später! Oder alles geht schief."

Zur Behebung dieser Sorge begann Hippolyt, sobald er wieder à quatre épingles war, ebenso andauernd und ergebnislos um den unauffindbaren Herrn Kommissär zu telephonieren, wie Max Apfelbeck den ganzen Vormittag umsonst geklingelt hatte nach diesem gottverfluchten Hippolyt Forain.

Kapitel XXIII

Die Sorge des alias Wicklmeyer drohte sich zu erfüllen. Es wurde Drei, es wurde halb Vier, und noch immer saß Freiherr von Siebenreut im Klub bei seinem Mokkapoker. Er hatte ein Rennauto mit 120 HP und kettenumwickelten Reifen glücklich durch den jungen Schnee in der Richtung Rosenheim—Traunstein absausen lassen, um den schneidigen Wiener, der am Morgen bei Salzburg aus dem Kurierzug gesprungen und seiner Münchner Agnoszierungseskorte entronnen war, so flink wie möglich zurückzuholen in den Tempel des neugestärkten Siebenreutischen Vertrauens. Rappeiner hatte ein zweites Auto als Relais zum Weichbild der Stadt geschickt und für telephonische Verständigungsmöglichkeiten gesorgt, so daß Weishappl nötige Mitteilungen auch während der Fahrt empfangen und geben konnte. Dann hatte Naan unter Erlösungsgefühlen opulent im Klub gefrühstückt, flüssiger als kompakt, gleichsam zur vorgenießenden Siegesfeier. Dazu war er von einem Glück begünstigt, wie er es am Spieltisch selten erlebte. Sonst immer das Hühnchen, das sich rupfen ließ, rupfte er heut seine drei Partner, am gröbsten seinen lieben Gustl Dollmann, den das Pech ein bißchen nervös zu machen schien, ganz gegen seine Gewohnheit. Dollmann war kein Freund des Zeitvertreibes mit den Karten, spielte zumeist nur aus Gefälligkeit für Naan, ertrug jeden

Verlust mit Seelenruhe und schien nur einen hohen Gewinn als unerquicklich zu empfinden. Heut war es umgekehrt. Immer unruhiger wurde er. Das sah manchmal aus, als hinge sein Mißvergnügen nicht mit dem Verlust zusammen, sondern mit anderen Dingen, die ihn zerstreut machten. Hatte er geschäftliche Verdrießlichkeiten? Mehrmals verließ er den Spieltisch, um zu telephonieren.

Naans gute Laune gestaltete sich immer übermütiger. Die verschluckte Sektmenge hatte ihm die qualmüde Seele angenehm durchwärmt. Etwas abergläubisch nahm er das seltene Spielglück als gutes Omen wider alle „Gaunerschweinerei", und der Trostgedanke, daß sein mutiger Wiener Schutzengel in jeder Minute näherrückte mit 120 Pferdekräften, erlöste seine Erinnerung an Apfelbecks versiegelten Briefschwindel von jedem letzten Ärger. In dem Bedürfnis, alle aufatmende Heiterkeit aus sich herauszupulvern, begann er, den „armen Gustl" in wachsender Munterkeit zu frozzeln. Das ließ sich Dollmann mit Geduld gefallen, kam sogar in bessere Laune und lachte um so williger mit, je mehr sich auch die zwei anderen Spielpartner über ihn zu amüsieren schienen. In den Scherzworten, die zwischen den Dreien hin- und herflogen, schien ein verschleiertes Einverständnis zu liegen, das seine geheimen Schlagworte hatte. Dem Freiherrn von Siebenreut fiel das nicht auf; er bemerkte nur, daß Dollmann immer häufiger die Uhr aus der Westentasche zog, und da sagte er mit lachendem Spott: „Laß stecken, Gustlchen! Es hilft dir nichts. Heut

mußt du aushalten. Wenn ich der guten Lilli erzähle, wie gründlich ich dich rasierte, wird sie es als Revanche für das Mißvergnügen betrachten, das ihr deine sonderbaren literarischen Rekommandationen verursachten."

Die zwei anderen Spielpartner lachten etwas auffällig, und einer fragte: „Haben Sie der Baronin einen aufregenden Detektivroman empfohlen?"

„Nein." Dollmanns Brauen zogen sich zusammen. „Ich empfahl ihr eines der wertvollsten unter allen deutschen Büchern."

„Na höre, Gustl —" kicherte Siebenreut, der die Karten teilte.

„Lies es, Naan! Immer wieder! So lange, bis es dir gefällt! Dann wirst auch du vielleicht noch einer von den Deutschen werden, wie unsere Zukunft sie nötig hat."

Naan scherzte: „Die schwimmt doch schön auf dem Wasser."

„Mit der Tiefe unter den Sohlen. Da muß man tragende Kräfte haben. Oder man sinkt."

Siebenreut, der politische Gespräche nicht liebte, wies auf die Karten: „Nimmst du?" Dollmann nickte, und gleich darauf machte er einen unbegreiflichen Spielfehler, für den er ausgiebig blechen mußte. Naan strich den hohen Gewinn ein und schmollte: „Gustl, heut bist du zerstreut über alles Maß! So gewinnen zu müssen, ist kein Vergnügen mehr." Er blinzelte über den Tisch hinüber: „Was macht dich nur so verdreht? Hast du vielleicht auch Valutasorgen?"

„Wenn du englische meinst, dann kannst du recht haben. Vielleicht sind die meinen ernster, als es die deinen waren —"

Naan schien diese Anspielung ungern vernommen zu haben. „Immer wieder dein alter Kassandrablick über den Kanal! Soll kommen, was mag — deine geliebten und verhimmelten Preußen, deine unbeugsamen ‚Pflichtriesen', werden uns deutsche Mitläufer schon herausbeißen." Naan lachte. „Oder meinst du nicht?"

„Das hoffe ich. Ja! Noch immer!" Dollmanns Stimme bekam einen Klang, den sie sonst nicht hatte. „Ich hoffe das so lange, als sie das deutschbrüderliche Hinüberraunzen über den Main von uns nicht lernen. Und eines, lieber Naan, weiß ich mit Sicherheit —"

„Oh!" spottete Siebenreut. „Da bin ich neugierig."

„Wenn wir im Süden einmal gründlich versagen sollten, werden es schließlich doch nur diese ‚Preißen' sein, die uns wieder herauslöffeln müssen aus der üblen Suppe, in die wir uns mit Phlegma und Biergeduld hineinbrockten."

Naan legte den Kopf zurück, als wären ihm diese Worte empfindlich gegen die weißblaue Seele gegangen. Das Gespräch zwischen den beiden Freunden drohte eine unerquickliche Wendung zu nehmen. Glücklicherweise kam ein ablenkender Zwischenfall. Der Klublakai trat an den Tisch heran und sagte: „Herr von Dollmann werden zum Telephon gebeten." Erregt stand Dollmann auf. Schon wollte er sich ent-

fernen. Da streckte er dem Freiherrn die Hand hin und sagte herzlich: „Komm, Naan, schlag ein! Wir beide wollen uns nicht zanken. Friede! Wer weiß, wie es morgen aussieht?“ Rasch ging er davon und verschwand in dem anstoßenden Salon.

Am Spieltisch blieb's noch einige Sekunden still. Dann sagte Siebenreut mit versöhnlicher Größe: „Komisch, dieser Gustl! Ein so famoser, prächtiger, wertvoller Mensch! Und heute redet er in den Tag hinein, daß man sich fragen muß, wie das erklärbar ist?“ Weil dem Freiherrn von Siebenreut auch die zwei anderen das nicht erklären wollten, herrschte wieder Schweigen am Tisch. Da streckte Dollmann den Kopf aus der Salontür: „Naan, bitte, komm doch einen Augenblick!“

Siebenreut hatte mißtrauische Augen, als er den Salon betrat. „Was ist denn?“

Halb ernst, halb erheitert, mit vertraulich gedämpfter Stimme antwortete Dollmann: „Eine sonderbare Sache! Ich kann sie nur deuten, wenn ich annehme, daß deine Lilli wieder einmal bedenklich leidet unter der ungesunden Hypnose eines überseeischen Detektivromans.“

Naan entfärbte sich. „Wieso?“

„Lilli, mehr als aufgeregt, hat mich soeben angerufen, ob ich nicht wüßte, was heute mit dir geschehen wäre.“

„Heut? Mit mir? Was soll denn geschehen sein?“

„Mir ist das auch ein bißchen dunkel. So gut gelaunt, wie heute, warst du schon lange nicht. Aber

Lilli sagt: jetzt eben, da sie heimgekommen wäre, hätte Pieter ihr in großer Sorge eine Mitteilung gemacht."

„Mitteilung?" lallte Naan. „Was für eine?"

„Du wärst vor wenigen Minuten nach Hause gekommen —"

Naan bekam irrende Augen. „Ich?"

„Du, ja, rätselhaft verändert und merklich gealtert. Gegen deine Gewohnheit hättest du mit Pieter kein Wort gesprochen, hättest dich ein paar Sekunden in dein Zimmer eingeschlossen und wärst dann wieder fortgegangen, sehr hastig, noch älter, geradezu gebeugt, mit einem Taschentuch vor den Augen, als hättest du Tränen zu verbergen oder —" Dollmann lachte, „oder als hättest du einen Katarrh à la ‚Auch Einer' bekommen."

Siebenreut stöhnte wie ein Leidender: „Herrgott, Mensch, das ist doch Unsinn! Ich habe doch Poker mit euch gespielt."

„Das weiß ich, liebster Naan —"

„Hast du es meiner Frau gesagt?"

„Gott bewahre! Ich wollte dir — alle möglichen Fälle angenommen — keine Ungelegenheiten bereiten."

Der Freiherr hatte was Glitzerndes auf der kalkigen Stirne und war sprachlos.

Dollmann legte ihm die Hand auf die Schulter. „Bleibe besonnen, lieber Naan! Im kriminalistisch umnebelten Köpfl deiner Lilli geistert wieder ein Dutzend grauslicher Verbrechergeschichten. Was anderes kann es nicht sein."

Ein grelles Auflachen. „So? Meinst du?"

„Seit dem Frühjahr — das weißt du — hab ich mir alle Mühe gegeben, den nicht ungefährlichen Lesegeschmack deiner Frau ein bißchen zu korrigieren. Wie vergeblich meine gutgemeinte Mühe war, beweist sie mir heute —"

„Korrigieren?" stammelte der Freiherr unter qualvoller Gehirnplage.

„Aber Naan! Erinnere dich an unser Gespräch in deinem Jagdhaus, damals im März zur Schnepfenzeit —"

„Laß mich! Nein! Ich erinnere mich an nichts. Ich weiß nur, daß ich nach Hause muß. Augenblicklich. Entschuldige mich bei den beiden Herrn! Laß irgendeinen meine Spielpartie übernehmen! Er soll alles verlieren, was ich gewonnen habe! Mir graut vor diesem rätselhaften Glück. Gleich, wie es anfing, war es mir unheimlich. Heute muß ich klüger sein als jene, die Glück haben. Adieu!" Der Freiherr sauste in den Korridor und schrie nach seinem Pelz.

Lachend kam Dollmann aus dem Salon. „Aber Naan, ich bitte dich —"

„Adieu!" Hinter dem Freiherrn fiel die Glastür des Treppenhauses zu. Erst auf der Stiege schlüpfte er völlig in seinen Pelz. Vor dem Klubhaus fand er sein wartendes Coupé. „Heim, Josef! So schnell die Gäule laufen können! Schreit ein Polizist dich an, so fahre das Schwein über den Haufen. Vorwärts!"

In Momenten hochgradiger Erregung verliert man den Blick für wesentliche Dinge. Für kleine und

nebensächliche behält man ihn. So machte Naan beim Einsteigen die zwecklose Wahrnehmung, daß Dollmanns Kutscher auf einem geschlossenen Landauer saß, nicht auf dem üblichen Stadtcoupé seines Herrn. Diese Beobachtung war, als die freiherrlichen Pferde durch den Schnee davonjagten, in Naan schon wieder erloschen. Immer der Gedanke an diesen mysteriösen Doppelgänger in seinem Palais. An etwas Geisterhaftes zu glauben, an eine zweitgesichtliche Todesmahnung, an eine Materialisation der abgeschiedenen Seele seines einzigen Ahnen — nein, so dumm war der Freiherr von Siebenreut wahrhaftig nicht. Er suchte natürliche Erklärungen. Die erste, die ihm einfiel, lautete: „Apfelbeck!" Naan sah eine gleitende Fülle von wechselnden Gestalten; Apfelbeck als Hippolyt, Apfelbeck als klassischer Philologe, Apfelbeck als Pseudogauner in der Siebenbrunngasse, Apfelbeck als Wildschweintreiber, Apfelbeck als elektrischer Laboratoriumsdiener — und jetzt diese letzte, ehrfurchtswidrige Maskerade: Apfelbeck als Freiherr von Siebenreut, mit dem Taschentuch vor der katarrhalischen Nase! Nein — mit Tränen in den Augen — als wär's eine Prophezeiung von Dingen, über die man weinen muß. Vor Naans beklommener Seele tauchte ein imposanter Leichenzug auf; alle seine Freunde sah er mit entblößten Köpfen gehen; die acht Pferde, die den versilberten Glaswagen samt entsetzlichem Inhalt zogen, hatten weiße Straußenfedern auf den Köpfen, wie bei der letzten Spazierfahrt eines Königs, und hatten lange, schwarze, im Schnee schleifende Schabracken, die

anstelle des Siebenreutischen Wappens bestickt waren mit dem Wickelkind von Donatello, mit sechs fetten Nullen hinter der mageren Eins und mit der Knochenziffer 7.

Naan fühlte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren brach, obwohl es ihm kalt durch die Glieder rieselte. Er preßte die Hand über die Augen, und ein Trostschimmer vernünftigen Besinnens erwachte in seinem zerwirbelten Gemüt. Apfelbeck? Dieser nette, freundliche, ein bißchen wunderliche, doch rasend dienstwillige Mensch? Der konnte unmöglich sich verkleidet haben als schreckzeugender Doppelgänger seines Schutzbefohlenen! Doch wenn es nicht Apfelbeck war? Wer dann? Herr Weishappl ist, der Himmel mag wissen wo! In Rosenheim? Vielleicht schon in Trudering? Vielleicht schon beim Weichbild der Stadt? Aber immer noch nicht da, nicht in hilfreicher Nähe! Sonst hätte Rappeiner das gemeldet! Sofort! Bei dieser Sachlage blieb für Naans bescheidenen Menschenverstand nur die einzige Lösung übrig: der Doppelgänger in der Arcisstraße war der Gauner! „Und ich bin geliefert, wenn ich nicht pünktlich bleche! Noch heut! Und morgen hab ich unfehlbar den rachitischen Bams an meiner verzweifelten Vaterbrust!"

Was tun? Nach Apfelbeck telephonieren? „Den hab ich doch immer für einen Menschen von fabelhafter Geschicklichkeit gehalten! Und Rappeiner hat mir den prächtigen Kameraden verärgert und beleidigt. Der kommt nicht mehr — bevor er nicht den bereits eruierten Gauner beim Kragen hat! Und der andre

mit seiner Wiener Gemütlichkeit, mit seinem Mangel an Energie, mit seiner Unzuverlässigkeit! Der läßt sich eine Woche lang in der Welt herumkutschieren, bis er auf den naheliegenden Einfall kommt, aus dem fahrenden Schnellzug herauszuspringen. Einen Tag zu spät! Ich an seiner Stelle hätte das gleich bei der ersten Fahrt gemacht." Aber gab es nicht Wunder im Leben? Hat die richtige, eiserne Entschlossenheit eines vom Untergang Bedrohten nicht hundert Mittel, um jedes klagende „Zu spät!" in ein frohes Erlösungslachen zu verwandeln? Ja, ja, ja! Dieser brave, flinkbewegliche Wiener kann noch immer rechtzeitig eintreffen! „Ach, wäre das einer von diesen unbeugsamen, pflichtgetreuen Preußen! Der ließe sich nicht unterkriegen, nicht von einer ganzen Welt von Gaunern! Der käme, um mich verlorenen Münchner zu retten! Das würde der Gustl Dollmann beschwören mit sieben gläubigen Eiden!" Aber floß eine heilige Welle deutschen Bruderblutes nicht auch in dem verfrachteten Wiener? Obwohl er sich bei der Ankunft in München eingeschrieben hatte als Wenzel Prohaska! Doch dieser Name, der bedenklich leitomischelte, sollte nur hilfreiche Maske sein! Die ehrliche deutsche Wahrheit an dem tapferen Schnellzugsflüchtling war ohne tschechischen Beigeschmack. Weishappl! Weishappl! Existiert ein Name, der germanischer klingt? Wie weit auch Wien von Berlin entlegen ist — es gibt doch in der Welt ein brüderliches Zusammenrücken. Und Verheißungen gibt es, uralte Verheißungen, die sich endlich, endlich einmal erfüllen müssen! „Bis ich heimkomme, ist

er da! Mein deutscher Bruder! Mein Preuße gewordener Wiener, mein Friedrich der Große!"

Dampfend hielten die Pferde unter dem Torbogen des Palais, und Josef schmunzelte mit Stolz vom Bock herunter: „Sieben Schutzleut haben mi aufgschrieben wegen Schnellfahren."

Der Freiherr stürmte mit wehendem Pelz in das Vestibül, wo der Portier erschrocken aus seiner Loge herauszappelte. „Ist jemand gekommen?" keuchte Naan.

„Nein, gnädiger Herr!"

„Aber hoffentlich ist doch Rappeiner schon zurück?"

„Nein, Herr Baron! Sssssoll ich vvvielleicht —" Der Portier in seiner Bestürzung fing zu stottern an. „Wwwas haben der gnädige Herr vvvergessen?"

Naans Augen bekamen etwas schneckenhaft nach vorwärts Drängendes. „Ver — vergessen?"

Der Portier schien ratlos zu werden. „Ich meine, weil der Herr Baron doch eben erst fffffortgegangen sind."

„So? Das haben auch Sie bemerkt?"

„Gewiß, Herr Baron!"

„Und — Sie sagen — vergessen? Allerdings! Ich habe was vergessen!" In einem Jähzorn von kindhafter Hilflosigkeit griff Naan in die Luft und kreischte: „Bei meinem guten, treuherzigen Menschenglauben vergaß ich einen Augenblick, daß diese Welt von heut ein niederträchtiger Saustall ist!" Er hatte Tränen in den Augen, ohne daß er, wie sein geheimnisvoller Doppelgänger, ein Taschentuch vor die Nase

drückte. Jeden Versuch zur Verhüllung seines Kummers unterlassend, hastete Naan über die lind beläuferte Stiege hinauf. Als er am Speisezimmer vorüberkam, verkündete eben die englische Kastenuhr mit ihrem melodiösen Schlagwerk die vierte Nachmittagsstunde. Dicht vor der Tür seines Sonnenblumenstudios platzte Naan mit dem gut ausgeklopften, gründlich renovierten Franzosen zusammen. „Pieter?“ brüllte der Freiherr. „Wo ist mein Pieter?“

„Herr Pieter ist vor einigen Minuten dem gnädigen Herrn auf Befehl der Frau Baronin nachgelaufen!“ antwortete Hippolyt, der heftig erschrocken war und flink etwas Schweres und Viereckiges verstecken mußte, bevor er seinen zitternden Herrn herausschälen konnte aus der molligen, vom Siebenreutischen Angstschweiß angefeuchteten Pelzhülle.

Naan betrat sein Studio. Trotz der späten Nachmittagsstunde war es noch reichlich hell. Dennoch hielt es der Freiherr für nötig, alle elektrischen Lampen aufzudrehen. Strahlender Schein und Schimmer.

Mitten auf dem Schreibtisch, wie eine festlich beleuchtete Christkindlgabe, glänzte eine niedliche Biedermeierkassette, deren ornamental durchbrochene Stahlwände unterlegt waren mit kardinalrotem Samt. Der Deckel stand erwartungsvoll geöffnet, die Schatullentiefe war leer, und der entzückend gearbeitete Schlüssel, bereit zum Umdrehen, stak im Schloß.

Mit klaffendem Mund, mit gespreizten Augen im mauerblassen Gesicht, blieb Naan wie versteinert neben der Türschwelle stehen. In seinen vereisten Gehirn-

windungen war nur so viel Blutwärme noch übrig, daß sie ausreichte zur Bildung des Gedankens: „Apfelbeck! — Der hat mir alles vorausgesagt! Aufs Haar! Der wäre mein Friedrich der Größere gewesen.“ Im Verlaufe dieses Gedankengusses machte Naan eine mechanische Handbewegung. Er zog die Uhr. „Eine Minute nach Vier. Jetzt hab ich noch neunzehn Minuten Zeit.“ Flink, wie ein russischer Hoftänzer, drehte er sich auf dem Absatz und eilte fluchtartig durch den Korridor. Als er um die Ecke bog, schlüpfte Hippolyt in das strahlend erleuchtete Studio und hob aus dem Schatten seines Glockenfracks eine reizende Biedermeierschatulle heraus, deren Stahlwände ornamental durchbrochen und mit kardinalrotem Samt unterfüttert waren. Im Schlosse stak der zierlich filigranierte Schlüssel. Flink wollte Hippolyt diese Apfelbeckische Glücksgabe auf den Schreibtisch hinstellen. Er prallte entsetzt zurück, als er die bereits vorhandene Doppelgängerin aus der Biedermeierzeit gewahrte. „Kreizteifelundkruzineser,“ stammelte der frikassierte Franzose, „was tu i denn da?“ Fast ebenso flink wie der Freiherr, drehte er sich, rannte davon, nahm seine stählerne Gabe wieder mit und verschwand unter den Symptomen hochgradiger Geistesverwirrung in der Telephonzelle. Hinter der Polstertür klang sein keuchender Anruf: „Polizeidirektion! Polizeidirektion!“

Das ereignete sich ungefähr im gleichen Augenblick, in welchem Naan, gelockert an allen Schrauben der menschlichen Maschinerie, den Salon seiner schwer irritierten, heftig leidenden, mit einer kriminalistischen

Hinterkopfmigräne behafteten Gemahlin betrat. In dem zartgemilderten Schneelicht, das durch die hohen Fenster hereinflimmerte, ruhte Frau Lilli, geborene von Eibensporn, mager und länglich auf dem belgischen Diwan, ähnlich einer modisch aufgebahrten Jungfrauenleiche. Ihr Unterscheitel mit der tadellosen Bernsteinfrisur war eingeschmiegt in eine elektrisch geheizte Silbermuschel. Auf einem Taburett, leicht für die Hand erreichbar, lagen fünf schöngebundene Bücher englischer Herkunft, alle mit Merkzeichen und zahlreichen Eselsohren versehen. Während die Leidende ihre weißgepuderten Augendeckel bis auf einen unerkennbaren Spalt geschlossen hielt, bewegte sie grüßend zwei Finger und lispelte schwach: „Gott sei gepriesen, da bist du ja! Hat der gute Pieter dich noch eingeholt? Aber bitte, Naan — sprich leise!"

Das tat er. Kaum hörbar war seine Stimme, als er sich mit tragischem Schauer über den belgischen Diwan hinbeugte und hinunterflüsterte gegen den weißen Fleck, der das Gesicht seiner Gattin war. „Mein Lillichen! Du armer Vogel! Ich muß dir ohne Schonung etwas Entsetzliches mitteilen."

„Leiser, bitte!"

Die Stimme des Freiherrn wurde rauh. „Der da gekommen ist — vor einer Viertelstunde — in meiner Gestalt und Maske — ich bin das nicht gewesen. Es war der Gauner. Und drüben auf meinem Schreibtisch thront die eiserne Schachtel für — für seine Million." Er zog die Uhr. „Jetzt hab ich noch siebzehn Minuten Zeit."

Frau Lilli hatte sich rasch erhoben, wie genesen durch ein Wunder. Trotz aller Fortschritte der medizinischen Wissenschaft scheint es den Ärzten noch nicht bekannt zu sein, daß alle Migränen vornehmer Damen sich im Handumdrehen heilen lassen durch einen sinnverwirrenden Schreck — sei es eine Todesmahnung, eine schwere Schädigung der materiellen Existenz, eine von allen staatserhaltenden Organen ungeahnte Revolution, oder sei es auch nur ein Butterfleck auf einem neuen Pariser Modell.

Sobald Frau Lilli den Zustand sprachloser Entgeisterung überwinden konnte, sagte sie mit großer Entschiedenheit: „Naan! Hier bleibt dir nichts anderes übrig, als daß du zahlst. Dann werde ich endlich, endlich wieder Ruhe haben!"

Diese Subjektivierung der üblen Sachlage schien den Freiherrn aufs Tiefste zu kränken. „Ach, wie zartfühlend! Warum sagst du nicht gleich: wenn eins von uns beiden umgebracht wird, dann übersiedelst du nach Berlin oder Buxtehude! Na also, gut! Ich zahle. Noch heut. Damit du morgen deine Ruhe wieder hast. Und morgen wirst du den mit Sicherheit nachfolgenden Bams an deine zarte Mutterbrust legen! Ja? Dann werde ich wieder ruhig schlafen können."

„Naan?" trauerte Frau Lilli über diese Entgleisung des guten Geschmackes. „Ich besorge, daß du reif bist für ein Sanatorium."

„Im Gegenteil! Ich gedenke mich erst jetzt meines Daseins ungestört zu erfreuen. Der Gauner garantiert

mir nach Lieferung des Kindes ein langes und gesundes Leben." Naan sah auf die Uhr. „Noch fünfzehn Minuten. Da bleibt mir zu Umschweifen keine Zeit mehr. Um dich über alles Tatsächliche rasch ins klare zu bringen: drunten im alten Fremdenzimmer ist die Kinderstube bereits fertig eingerichtet. Nichts fehlt. Du wirst dich überzeugen können, daß ich wenigstens hier zu deiner Zufriedenheit arbeitete."

„Ich muß dich bitten, mit so üblen Scherzen ein Ende zu machen!" Die Baronin legte vornehm den Kopf zurück. Ihr Orgänchen bebte unter verhaltener Tragik. „Mit aller Bestimmtheit erkläre ich dir: dieses Kind wird die Schwelle meines Hauses nie und nimmer überschreiten."

„Daß es schreiten soll, verlang ich nicht." Naan begann die Geduld zu verlieren. „Vermutlich kann der Bams noch gar nicht laufen. Man wird ihn herein tragen!"

Frau Lilli blieb ruhig. „Daß du in solcher Stunde noch scherzen kannst, enthüllt mir die Tiefen deiner Natur." Das Adjektiv „plebejisch" verschwieg sie. „Tue, was du mußt. Salviere dich, wie du kannst. Aber mein Haus wird rein bleiben. Eher sterbe ich, bevor ich mich der ganzen Stadt überliefere für einen Skandal ohnegleichen."

„So? Du willst nicht in die Mäuler der Leute fallen? Aber ich kann hinuntersausen, fünf Schuh tief unter den Boden?"

Dieser Übertreibung gegenüber leistete Frau Lilli das bei ihren Anlagen fast unmöglich Erscheinende —

sie wurde geistreich. „Du hast doch die Absicht, dich verbrennen zu lassen. Deine Aschenurne kann man auch über der Erde aufstellen. So hoch dir beliebt."

Um ein Haar hätte Naan in seiner Empörung geschrien: „Lilli, du hast mich nie geliebt!" So weit aber hatte doch die Eibenspornische Erziehung das Siebenreutische in ihm bereits abgeklärt, daß Naan einem derartig tiefstehenden Worte den Weg über die Zunge nicht öffnen konnte, auch nicht in einem Augenblick, der für ihn über Leben und Tod entschied. In gewaltsamer Überwindung kopierte er die Ruhe seiner Frau und fühlte sich dabei nicht nur als Held, sogar als Aristokrat. „Wir wollen es nach einer dreizehnjährigen, friedsamen Ehe nicht zu einer Sache kommen lassen, die man Szene nennt. Laß uns also in guter Form miteinander verhandeln! Ich glaube, noch einigen Wert für die Allgemeinheit zu besitzen, und habe deshalb die Verpflichtung, weiterhin zu atmen. Das ist nur möglich, wenn du mir dieses notwendige Opfer bringst. Bist du bereit, das Kind in unser Haus aufzunehmen?"

„Nein!"

„Gut! Dann werde ich die Sache so wenden müssen, daß es sich nicht mehr um unser Haus handelt, sondern ausschließlich um das meine. Bevor dieser Peinigungshund mich vergiftet, erwürgt oder niederknallt, lasse ich mich — so schwer es mir fällt — doch lieber noch scheiden." Naan atmete auf. Er konnte sich sagen, daß dieses Notwendige gut pointiert war.

Hatte Frau Lilli nicht verstanden? Sie lächelte. „Wie willst du das machen? Für eine Scheidung sind, so viel mir bekannt ist, bestimmte Rechtsgründe nötig. Ich habe dir einen Grund dieser Art nie gegeben — und dir dürfte es schwierig fallen, einen solchen zu konstruieren."

Trotz aller Blässe bekam Naan eine rote Stirn. „Sehr delikat und aristokratisch war das nicht, meine gute Lilli." Er warf einen Blick auf die Uhr. „Noch zehn Minuten." Seine Sprache beschleunigte sich. „Der Scheidungsgrund, den du mir seit dreizehn Jahren kontinuierlich gegeben hast, scheint dir nicht einzufallen? Deine Kinderlosigkeit."

Noch immer lächelte Frau Lilli. „Schon bei Gelegenheit einer früheren Unterhaltung mußte ich die Bemerkung machen, daß bei diesem Thema erst noch die Frage zu klären wäre: warum ich keine Kinder habe."

„Diese Frage ist bereits so klar wie die Sonne!" brüllte Naan. „Ich — bin — Vater! Jawohl! Ich hatte mein Kind! Vor deiner Zeit! Und du? Nun? Also? Hattest du vielleicht auch eines? Vor meiner Zeit?"

Die Freifrau von Siebenreut wurde nicht rot und erblaßte nicht. Sie blieb aus kosmetischen Gründen so zart gefärbt, wie sie war. Statt aller Antwort ließ sie einen leisen, gluckſenden Laut vernehmen, wie ihn kleine, gequälte Tierchen herauspressen bei Mangel an Luft — z. B. eine deutsche Ente, wenn sie von einem französischen Koch erdrosselt wird. Dann klagte

Frau Lilli: „Nom de Dieu, ce cochon, ce cochon de Naane!“ Wie vernichtet fiel sie auf den belgischen Diwan hin und bekam einen Weinkrampf.

Schade! Zwei so vornehme Menschen! Und nun hatten sie doch ihre Szene — nach einer mehr als friedsamen Ehe von dreizehn Jahren! Und wer kann wissen, zu welch gräßlicher Mißform diese Szene sich noch entwickelt hätte, wenn nicht Pieter atemlos und verstört aus dem Speisezimmer herausgetaumelt wäre auf diesen heißen Theaterboden eines brüchig gewordenen Lebensbundes. Beim Anblick seines Herrn schien der alte Lakai von einer Versteinerung befallen zu werden. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er lallen konnte: „Alle guten Geister — da ist er ja!“

Wie von Sinnen packte ihn Naan an den Achselschnüren und stöhnte: „Pieter! Du braver, ehrlicher Kerl! Was war denn da?“

Der Alte schnappte nach Luft. „Ich bin ihm nachgelaufen — dem — dem anderen — jetzt weiß ich nimmer, wie ich sagen soll. Und wie er das merkte, ist er hineingesprungen in einen Häuserdurchgang. Ich hinter ihm her wie ein Windhund. Der Gang war dunkel. Doch wie es wieder hell wurde, draußen auf der anderen Straße, hab ich ihn eingeholt — und da war es nicht der gnädige Herr. Er hatte den gleichen Pelz, den gleichen Hut, aber anderes Haar, kein Backenbärtchen, sondern ein nettes, junges, schönrasiertes Gesicht. Und so sah er mich an und fragte verwundert: ‚Mein Herr, Sie wünschen?‘“

„Pieter?“ knirschte Naan. „Hat er ausgesehen wie dieser — dieser Apfelbeck?“

„Gott bewahre, ganz anders!“

„Oder — wie der Wiener, der immer zu mir kam?“

„Gott bewahre, ganz anders!“

„Oder wie irgend jemand, den du kennst?“

„Nein, Herr Baron! Es war ein völlig Fremder!“

„Na also!“ Ein schwüler Atemzug. „Jetzt hab ich noch fünf Minuten Zeit!“ Naan wollte zur Tür. Da erwachte, trotz aller Nervenzermürbung, das Menschliche in ihm. Zweimal klingelte er um die Kammerjungfer, und als sie eintrat, sagte er herzlich: „Bitte, liebe Betty, bemühen Sie sich um die gnädige Frau. Ihr ist nicht wohl.“ Auf der Schwelle wandte er noch einmal das Gesicht zurück nach seiner leidenden Gemahlin, die auf dem belgischen Diwan wieder anzusehen war wie eine jungfräulich Entseelte, modisch aufgebahrt — nur daß sie nicht wie früher auf dem Rücken lag, sondern auf der Nabelseite, mit dem Gesicht in den Armen. „Komm, Pieter! Schnell! Und hole Kognak, Kolasirup und Vallidol!“ Diese hilfreichen Remedien gegen Schwächezustände waren nicht für die Freifrau von Siebenreut bestimmt. Naan selbst bedurfte dringend einer Nervenstärkung.

Noch ein Dutzend Schritte von seinem Studio entfernt, vernahm er von der Telephonzelle her die erregte Stimme seines Sekretärs: „Aber Hippolyt, so reden Sie doch eine Silbe! Kommen Sie doch aus der Zelle heraus und sagen Sie mir, wo der gnädige Herr ist!“

Mit gellendem Laut zitierte Naan die Antwort des ersten Menschen im Paradies: „Hier bin ich!“

Und Rappeiner, ohne Hippolyts Nähe als eine Hemmung zu empfinden, stammelte abgehetzt und atemlos: „Eine abscheuliche Nachricht, Herr Baron! Soeben telephonierte Weishappl, er hätte nahe vor der Stadt eine unerklärliche, jedenfalls von feindlicher Seite künstlich herbeigeführte Panne gehabt, zwischen Trudering und Berg am Laim —

„Natürlich!“ jammerte Naan. „Weil ich immer der Geleimte bin!“

„Weishappl konnte noch entspringen und Verständigung mit mir erzielen. Das Reserveauto wird er inzwischen gefunden haben und wartet jetzt im Gasthaus ‚Zum bayrischen Hiesel‘ auf weitere Nachricht. Was soll ich ihm —“

Der Freiherr faßte den Sekretär am Arm, zerrte ihn im Laufschritt zur Tür des strahlend erleuchteten Sonnenblumenstudios, deutete auf die stählerne Biedermeierei mit dem kardinalroten Futter und lallte: „Das da telephonieren Sie! Schnell, Rappeiner! Wir haben noch drei Minuten Zeit. Dann müssen wir fahren. Gott soll uns beschützen.“

Während Rappeiner kopfschüttelnd davonstürzte, erschien der in Treue schlotternde Pieter mit Kognak, Vallidol und Kolasirup. Gierig streckte der Freiherr die Wackelhände. Ähnlich einem Barkeeper, der aus verschiedenen Ingredienzien die berühmte, auch einen Toten noch aufpulvernde Prairie-oyster bereitet, schüttete Naan den Kolasirup, das Vallidol und den

plätschernden Kognak zusammen in ein Schoppenglas. Nur der Eidotter fehlte. Ein Schluck, und alles war drunten. „Wenn das nicht hilft —“ Das noch Fehlende blieb unausgesprochen, weil Naan etwas Dringendes zu erledigen hatte. Aus einer Schreibtischlade zerrte er ein dickes Bündel schön kolorierter Papiere heraus und verstaute das halbe Tausend der englischen Hundertpfundnoten in der rotunterfütterten Stahlschatulle. „Was der Schweinehund für ein Augenmaß hatte!“ Nicht nur, daß die fünfhundert Banknoten sich bequem in der Kassette unterbringen ließen — es wäre noch eine Viertelmillion ohne Drängeln hineingegangen. „So!“ Der Freiherr klatschte den Deckel zu, drehte zweimal den zierlich filigranierten Schlüssel um und zog ihn ab. „Das wenigstens will ich mir vergönnen! Den Schlüssel behalt ich. Aufsprengen soll er die Kassette müssen — mit verbrecherischer Gewalt — dieser blutrote Henkersknecht!“ Er schob den Schlüssel in die Westentasche und richtete sich auf, wie durchrieselt von neuen Kräften. „In der Tat, ich fühle mich gestärkt.“ Von der vehementen Wirkung der Prairie-oyster begannen sich auf den kalkigen Wangen des Freiherrn viele kleine rötliche Punkte zu zeigen. Naan sah aus wie ein Kind, das die Masern bekommt.

Da sauste Rappeiner ins Sonnenblumenstudio. „Weishappl ist verständigt. Er fährt über Bogenhausen zum Englischen Garten. Da findet er im Schnee unsere Wagenspur und wird uns folgen.“

„Kommen Sie! Noch eine halbe Minute!“ sagte

Naan mit ruhiger Größe. „Alles ist bereit.“ Er selbst, obwohl er das Tragen von Paketen sonst nicht liebte, nahm das kostbare Meisterwerk aus der Biedermeierzeit entschlossen unter den Pelz.

„Herr Baron, Herr Baron, es fehlt das Nötigste noch!“ Rappeiner stürzte zum Waffenschrank. „Die vier Revolver —“

„Um Gotteswillen!“ kreischte Naan mit der Stimme eines halbwüchsigen Jungen. „Haben Sie den Verstand verloren? Das werden Sie unterlassen! Alles, nur keine Waffen! Nicht den leisesten Hauch eines Widerstandes. Wir zwei sind friedsame Münchener Bürger. Wir wehren uns nicht. Wir schweigen und gehorchen der höheren Gewalt! Wir lassen uns alles mit Geduld gefallen. Alles! Jede Niedertracht und Scheußlichkeit! Das Maul halten, Langmut zeigen und nicht mucksen — was anderes bleibt uns nicht — es ist der einzige Weg, auf dem wir Ruhe und Erlösung für uns erkämpfen. Kommen Sie, Rappeiner! Vorwärts! Nichts gewagt, heißt alles gewonnen.“

Freiherr von Siebenreut ging aufrecht seinem erhabenen Schicksal entgegen. Kopfschüttelnd folgte Rappeiner, und hinter den beiden täppelte Pieter einher, schweren Kummer in den ratlosen Augen. Hätte der alte Knabe in der Sorge um seinen Herrn etwas weniger gezittert, so hätte man sagen können: daß er aussah wie ein menschgewordenes Bild der bayrischen Devise: „In Treue fest!“ Weiß Gott, auf diesen braven Peter, der völlig grundlos Pieter heißen mußte, war alles anzuwenden, nur nicht die bös-

willige Parodie, zu der ein gewissenloser Spottvogel den schönen, tiefberechtigten bayrischen Wahlspruch zu verzerren wagte: „Um fünf Mark in Treue fest, um zehn Mark in Treue fester, um fünfzehn Mark in Treue am festesten, um zwanzig Mark Tageslöhnung mit allen Teufeln gegen Gott, König und Vaterland."

Im Studio des Freiherrn brannten noch immer die vielen schönen Lichter. Friedliche, wahrhaft münchnerische Stille webte zwischen den Ledertapeten mit den Sonnenblumen. Im Gegensatz zu dieser fast heiligen Ruhe ging es nicht weit davon sehr lebhaft zu. Hinter dem Polstertürchen der Fernsprechzelle telephonierte Kaspar Wicklmeyer. Er telephonierte ununterbrochen. Wie ein Verrückter. Bei allem Diensteifer fand er noch so viel Zeit, um dem Bürodiener des Kommissärs Apfelbeck diskret eine rein persönliche Mitteilung zu machen: „Sie, Schedlbauer, a Neuigkeit hab i für Eahna. Heut hab i mi verlobt. Gelt, da schaugn S'! Ja, recht haben S', dös is a bißl gar schnell kumma. Wissen S', i hab mi halt gschwind entschließen müassen. Der meinigen ihr Vater, a Sattlermoaster, is von die strebsamen Deutschen oaner, dö 's gern haben, wann 's Zuakünftige flink füranand geht. Sakra, der hat fürigschoben! — Ja, ja, Vergeltsgott!" Lachend verbeugte sich Kaspar Wicklmeyer vor dem Schallbecher, als hätte er eine Gratulation entgegengenommen.

Kapitel XXIV

Kurz nach vier Uhr gab es im jungen Schnee der Weinstraße einen Menschenauflauf vor dem Tor der Polizei. Die Erwachsenen, die zusammenrannten, guckten verdutzt, und die Kinder jubelten: „An Eisbär is auskummen! An Eisbär!“ Die sonderbare Erscheinung, die da mit schnurrendem Geräusch heransauste, glich einem lebendig gewordenen, mit fliegender Geschwindigkeit begabten Schneemann. Und kaum erschienen, war sie schon wieder verschwunden, war mit schneidiger Kurve von der Straße hineingesaust in das Tor der Polizei. Hier schien sie erwartet zu kommen. Schutzleute umringten den von Schnee umkrusteten Rollschuhläufer und schoben sich zu einem dichten Knäuel zusammen, in dessen Mitte Apfelbecks atemlose Stimme die Worte herausfieberte: „Zwölf Berittene sollen sich bereit halten! In einer Minute schick ich die Weisung herunter.“ Er rief einen Namen. Eine Stimme antwortete: „Hier!“ Und Apfelbeck fragte: „Was zu melden?“

„Jawohl, Herr Kommissar! Er hat 's Klubhaus kurz vor Viere verlassen und is hoamgfahren. Ganz schauderhaft aufgregt is er gewesen. D' Augen hat 'r ferm aussigschoben —“

„Heim? Und der andre?“

„Der is a paar Minuten später kumma! Kreuzsaxen, is der lusti gwesen! Grad gscheppert hat er

vor lauter Lachen, wie er im Landauer davongfahren is."

„Was?" fragte Apfelbeck verdutzt. „Ein Landauer? Und er? Allein?"

„Zwei Klubherrn hat er no bei eahm ghabt. A jeder mit eim Pelz, den er net ausziahgn taat um a paar tausend Mark. Und grad so lusti san s' gwesen als wie der ander. Schier bogen hat si a jeder vor lauter Lachen."

Ein kurzes Schweigen. Dann eine vor Erregung zerdrückte Stimme: „Platz!" Aus dem Ring der Schutzleute drängte sich Max Apfelbeck heraus, von den hochstelzigen Füßen bis hinauf zur Wollmütze mit gefrorenem Schnee umwickelt. Auf der ersten Treppenstufe riß er das dampfende, weil heißgelaufene Eumenidenfuhrwerk von den Sohlen. Mit jagenden Sprüngen die Stiege hinauf. Dabei zerrte er den schweren, viereckigen Rucksack von den Schultern. Wie ein Sturm in das Vorzimmer seines Büros hinein. „Schedlbauer! Flink! Den frischgeladenen Akkumulator in den Rucksack!"

„Jesses, Herr Kommissär, Sö schaugn ja aus, als waaren S' in a Butten voll Schlagrahm einigfallen! Und Gott sei Lob und Dank, weil S' Eahna nur endli amal anschaugn lassen! A paar Stund kann's her sein, daß der Wicklmeyer allweil um Eahna telaphoniert als wie a Mensch, dem d' Frau ins Kindbett kommt, und d' Hebamm is net da!"

„Na, endlich!" Das klang wie ein Erlösungsjauchzer. „Rührt sich das verlorene Schaf einmal?"

Als Apfelbeck, von dem in der ärarischen Bürowärme die Schneebrocken abzufallen begannen, hineinsprang in seine Amtsstube, rasselte eben wieder das Telephon. Er hetzte zum Apparat. „Hallo! Hier Apfelbeck! Wer? Wickelmeyer, Sie? Gott sei gesegnet! Mensch, wo waren Sie denn heute den ganzen Vormittag? — Wie? Was? Verloooobt! Sie, Wicklmeyer, machen Sie jetzt keine Witze und lassen Sie mich mit Ihren unerklärlichen Familiengeschichten in Ruhe. Jetzt sind wir im Dienst. Was haben Sie zu melden?"

Es sumste im Telephon.

Mit immer größer werdenden Augen lauschte Apfelbeck dieser zirpenden Meldung. Sein Gesicht begann sich in Erregung zu entstellen. Nun keuchte er mit erdrosselter Stimme in den Apparat: „Einen — warten Sie — einen Augenblick — ich muß mich da erst — besinnen —" Die Fäuste mit den Hörröhren an die Schläfen pressend, stand er vorgebeugt, unbeweglich, mit geschlossenen Augen — das Bild eines Menschen, für den es um Glück und Ehre, um Zukunft und alles geht. Ein Weg der Hilfe ist da, ist irgendwo. Findet er ihn mit dem Gedanken dieses verzweifelten Augenblicks, so ist er gerettet, ist hinaufgehoben zum lachenden Glück — versagt sein Gehirn, versagt sein Glaube, sein Wesen und seine Natur, so ist er hinuntergestampft in die Schmach des Mißerfolges, ist ein Besiegter, ein Verhöhnter, ein Bespieener vor aller Welt.

In der Stubenwärme zerschmolz die letzte Schneekruste an Apfelbecks regungslosem Körper. Von seinem

krauswolligen Sweater konnten die Tropfen nicht abrinnen; sie blieben an der Wolle hängen und glitzerten in der elektrischen Lampenhelle, daß Max Apfelbeck anzusehen war wie ein Märchenprinz mit diamantenem Gewand.

Ein tiefer Atemzug, ein Aufstraffen der Schultern, ein Blitz in den Augen, ein hartes Lachen um den Mund. „Wille! Mut! Das Letzte meiner Kraft! Und ich bin der Sieger! Und alles wird gut und recht sein!" Ein jagender Blick nach der großen Uhr, die an der Wand hing. „Es wird noch gehen." Max Apfelbeck konnte lächeln. „Die Eumeniden holen ihn ein." Dann sprach er herzlich in den Apparat: „Mein goldener Wicklmeyer! Sie haben mir einen Dienst geleistet, von dem Sie nicht ahnen können, wie nützlich er ist. Wäre es wirklich wahr, daß Sie sich mit so erstaunlicher Schnelligkeit verlobt haben, dann wünschen Sie sich von mir ein Hochzeitsgeschenk, bei dessen Wahl Sie die rücksichtsloseste Unverschämtheit entwickeln dürfen. Und jetzt passen Sie auf, mein herrlicher Kaspar! In fünf Minuten müssen Sie vor dem Palais auf der Straße stehen. Ein Polizeiradler wird Ihnen meine schriftliche Weisung überbringen, die Sie Wort für Wort erfüllen müssen, genau und verläßlich! Also! Ich danke Ihnen. Schluß!"

Mit zwei Sprüngen zum Schreibtisch. Hetzende Zeilen. Dann ein Schrei über die Schulter: „Schedlbauer? Ist der Rucksack schon geladen?"

„Jawohl, Herr Kommissär!"

„Flink einen Radler! Dazu den Wachtmeister der reitenden Abteilung!"

Die Weisung an Kaspar Wicklmeyer sauste davon. Und neben der Türe wartete der Wachtmeister, während Apfelbeck unter bohrenden Gedanken über einen Stadtplan von München und Umgebung gebeugt stand. Er machte mit roter Tinte verschiedene Zeichen in den Plan. „So! — Kommen Sie her, lieber Wachtmeister! Heut geht es um viel. Auf Sie kann ich mich verlassen. Sie sind ein richtiger Münchner, kein bierverseuchter und zugereister, also ein Mensch, der das Herz auf dem vom Herrgott gewollten Fleck hat. Hier ist der schriftliche Befehl — zu mündlichen Erörterungen reicht die Zeit nicht mehr. Und hier ist das Signalement des Verdächtigen, der wahrscheinlich innerhalb der nächsten Stunden über eine der Isarbrücken zwischen München und Föhring kommen wird. Jedes Auto, jeder Schlitten und jeder Wagen ist besonders zu beachten. Und hier ist ein Stadtplan. Im Rayon des Englischen Gartens sind sechs Punkte rot angemerkt. Jede dieser sechs Stellen ist vor Ablauf einer halben Stunde mit zwei berittenen Leuten von handfestem Charakter zu besetzen. Wo zwei rote Kreuze sind, das ist Ihr Platz. Den Ton meiner Pfeife kennen Sie. Wird's nötig, daß ich pfeife — dann hat's Eile. Geht alles in Gemütlichkeit ab, so können die Posten um Mitternacht wieder einrücken. Verstanden?"

„Zu Befehl!" sagte der feste, ruhige Münchner.

„Also —" Apfelbeck zog die Mützenklappen ins Gesicht, schlüpfte mit den Armen in die Tragriemen des neugeladenen Rucksackes, griff nach dem Eumeniden-

paar und musterte aufmerksam die Drähte des Steckkontaktes. „Alles in Ordnung.“ Er lachte. „Los mit Gott, beim Teufel ist kein Trost.“ Als er schon auf der Schwelle war, sprang er zurück zum Telephon und ließ sich mit der Pension Blumenreich verbinden. „Ja? Bist du's? Hannerl! Herzkind! Jetzt gilt es! Zieh deine zwei lieben Daumen ein! Die laß um Herrgottswillen nimmer aus, bevor du nicht fröhliche Nachricht von mir hast! Nur ruhig, Schatz, nur ruhig, ruhig! Und ix, ix, ix, ix ix, ix, ix — bis in alle Unendlichkeit!“

Die erste Abenddämmerung webte ihre bläulichen Schleier um das winterliche Gassenbild, als Max Apfelbeck vom Polizeitor hinuntersauste gegen die Ludwigstraße. Sein Eumenidenpärchen rannte mit 1200 Watt und gab die höchste Geschwindigkeit, deren es fähig war. Wenn Menschen vor Staunen über die rasende Schwarzgestalt aufkreischten, war Apfelbeck schon außer Hörweite, bevor die Verblüfften ihre Zähne auseinanderbrachten. Eine Minute, und das Siegestor war erreicht, eine zweite Minute, und Apfelbeck surrte in Schwabing vor dem „Großen Wirt“ mit schneestäubender Kurve in die Querstraße hinein, die ihn zum Englischen Garten brachte. Während der Fahrt durch die Stadt, wo Pflasterschäden und Trambahn die Jagd der Eumeniden bedrohten, war in Apfelbecks Hirn nur immer der eine Gedanke gewesen: „Nicht stürzen!“ Ein paarmal hatte ihn nur ein schneidiges Balancemanöver und sein unerschrockener Vorwärtstrieb vor dem Purzelbaum behütet. Jetzt,

auf chaussiertem Straßenboden ohne Hindernis, hatten seine Kniesehnen leichtere Arbeit, und sein Gehirn war wieder freigegeben für anderes Denken.

Sonst im Leben war Max Apfelbeck ein begeisterungsfähiger Naturfreund. Heut hatte er kein Auge für das Zauberbild der dämmerigen Winterstille, für den Märchenreiz der mit Jungschnee in phantastischen Formen behangenen Bäume, für das Farbenspiel des welken Laubes im reinen Weiß und für den geheimnisvollen Schimmerglanz, der in den Schneekristallen geweckt wurde vom Licht der spärlich stehenden Laternen. Heut spähte und lauschte Apfelbeck immer voraus in die Tiefe des Englischen Gartens. Immer erregter suchte sein Blick bei sausender Fahrt den öden Schneeweg ab, auf dem noch keine Menschenfährte, keine Wagenspur zu entdecken war. Und während seine Gedanken vorwärts drängten, den Dingen entgegen, die sich innerhalb der nächsten Minuten ereignen mußten, konnten sie auch zurückwandern zu der hetzenden Arbeit, die er während der vergangenen Stunden geleistet hatte. Stunden? Er meinte, es wäre nur die Zeit von hundert Herzschlägen verstrichen, seit er die Salzburger Alarmdepesche der Weishapplschen Agnoszierungseskorte vernommen hatte: „Wienreisender —" ein denkender Telegraphenbeamter hatte diesen offenkundigen Fehler in „Weinreisender" zurückgebessert — „Wienreisender zwischen der ersten und zweiten Station hinter Salzburg aus dem fahrenden Zug gesprungen; wir haben festgestellt, daß er mit Bauernschlitten in Salzburg eintraf: weitere Spuren

unfindbar; weil Zugverbindungen ungünstig, dürfte Flüchtling versucht haben, München mit Auto zu erreichen; wegen starken Neuschnees ist hindernde Panne mit Sicherheit anzunehmen."

Nein! Das hatte Apfelbeck nicht mit Sicherheit angenommen. Er hatte an Monsignore Collofalconis Erfinderwort gedacht, daß „hahles hiemer handers hist." Gleichlautende Telegramme waren nach allen größeren Stationen der Straßenstrecke Salzburg—München geflogen. Dann mit einem Polizeiauto hinaus nach Berg am Laim. Hier die Nachricht, daß sich vor anderthalb Stunden ein Auto von München gegen Rosenheim durch den Schnee gewühlt hatte, mit Ketten an den Reifen, ein Rennwagen des Autoklubs! Und Vorstandsmitglied des Klubs ist der edle Spanier mit der Devise: „Ein Mann ein Wort." Jede Sekunde wurde für Apfelbeck zu einer seelischen Höllenfahrt, zu einem Kreislauf der Verzweiflung. Weishappls Rückkehr nach München mußte verhindert werden, um jeden Preis! Wenn aber das gelang? Was geschah inzwischen in München, im Palais Siebenreut? „Jetzt sollt ich der berühmte Anekdotenvogel sein, der sich zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Stellen der Erde befinden kann!" Was für schreckliche, unkorrigierbare Dinge mußten sich „punkt Vier" in München ereignen, weil der an Hippolyt Forain erteilte Auftrag wegen Unauffindbarkeit des Kaspar Wicklmeyer nicht mehr rückgängig zu machen war? Noch nie in seinem Leben hatte Apfelbeck die Sage von der Scylla und Charybdis so gut verstanden, wie in Berg am

Laim. Vor ihm der glückverschlingende Wiener Konkurrenzrachen, und hinter ihm das andere Ungeheuer, das sein Tigergebiß noch gefährlicher auseinanderklafterte!

Eine halbe Erlösung kam — die Truderinger Depesche: „Klubauto passierte soeben mit dem polizeilich signalisierten Fahrgast." Fünf Minuten später bohrte sich die Siebenreutische Rennkutsche in den Schneewall, den Apfelbeck als Straßenriegel hatte zusammenschaufeln lassen, und blieb da stecken wie ein übergewichtiges Mastschwein in der Dorfpfütze. Der Chauffeur, der bei der Ausfahrt die Schneefalle nicht vorgefunden hatte, machte verdutzte Augen. Aber viel verdutztere machte Max Apfelbeck, als er das Auto leer fand. Unter Zähneknirschen erspähte er zwischen den Stauden des Wegrains die Schneefährte eines Menschen, der mit langen Sprüngen in ein nahes Gehölz entronnen war. Bei solcher Sachlage war auf das Polizeiauto kein Verlaß mehr. Ein Glück, daß Apfelbeck aus gewitzter Vorsicht auch den viereckigen Rucksack und das Eumenidenfuhrwerk bei der Reise nach Berg am Laim nicht vergessen hatte. Da wußte er wenigstens dieses eine mit Sicherheit: daß er vielleicht noch vor der vierten Nachmittagsstunde in München sein würde, jedenfalls um ein Erkleckliches früher, ehe dieser gottverwünschte und doch Respekt erzwingende Wiener die Stadt der heiligen Kunst und der dem Münchner noch viel heiligeren Weißwürste zu erreichen vermochte.

In Apfelbecks Rechnung war nur ein Irrtum von

wenigen Minuten. Und bei der Ankunft in München diese Nachricht! Ein Kopfstehen aller Dinge, die Apfelbeck vermuten konnte! Ein neues Hindernis und dennoch ein neuer Segen des Zufalls, eine neue Gotteshilfe für seinen Erfolg und für sein Glück. Es muß doch wahr sein: Gott verläßt keinen Deutschen, wenn nur der Deutsche nicht selber sich sinken läßt, sondern immer von neuem hofft und glaubt, nach jedem niederschmetternden Schlag sich wieder aufrichtet, von seinem Schaden lernt, seine Torheit meistert, sich frisch und mutig zur Arbeit stellt und für den kommenden Weg alle nutzbaren Kräfte des Lebens unter seine Sohlen schnallt!

Was im Palais Siebenreut um die vierte Nachmittagsstunde sich ereignet hatte, konnte Apfelbeck, so tief er auch der freiherrlichen Erpresserſphinx hinter die wunderliche Maske gespäht zu haben glaubte, nur halb verstehen. Und ehe seine wühlende Gedankenmarter bei dieser sausenden Schneefahrt den Zusammenhang der Dinge nach Wahrscheinlichkeit gruppieren konnte, legte sich über seinen Weg ein neues Hindernis. Als er, von Schnee umwirbelt, aus einem abschneidenden Fußweg hinausjagte auf die breite Fahrstraße, die Naan bei seiner „gewohnten Spazierfahrt" einzuschlagen pflegte, waren im sonst jungfräulichen Schnee die Hufstapfen zweier Pferde und eine Wagenspur zu erkennen. Hatte Naans Coupé mit der opferfreudigen Million die Wegstelle, an der es durch einen „unverkennbaren Wink" gebremst und zur richtigen Lieferstelle geleitet werden mußte, bereits passiert?

Der Schreck über diese Entdeckung war in Apfelbeck ein derart turbulenter, daß er inmitten der Kurve die Herrschaft über das Eumenidenpaar verlor und durch den keuschen Schnee ein halbes Dutzend Purzelbäume schlug, so rund gezirkelt, wie die Feldhasen sie machen, wenn sie getroffen werden von einer Patrone mit zureichendem Durchschlag. Auf dem Rücken blieb er liegen und streckte die Beine hoch, auf deren Sohlen die acht elektrischen Räder einen pfeifenden Leerlauf mit einer Kraftvergeudung von 1200 Watt vollzogen. Es dauerte eine Weile, bis es ihm gelang, diesen surrenden Wahnsinn zu stoppen. Zuerst ein verbissener Fluch von echt münchnerischen Qualitäten — dann plötzlich ein heißes, glückfrohes Auflachen. Weil Apfelbeck mit der Nase mitten zwischen die zwei durch den Schnee gezogenen Radlinien geraten war, konnte er auch in der grauwerdenden Dämmerung noch deutlich erkennen, daß diese Wagenspur nicht von den zierlich ornamentierten Gummireifen des freiherrlichen Coupés herrührte, sondern von ganz gewöhnlichen Kutschenrädern mit eisernem Beschläg. „Der andere!" Mit diesen zwei leisen, von Freude durchschimmerten Worten rüttelte Apfebeck sich aus dem Schnee heraus und brachte das Eumenidenfuhrwerk wieder in verläßliche Position. Er schien in einer Laune zu sein, in der man jauchzen möchte. Sein deutscher Stern, den er schon erloschen und gesunken wähnte, war mit strahlender Helligkeit wieder aufgegangen. Gleich doppelt?

Ein paar hundert Schritte vor ihm tauchten in

den grauen Lücken zwischen den weißen Bäumen immer wieder und immer näher zwei glänzende Lichter auf, zwei Wagenlaternen, deren Scheinkegel wie leuchtende Geisterhände in die Dämmerung griffen.

Die Eumeniden surrten. Apfelbeck sauste durch den Schnee, stoppte bei einer Wegzweigung den Strom und zerrte die Rollschuhe von den Füßen. Aus der breiten Fahrstraße leitete hier ein Waldweg seitwärts durch die Stauden, an denen trotz des Schneebehanges zu erkennen war, daß man sie erst vor kurzer Zeit energisch beschnitten hatte, um den schmalen Fußpfad für die Durchfahrt eines Wagens zu erweitern. Ein Balken, drehbar auf einem Pfosten, sperrte diese Waldgasse, und eine am Balken befestigte Tafel trug in großen Buchstaben die Inschrift:

!!! Verbotener Durchgang !!!

!!! Diesen Weg zu betreten, ist lebensgefährlich !!!

Den quiekfenden Balken zerrte Apfelbeck in keuchender Hast aus dem Waldweg heraus und stellte ihn quer über die Fahrstraße. Auch die Tafel drehte er, so daß ihre Schrift den nähergleitenden Scheinwerfern entgegenblickte. Dann riß er flink das Eumenidenpärchen aus dem Schnee, hetzte mit langen Sprüngen in den Wald und blieb verschwunden.

Schon war das Schnauben der ungarischen Traber und das leise Klirren ihrer Geschirre zu vernehmen. Immer greller wurden die Lichtkegel, und jetzt beleuchteten sie die warnende Inschrift. „Halt, Josef!" stammelte Rappeiner, der neben dem Kutscher und in Hippolyts Biberpelz auf dem Bock saß. Der Wagen

bremste. Und Rappeiner glitt herunter in den Schnee. Er öffnete den Wagenschlag.

„Hat sich schon etwas ereignet?“ fragte Naan im Dunkel des Coupés mit so sonderbar dünnen Lauten, als hätte sein Bariton sich verwandelt in einen lyrischen Tenor.

„Die öffentliche Fahrstraße ist gesperrt durch einen Balken,“ flüsterte Rappeiner, „und der Balken hat eine Tafel mit der Inschrift: Verbotener Weg, ihn zu betreten ist lebensgefährlich.“

„So muß man es unterlassen!“ keuchte der Freiherr. Ein kurzes Schweigen. Dann ein erloschener Klang: „Also! Es stimmt: meine gewohnte Spazierfahrt — und jetzt der ‚unverkennbare Wink‘! Aber dann muß doch hier noch ein anderer Weg sein?“

„Ja, Herr Baron, nach rechts hin, ein Waldweg.“

Naan, als wäre er plötzlich verwandelt in einen die Verkehrssicherheit behütenden Schutzmann, befahl mit hoher Stimme: „Rechts fahren!“

„Ob nicht zu bedenken wäre —“

„Nein! Rechts fahren!“ schrie der Freiherr. „Was kann mir geschehen? Ich bezahle. Das ist ungefährlich und sichert mein Leben!“

Seufzend kletterte Rappeiner auf den Bock. „In Gottesnamen, Josef, los! Im Schritt. Mit Vorsicht.“

Das Coupé machte eine unsichere Wendung. Die ungarischen Traber schnaubten heftig und betraten ungern den Schicksalsweg zwischen den beschnittenen Stauden. Rappeiner und Joseph wurden von den niederhängenden Zweigen mit Schnee überschüttet. Fast

lautlos vollzog sich das langsame Vorwärtsstreben. Nur die fallenden Schneeklumpen klatschten. Und hinter Rappeiner machten sich sonderbare Rasselgeräusche bemerkbar, ähnlich dem Fauchen eines großen Blasbalges. Das waren die Atemzüge des Freiherrn von Siebenreut. Die stärkende Seelenwirkung der so kraftvoll gebrauten Prairie-oyster schien nachzulassen — vielleicht, weil Naan den Eidotter vergessen hatte.

Der Wagen hielt.

Im dunklen Coupé wischte der Freiherr den Beschlag vom Fenster und preßte die Nase an das Glas. Ein Räuspern. „Also! Auch mit der ‚Waldblöße' stimmt es!" Im Schein der Wagenlaternen sah der Freiherr zwischen dichtverschneitem Gebüsch eine von glattem, unbetretenem Schnee bedeckte Lichtung, so groß wie eine Zirkusmanege. Auch fast so rund. Inmitten dieses schönen, vom Laternenlicht glitzernden Wintertellers stand einsam ein alter, schwarz und weiß gesprenkelter Baum. Der sah in seiner Form so ruppig und leidend aus, als hätte er durch Blitzschlag oder Stürme schwere Mißhandlungen erlitten, die seine Gesundheit schädigten. Nicht alles, was an diesem Baume weiß erschien, war Schnee. Wäre bei Naan ein Sherlock Holmes im Wagen gesessen, so hätte dieses geistvolle Spürgenie sofort erkannt, daß an dem alten Baum in Mannshöhe eine Messingröhre blinkte und daß die schwarzen Äste ein halbes Dutzend von jenen weißen Porzellankappen trugen, wie sie benötigt werden zur Leitung und Isolation von stromführenden Drähten. Für den minder scharfgeistigen Freiherrn

war alles Weiße da droben nur frischgefallener Schnee. Er keuchte: „Es stimmt auch mit dem Baum! Der Baum muß hohl sein!“ Mit ungeschickten Händen brachte er das Wagenfenster endlich herunter. „Rappeiner! Leuchten Sie besser hin! Mit beiden Laternen!“ Die zwei Scheinwerfer halfen zusammen, um alles Finstere des Baumes mit klärendem Licht zu umkosen. Naan, einen Operngucker vor den Augen, lag im Wagenfenster. „Natürlich!“ triumphierte er mit etwas behindertem Hals. „Ganz deutlich seh ich das schwarze Loch. Der Baum ist hohl!“ Seine Stimme erregte sich. „Nur schnell, Rappeiner! Kommen Sie! Das Unvermeidliche muß mit Würde und ohne Zögern geschehen. Hier ist die Kassette! Schieben Sie das Luder in das Loch hinein! Und keinen Blick nach rechts oder links! Nichts Überflüssiges! Nichts, was den Unbekannten reizen könnte! Man erfüllt seine Pflicht, man gehorcht. Und basta! Seien Sie ganz ohne Sorge! Es kann Ihnen nichts geschehen, nicht das geringste. Ich bin hier — und die Million soll dort sein, wo sie hingehört. So schließen wir Frieden, und der Feind ist entwaffnet. Also! Gehen Sie mit Gott!“

Schweigend nahm Rappeiner die stählerne Biedermeierschatulle in Empfang. Sie schimmerte im Laternenlicht, und das Kardinalrot ihres Unterrockes leuchtete wie frischvergossenes Blut. Seufzend, etwas Widerspenstiges zwischen den Zähnen zerbeißend, watete Rappeiner mit der kostbar gemästeten Biedermeierei durch den märchenhaften Glitzerschnee, den, seit er vom Himmel gefallen war, noch kein anderer Menschenfuß be-

treten hatte. Angstvoll spähte der Freiherr seinem Friedensdelegierten mit dem Operngucker nach. Seine Zähne klapperten. Nicht vor Kälte — Naan hatte äußerst schwüle Momente. Er sah, wie Rappeiner vor dem Baumstamm Halt machte, sich niederbeugte zu dem schwarzen Loch und schiebende Bewegungen vollzog. Kaum richtete Rappeiner sich wieder auf, da kreischte Naan wie einer, der am Bratspieß steckt: „Zurück! Zurück! Zurück!" Das klang so sorgenvoll, als wären hundert Gewehrläufe auf den Millionenspediteur gerichtet. Der Ton dieser Warnung schien auch den Sekretär in Unruhe zu versetzen. Er machte hastige Sprünge, mit wehendem Biberpelz. Und Josef, der heute nicht besoffen war und sich die Zeit durch andauerndes Kopfschütteln vertrieben hatte, murmelte kummervoll in seinen gesträubten Pelzkragen: „Söllene Rindviecher!" Ob Volksstimme immer Gottesstimme ist?

Als Rappeiner das Coupé erreichte, fragte er atemlos: „Was war denn?"

„Nichts!" In diesem Wort des Freiherrn war überraschende Ruhe. Die Wirkung der Prairie-oyster schien wieder zur Geltung zu kommen. Naan öffnete den Wagenschlag und zog den Sekretär ins Coupé. „So! Herein zu mir! Jetzt ruhen Sie sich aus! Bei mir sind Sie so sicher, wie unter Gottes Mantel. Alles weitere müssen wir abwarten mit männlicher Geduld. Dreißig Minuten. Auf die Uhr zu sehen, hat keinen Sinn. Licht mag ich im Coupé nicht machen. Zählen Sie jede Sekunde — wie beim Photographieren. Einundzwanzig, zweiundzwanzig —"

Rappeiner begann zu zählen: „Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig —"

Kühn brannte Naan eine Zigarette an, schmauchte so behaglich wie ein Mensch, der sich seines geretteten Lebens freut, und als die Zähluhr an seiner Seite die Achtzig erreichte, sagte er: „Eine!" Bei der nächsten Achtzig sagte er: „Zwei Minuten!" Und machte, beinahe heiter, die kluge Bemerkung: „Eigentlich spielen sich derartige Dinge äußerst harmlos ab. Nur ein sehr großes Schaf könnte über so was in Aufregung geraten. So deutlich, wie in diesem Augenblick hab ich noch nie kapiert, welch ein sinnloser, geradezu niedriger Mumpitz hinter der überseeischen Lieblingslektüre meiner Gemahlin steckt. So muß man es machen — wie ich — und alle diese kriminalistischen Dinge verlieren ihre Schrecken." Er registrierte: „Drei Minuten!" Und munter, ein Lachen versuchend, klatschte er seine Hand auf den Schenkel seines Getreuen, der unermüdlich zählte. „Na ja, und das ‚herzige Kindchen' wird mich auch nicht fressen. Man nährt es gut. Da kann sein Hunger nicht auf staatsgefährliche Abwege geraten." Schmunzelnd, wie ein Kluger den Dummen betrachtet, blickte er hinüber zu dem schwarz und weiß gesprenkelten Baum. Der stand noch immer einsam und verlassen inmitten des leuchtenden Schnees. Nichts war zu hören, niemand zeigte sich. Der Wald unter seinem weißen, kühlen Mantel lag wie ausgestorben. Vom Gauner keine Spur, kein Lebenszeichen, obwohl Minute um Minute verrann. Nur ein einziges Wesen

kam auf blauen, lautlosen Sohlen herangewandelt — die stille, sinkende Nacht mit ihren schön erwachenden Sternen.

Schon hatte Naan die Fünfundzwanzig registriert, die er nach der unausgesprochenen Meinung seines nüchternen Kutschers für diese Fahrt in den Englischen Garten verdiente, als in der stahlfarbenen Nachtstille zwei sonderbare Dinge sich ereigneten, von denen das eine die Insassen des dunklen Coupés und den fluchenden Josef so sehr beschäftigte, daß ihnen keine Zeit verblieb, des anderen zu achten. Dieses andere war ein schwerer, metallener Schlag, ähnlich dem Aufhieb eines wuchtigen Hammers auf einen Ambos, der nicht klingen wollte. Und kurz, bevor dieser Schlag sich vernehmen ließ, vielleicht um eine Zehntelsekunde früher, machten plötzlich die zwei ungarischen Traber mit ihren acht Hufen eine rutschende Bewegung, als würde ihnen der Erdboden unter den Füßen weggezogen. Das eine der Pferde brach mit dem Knie in den Schnee, auch der andere Gaul drohte zu stürzen, die Deichsel geriet in üble Lage, Josef wetterte auf dem Bocksitz: „Herrgottsakra, was war denn dös?" und gleichzeitig schrien im dunklen Coupé der Freiherr und sein Sekretär: „Was ist da? Was ist da?" Auf der einen Seite riß Rappeiner den Wagenschlag auf, während Naan auf der anderen den Kopf durch das Fenster hinauspuffte, das schon offen war. Die Pferde kamen wieder auf die Füße, aber sie stampften und trippelten, hatten eine wunderlich schiefe Haltung und drohten scheu zu werden. Der Wagen machte

pendelnde Bewegungen, nach vorne, nach hinten, Bewegungen, die an ein Schaukelpferd erinnerten, und Josef keuchte: „Herr Baron, ich kann schier d' Roß nimmer halten! Dö san, als waaren s' verhext, da weiß i mer nimmer z' raten!"

„Sie Kerl, Sie!" zeterte Naan, der in diesem Augenblick völlig zu vergessen schien, daß er seinen Kutscher zu duzen pflegte. Dabei sprang er aus dem Wagen heraus, wesentlich ungeschickter, als Weishappl den Sprung aus dem Kurierzug erledigt hatte. Wie eine Bombe einschlägt, prallte der Freiherr mit der Nabelrunde seines Lebens in das verschneite Staudenzeug des Waldrandes. Das dichte Netzwerk der Äste bewahrte ihn vor einem noch böseren Sturz. „Sie Kerl, Sie!" wiederholte er, während er den Schnee von den Handschuhen schüttelte und den verlorenen Zylinder suchte. „Wenn Sie zwei lammfromme Pferde nicht parieren können, so steigen Sie herunter vom Bock und werden Sie Besenbinder!"

Josef fühlte sich schwer in seiner Kutscherehre beleidigt. Während er gegen die Scheulust der immer rutschenden, wie auf Glatteis geratenen Pferde kämpfte, maulte er zum erstenmal nach siebenjähriger, ehrfurchtsvoller Dienstleistung seinen Herrn an: „Sö haben leicht reden! Wann S' gar so gscheid san, hocken halt Sö Eahna da auffi. Himmelherrgottsakrament no amal, i kann d' Roß nimmer halten, dö reißen mir d' Arm schier aus der Achsel!" Halb gingen diese Worte unter in dem Lärm, den die Pferde und der gaukelnde Wagen machten, und halb übertönte sie der

Sorgenschrei des herbeispringenden Sekretärs: „Um Gotteswillen, ist Ihnen was geschehen, Herr Baron?“

„Nein, ich glaube nicht. Obwohl ich im Gesicht ein komisches Brennen und Jucken spüre. Aber das kann auch —“ er wollte sagen: „von der Aufregung kommen.“ Diese vier Worte verschluckte er, nicht etwa, weil er ungebrochenen Mut zeigen wollte, sondern weil ihn der Gedanke an die überstandene Aufregung wieder erinnerte an die Pflichten und Rechte seiner Dämmerungsfahrt. „Es ist ja schon völlig Nacht! Die dreißig Minuten müssen doch schon vorüber sein. Sehen Sie nach der Uhr, Rappeiner! Bei der Wagenlaterne haben Sie Licht.“

Rappeiner sprang in die Helle, zerrte die Uhr heraus und sagte verblüfft: „Meine Uhr ist stehengeblieben, um fünf Uhr und vierzig Minuten.“

Hastig wühlte der Freiherr seine goldschwere Glashüttenuhr unter dem Pelz heraus. „Merkwürdig! Auch die meine steht! Seit fünf Uhr vierzig Minuten!“ Er schwieg ein paar Sekunden. Dann lallte er: „Das ist unheimlich.“ Ein Gruselschauer lief ihm über den Rücken. Stolpernd tappte er gegen den bedrohlich gaukelnden Wagen hin, riß eine Laterne aus der Fassung und leuchtete nervös um sich her. Daß er Luft und Schnee und Wald so leer sah, machte ihn ruhiger. „Die dreißig Minuten sind vorüber. Schon längst! Und nichts ist geschehen. Nichts, nichts, nichts!“ Er leuchtete mit dem Scheinkegel langsam über den Schneegrund der Lichtung. „Da ist kein Mensch gegangen. Nur Ihre Spur! Keine zweite. Außer Ihnen,

Rappeiner, ist niemand beim hohlen Baum gewesen. Niemand, niemand, niemand!" Eine aus Unruh und Heiterkeit gemischte Stimmung befiel ihn — bei einem Frauenzimmer hätte man sie hysterisch genannt. „Wenn niemand kam, so kann man auch nichts von dieser Stelle verschleppt haben. Die Kassette muß sich noch in dem hohlen Baum befinden." Sich aufrichtend, sprach der Freiherr mit so lauter Stimme, daß sie im Wald einen Widerhall erzeugte: „Jetzt haben wir ein vertragliches Recht, die Million wieder abzuholen."

Rappeiner nahm die Laterne. „Soll ich nachsehen?"

„Nein! In so schwerwiegenden Augenblicken ist man sich selbst der beste Helfer." Neben dem hocherhobenen Scheinwerfer watete der Freiherr von Sierenreut durch den in Rosafarben schimmernden Schnee. Sein Gang beschleunigte sich, je näher er dem schwarzgähnenden Schatzloch des Baumes kam. Er spürte schwere Kongestionen, eine echauffierende Sensation erfüllte ihn. Alle seine Sinne waren so gespannt auf den hohlen Baum gerichtet, daß er einen wunderlichen Vorgang nicht beachtete, der sich an seinem eigenen Leibe vollzog. In seiner linken Hosentasche hatte Naan den Schlüsselbund seiner eisernen Kasse; diese drei Schlüssel mitsamt ihrem Ringe schienen sich plötzlich in der freiherrlichen Hose nicht mehr sicher zu fühlen und machten ungestüme Versuche, durch das englische Tuch hinauszudringen in die besser riechende deutsche Waldluft. Weil Naan beim Schneewaten den Pelz geöffnet hatte, war am Hosenschaft die knorrige Ausbuchtung des nach Freiheit strebenden

Schlüsselbundes deutlich zu erkennen. Die Sache erinnerte an mittelalterliche Harnischmoden. Aber Naan sah nie nach seiner Hose, immer nach dem schwarzen Baumloch. „Beachten Sie genau, Rappeiner, daß außer uns beiden niemand durch diesen Schnee gegangen ist."

„Niemand —" Es schien, als hätte der Sekretär noch weiterhin etwas sagen wollen. Doch die aus versilbertem Stahlblech gepreßte Laterne, die er trug, verursachte ihm wachsende Schwierigkeiten. Er brauchte die beiden Hände, um die Laterne festzuhalten.

„Aus Gewissenhaftigkeit werde ich noch fragen." Der Freiherr rief: „Ist jemand hier?"

Deutlich antwortete das Echo des Waldes: „Ihr!" Dann Stille.

Lachend warf sich Naan in den Schnee und fuhr mit beiden Händen in das dustere Loch. Er griff ins Leere. Die Million war aus dem hohlen Baum verschwunden, war mit ihrem stählernen Biedermeierköfferchen auf eine rätselhafte Reise gegangen. „Aber Mensch, so leuchten Sie doch besser!" lallte Naan und tappte und suchte. Von Grauen befallen, keuchte er: „Hier — hier ist nichts mehr!"

„Doch, Herr Baron!" Das klang wie die mühsame Stimme eines Ringenden. „Hier ist jemand! Der will mir die Laterne aus den Händen reißen." Das hatte Rappeiner kaum herausgepreßt, als die Laterne seiner Hand entwischte und hinaufgerissen wurde gegen die Höhe des Baumes.

Zu Tod erschrocken sprang der Freiherr auf und

verwandelte sich in einen Schnelläufer, wie er's in seinem ganzen Leben noch nie gewesen war. Zu diesem fürchterlichen Schreck gesellte sich noch ein neuer: auch der Wagen war nimmer da. Das hatte sich auf ganz natürliche Weise vollzogen. Um die rutschenden Pferde von dem vermeintlichen Glatteis loszubringen, das unter dem Schnee verborgen zu liegen schien, hatte Josef das Coupé gewendet — und weil er merkte, daß die Pferde immer sicherer gingen, je weiter sie sich von der Lichtung entfernten, fuhr er zu und zu, bis hinaus zur Fahrstraße. Diese natürliche Sache wurde für den springenden Naan zu einem schaudervollen Entsetzen: der Wagen mit Kutscher und Pferden davongeblasen, verschwunden wie die Million, durch die Luft davongeflogen wie die Laterne.

„Rappeiner!" quiekste der atemlose Schnelläufer. „Rappeiner! Hilfe! Ich bin verloren —" Und als er die stützenden Arme seines Getreuen fühlte, klagte er wie ein Kind, das schlecht gewickelt ist oder hart geplagt wird von innerlichen Lufterscheinungen. „Jetzt — Rappeiner — jetzt bin ich reif —"

Die beiden verschwanden in der Waldgasse.

Auf der leeren Lichtung war es still. Nicht dunkel. Einige Meter über dem Schneegrund funkelte um die Mitte des hohlen Baumes ein bläulicher Schein. Da droben hing die freiherrliche Wagenlaterne, mit der Scheinwerferseite gegen die Baumrinde gepreßt. Sie war anzusehen, wie ein schwarzer, igelgroßer Leuchtkäfer, der von einem Nachtflug ausrastet und sein geheimnisvolles Glimmlicht unter dem Bauche trägt.

Kapitel XXV

Frau Lilli lag noch immer auf dem belgischen Sofa, wieder nach oben gedreht. Sie hatte sich Dunstumschläge über das Gesicht machen lassen, damit die ungewohnte Berieselung ihrem zarten Häutchen nicht schaden möchte. Die Fenster waren verhüllt, eine rotumschleierte Lampe brannte. Von ihr erhielten die heißen Leinwandbauschen auf Frau Lillis Antlitz eine zarte Kardinalfarbe. Der feine Dampf, der aufqualmte, bekam etwas mystisch Flammenhaftes und erinnerte an den Brünhildenstein.

Als Betty den heißen Umschlag wieder wechseln wollte, lispelte die Leidende: „Genug! Ich werde ruhiger.“ Ihre suchende Hand faßte den Kristallflacon mit dem englischen Riechsalz. Der scharfe Reizgeruch, der aus britannischer Heimat stammte, schien ein Molekülchen englischen Kriminalistengeistes und Sherlockischen Scharfsinnes in Frau Lillis Gehirn zu transfundieren. Mit dem ersteren hetzte sie ihren armen Naan durch einen Wirbel von gräßlichen Abenteuern, die alles überboten, was ihr aus hundert Detektivromanen in schrecklicher Erinnerung war. Der letztere schärfte ihre Sinne bis zu dem logischen Gedankenfund: daß ein mit münchnerischen Übertreibungen sich verbreitender Stadtklasch, der die geschiedene Freifrau von Siebenreut als eine Verstoßene aus Unfruchtbarkeit verlästerte, immer noch peinlicher wäre, als das

Gezischel über ein adoptiertes Kind, das man in geheimnisvolle Schleier wickeln und zu denen von Siebenreut in spannungsreiche Beziehungen bringen konnte. Sollte auch der Löwenanteil aller ehrenden Verdächtigungen ganz ohne Grund zugunsten Naans entfallen — wie herrlich, wie voll des modernsten Geistes stand Frau Lilli dann vor allen freidenkenden Seelen da, wenn man ihr nachrühmen mußte: sie hätte sich selbst überwunden und eine heimliche Sünde, nein, nur eine unglückselige Dummheit ihres Naan zur Salonfähigkeit emporgehoben.

Frau Lilli begann sich nach dem ihr gebührenden Heiligenschein zu sehnen. Dabei erwachte in ihr ein Wunsch, so hartnäckig und ungeduldig, wie noch niemals ein Gelüst in dem komplizierten Organismus einer schwangeren Frau entstanden war. Sie wehrte sich dagegen mit allen Kräften ihrer guten Erziehung. Es half nichts. Wider Willen mußte sie den dampfenden Umschlag fortlegen und sich aufrichten.

„Ach Jesus," flehte Betty, „Gnädigste können doch unmöglich mit dem erhitzten Gesicht —"

Verständigem Rate zugänglich, ließ die Freifrau sich wieder zurückfallen auf das belgische Sofa. „Erledige, was unerläßlich ist!" Während der viertelstündigen Gesichtsmassage und der das hygienische Werk vollendenden Puderung wurde das rührend Schöne, das in Frau Lillis Seele geboren worden war, noch immer schöner und rührender. Sobald der letzte Quastentupf auf ihrer Wange appliziert war, erhob sie sich und flüsterte: „Betty! Getreue Seele! Sie

werden mir helfen! Ich muß dieses neuadjustierte Zimmer sehen. Ich muß! Ich muß!"

„Welches Zimmer, Frau Baronin?"

„Unser —" In diesem großen Moment vergaß Frau Lilli sich so weit, daß sie schwesterlich den Hals ihrer Kammerjungfer umklammerte. „Unser neues — Kinderzimmer —"

Die erste Wirkung auf Betty war sprachloses Erstaunen. Dann erwachte in ihr die Freude der treuen Zofenseele. „Heilige Maria, Frau Baronin, wär das ein Glück, ja kann denn das möglich sein!"

„Es gibt Umstände," stammelte die Freifrau verwirrt, „Umstände, die alles möglich machen."

Betty jubelte: „Meine liebe Frau Baronin! Das ist doch wie ein Wunder! Und daß ich da nie was bemerkt hab an der gnädigen Frau —"

„Das kann sich auf mannigfache Weise entwickeln," phantasierte Frau Lilli unter dem unerbittlichen Zwang der Sekunde, „bei vulgären Frauen geht es in die Breite, bei zarten Naturen scheint es schlank in die Länge zu wachsen." Nach diesem Wort erschrak sie. Aber nun gab es kein Zurück mehr. Sie wußte das aus hundert Büchern, die sie unter sanftem Gruseln verschlungen hatte: so entstehen die dunklen Dinge des Lebens, mehr durch äußere Gewalt, als durch innerliche Triebe. „Betty!" flog ihre Lispelstimme. „Ich weiß, daß Sie schweigen werden! Schwören Sie mir bei Gott dem Allmächtigen, daß keine Silbe über Ihre Lippen kommt! Noch immer kann es ein Irrtum sein — obwohl die Wahrscheinlichkeit sich immer mehr ver-

dichtet, fast schon Gewißheit wurde! Kommen Sie! Ich muß diese vier geheiligten Wände meines — unseres Glückes in Augenschein nehmen!"

Dieser mütterliche Wunsch hatte schnellere Füße als seine Erfüllung. Die geweihte Pforte des Erdgeschosses war versperrt, der Schlüssel abgezogen. Erst Bettys Schwur: „Auf Ehr und Seligkeit, die Gnädigste weiß schon alles!" — konnte die Frau des Hausdieners Franz bewegen, den versteckten Schlüssel herauszugeben.

Die Kammerjungfer öffnete den geheiligten Raum, drehte die elektrischen Flammen auf, und vor Frau Lillis kummervoll sinnenden Augen lag ein duftiges Familieninterieur. Naan hatte hier vom Großen bis ins Kleinste den guten Geschmack bewiesen, den seine Gemahlin ihm anerzogen in dreizehnjähriger Ehe. Die Wände, die Täfelung, die Möbel — alles blütenweiß, wie Frau Lilli es liebte. Aus Eigenem hatte Naan noch zarte Goldlinien dazugegeben. Das zierliche, reizvoll überhimmelte Kinderbettchen war flankiert vom Bett der Bonne und von der massiveren Ruhestätte der Amme. Der Alkoven war ausgestattet als Garderobe, als Wickel- und Baderaum, und war — für den Fall, daß es der Amme die Milch verschlüge — mit Soxhletapparaten und allen sonstigen Dingen für künstliche Ernährung versehen. Und alles war überflossen von einer weißen Spitzenorgie mit keuschem Rosa und aufwärmendem Goldorange. Nichts fehlte, alles war da, vom Süßesten bis hinunter zu der noch winzig gestalteten, schamvollen Notwendigkeit

im dem kleinen Kästerl — auch wieder weiß mit feiner Goldlinie, so lieblich wie vornehm. „Nein, nein, nein," staunte Betty, „so was Entzückendes! Da möchte man gleich selber wieder ein Kinderl werden und sich draufsetzen!"

„In der Tat," lispelte Frau Lilli, immer mit dem Lorgnon vor den feuchten Mutteraugen, „mein lieber Naan hat sich selbst übertroffen! Aber sagen Sie, Betty, ist auch wirklich alles vorhanden, alles Unentbehrliche?" Erst nach längerer Musterung konnte die kundige Jungfer entdecken, daß keine Wärmflasche vorhanden wäre. „Ohne Verzug!" befahl die aufgeregte Mama. „Fahren Sie augenblicklich zum Hofjuwelier und bestellen Sie sechs silberne Wärmflaschen in verschiedenen Größen!"

„Zwei, zum Wechseln, wären doch auch genug!"

„Nein! Bestellen Sie sechs! Mein Kindchen soll nichts entbehren müssen."

Als die Jungfer verschwunden war, wurde Frau Lilli, so weit es ihre Vornehmheit zuließ, von einer tiefen Gemütsbewegung befallen. Auf eine Weise, die einem potenzierten Hofknix ähnelte, ließ sie sich vor dem Schlummerstättchen ihres kommenden Kindes niedersinken, preßte das Antlitz in den linden Traum von weißen Spitzen, von keuschem Rosa und aufwärmendem Goldorange, zeigte Schulterbewegungen wie eine Schluchzende und hauchte unter Tränen: „Mein geliebter Naan, in dieser heiligen Stunde hat deine Lilli dich zum Vater gemacht." Nach dieser innigen Zärtlichkeit weckte der Gedanke an Naan aufs neue

in ihr die Vorstellung schaudervoller Ereignisse. „Ob er noch atmet? Ob er noch lebt?“

Ja! Er lebte noch. Abgesehen von der geheimnisvollen Erleichterung um eine Million, und abgesehen von einer schweren Gehirnverstörung war ihm nicht das Geringste widerfahren. In dem Augenblick, als seine tieferschütterte Gattin ihren Mutterschrei in den Veilchenduft des Kinderbettchens lispelte, saß Naan neben Rappeiner im dunklen Coupé. Seine ungarischen Traber hatten wieder unbedrängte Hufeisen und jagten dampfend durch den Nachtschnee des Englischen Gartens. Das machte nur wenig Lärm, und so konnte Josef die exzessiven Debatten mitgenießen, die hinter ihm zwischen Naan und Rappeiner geführt wurden.

Während der Wagen sich schon dem Ausgang des Parkes näherte, spielte droben in der Königinstraße eine lebhafte Szene. Zwei berittene Gendarmen hatten ein Auto eingeholt, das entgegen dem Polizeiverbot den Englischen Garten passieren wollte. Einer von den Berittenen sprang aus dem Sattel und riß den Wagenschlag auf. Das Auto war ohne Fahrgast. Eine scharfe Einvernehmung des Chauffeurs begann. Obwohl ein Münchener, log er wie ein russischer Kriegsminister und blinzelte nach den weißen Büschen, hinter denen was Weibliches davonhuschte.

Ein paar hundert Schritte davon entfernt, noch im Englischen Garten, glänzte der einsam gewordene Scheinwerfer des freiherrlichen Wagens auf und beleuchtete grell eine alte Bäuerin, die mit ausgebreiteten

Armen mitten in der Fahrstraße stand. Erschrocken parierte Josef die Pferde, und im Wagen schrillte die Stimme Naans: „Was ist denn schon wieder?“

„So a saudumms Weibsbild hätt i schiergar überfahren!“ Nach dieser Feststellung wandte Josef sich an das unliebsame Hindernis: „Malefizschlampen, verfluchte, mach, daß d' weiterkommst!“

Das Weiterkommen besorgte die Alte flink; doch statt aus der Fahrstraße zu flüchten, sprang sie mit mädchenhafter Behendigkeit dem Coupé entgegen, öffnete den Wagenschlag und machte lachend eine fesche Verbeugung. „Da bin ich, Herr Baron! Endlich! Und ich will nur hoffen, daß ich nicht zu spät —“

„Was wollen Sie?“ kreischte Naan, in dem, nach seinen kreisrunden Augen zu schließen, noch immer das Gespenstergrauen zu rumoren schien. „Lassen Sie mich in Ruhe! Die Sache ist glatt erledigt. Sie sind überflüssig! Springen Sie wieder hinein in Ihren Wiener Kurierzug!“ Er riß den Wagenschlag an sich und brüllte hinauf zum Kutscher: „Fahren, Josef! Fahren! Fahren! Und hundert Mark Belohnung, wenn wir in einer Minute auf gutbeleuchteter Straße und zwischen unverdächtigen Menschen sind!“

„Hundert Markln?“ Josef peitschte auf die ungarischen Traber los, und der Wagen sauste.

Die alte Bäuerin, halb bekümmert und halb erheitert, sah ihm nach, unter den wenig ländlichen Worten: „Undank! Dein Name ist nicht nur Habsburg! Du kannst auch anders heißen.“ Dann in wienerischem Dialekt die grüblerische Frage: „Was

muß denn da gschehen sein? Er wird doch um Gotts-willen nöd —" Sehr hurtigen Ganges, unweiblich mit den Röcken schlotternd, folgte die alte Bäuerin dem durch den Schnee geschnittenen Wagengleis in der Richtung, die zur Tiefe des Englischen Gartens führte. Auf Dank vom Hause Siebenreut war nach dem soeben genossenen Abschied kaum mehr zu rechnen. Nur objektive, selbstlose Wißbegierde konnte die alte Bäuerin zu dieser aufmerksamen Forschungspromenade im nächtlichen Schnee verleiten.

Vom einsam gewordenen Scheinwerfer des freiherrlichen Coupés war der letzte Lichtschimmer bereits entschwunden. Der Hufakt des ungarischen Traberpaares jagte schon durch die Schönfeldgasse hinauf. Nun bog der Wagen in die Ludwigstraße ein, und Josef meldete durch das Sprachrohr: „Dreiavierzg Sekunden, die hellste von alle Straßen und lauter unverdächtige Leut!"

„Sei ruhig, Josef, du bekommst deine hundert Mark! Aber fahre, fahre, fahre, fahre!"

Als wenige Minuten später das Coupé hineinratterte unter das Tordach des Palais, tat Naan nach allem überstandenen Schreck einen Atemzug halber Erlösung. „Gott sei gepriesen! Daheim! Das ist denn doch von allen deutschen Worten das schönste!" Er sprang aus dem Coupé. „Flink, Josef! In die Frauenklinik!" Durch das offene Wagenfenster sagte er zu Rappeiner! „Es wird am besten sein, wenn Sie die in Aussicht genommene Schwarzwälder Amme gleich mitbringen. Man kann nicht wissen, was uns

die nächsten Stunden bescheren. Dieser Schweinehund hält sein Wort. Nach seiner Arbeit im Englischen Garten ist ihm eine Fixigkeit ohnegleichen zuzutrauen. Ich schwöre darauf, daß ich innerhalb der nächsten zwölf Stunden Vater bin!"

Diese Vermutung des Freiherrn von Siebenreut enthielt einen kleinen Rechnungsfehler. Schon fünf Minuten später sollte Naan erfahren, daß er um zwei Stunden zu wenig geschätzt hatte. In der Halle lief ihm der Portier verstört entgegen: „Ich bin unschuldig, Herr Baron —" Der Mann verstummte und betrachtete das Gesicht seines Herrn auf sonderbare Art.

Naan entfärbte sich. „Was? Was? Was?"

„Die Frau des Hausdieners hat sich von der Betty beschwatzen lassen und hat der Baronin den Schlüssel des Geheimzimmers ausgeliefert."

„Um Gotteswillen!" stammelte Naan. „Und meine Frau? Hat sie gleich alles hinausschmeißen lassen?"

„Im Gegenteil! Die Gnädigste haben noch neue Bestellungen dazu gemacht."

Ein Schimmer von Freude glänzte in den Augen des Freiherrn. „Der Himmel sei gesegnet, sie hat Verstand bekommen." Während er über die Treppe hinaufhetzte, sagte er immer wieder: „Die Gute! Die Gute! Ach, die Gute!" Dieses Wort hatte einen Klang voll inniger Zärtlichkeit. Droben im Flur die atemlose Frage: „Pieter? Ist etwas geschehen?"

Bevor der Alte erwidern konnte, betrachtete er auf sonderbare Art das Gesicht seines Gebieters. „Nicht das Geringste, gnädiger Herr! Die Frau Baronin,

die sich sehr angegriffen fühlte, ging vor einigen Minuten zur Ruhe."

„Die Ärmste! Aber das ist ungefährlich." Naan sah mißtrauisch umher. „Und dieser Hippolyt?"

„Der hat sich Urlaub erbeten, um eine deutsche Lektion zu nehmen."

„Schwindel! Deutsch kann er doch schon!" Naan ging auf sein Studio zu. „Gekommen ist niemand?"

„Nein, Herr Baron! Keine Menschenseele!"

„Na also, es scheint, daß ich heut noch Ruhe habe." Aufatmend betrat der Freiherr sein Zimmer, machte Licht und schien in einen salzharten Bruder der Frau Loth verwandelt zu sein. Genau so, wie es am Nachmittag gewesen, glänzte auf dem Schreibtisch, freundlich beleuchtet, die niedliche Biedermeierkassette, mit kardinalrotem Futter hinter den ornamental durchbrochenen Stahlwänden. Nur daß der Deckel jetzt geschlossen war, und daß der reizend filigranierte Schlüssel, den Naan am Nachmittag abgezogen hatte, wieder im Schlosse stak. „Pieter!" brüllte Naan gleich einem Irrsinnigen. „Wer hat diese Scheußlichkeit dahergestellt?"

„Aber Herr Baron!" Der alte Lakai bekam eine Stimme wie ein Mensch, der weinen will. „Die ist doch seit vier Uhr immer dagewesen. Die haben der gnädige Herr am Nachmittag doch selbst gebracht."

„Und was geschehen ist — im Englischen Garten?" lallte Naan. „Hat sich das alles gar nicht ereignet? Nehm ich als Vergangenheit, was Zukunft sein soll? — Pieter — dein armer Herr — ich werde verrückt —"

„Jesus, Jesus, soll ich den Medizinalrat holen?"
„Nein — nein — lieber die Amme!"

Es war kaum anzunehmen, daß der Freiherr von Siebenreut bei diesem vollbusigen Wort an den Herzog Alba dachte, der im Alter zur Bekämpfung seiner Schwächezustände Muttermilch trinken mußte. Ob's geholfen hat, ist dokumentarisch nicht belegt. Immerhin mag die Kur für den alten Herrn amüsant gewesen sein. Aber Naan war in historischen Dingen nicht so belesen, um das zu wissen. Sein Gedankengang, als er die Amme zitierte, mußte ein anderer gewesen sein. Und erhoffte er die Lösung des dunklen Rätsels, das in seinem Gehirn rumorte, von dieser reizenden Biedermeierei? Er streckte die Hände nach der Kassette, hatte aber nicht den Mut, sie zu berühren — Dinge, die mysteriös verschwinden, zu Luft werden und sich zauberhaft wieder verdichten zu festen Körpern, nimmt man nicht gern zwischen menschliche Hände. Nach allen Purzelbäumen seiner Gedanken klammerte Naan sich schließlich an etwas Verläßliches. „Das alles existiert nicht! Das alles ist unmöglich! Den Schlüssel, der da im Schloß steckt, hab ich doch in der Westentasche!" Er griff — und zog in der Verwirrung seine Uhr heraus, um neuerdings etwas Unerklärliches zu gewahren. „Die geht wieder!" Er warf einen Blick auf die Stockuhr des Kamins und stellte fest, daß seine Taschenuhr bei dem hohlen Baum im Englischen Garten um siebzehn Minuten zurückgeblieben war. Schwül sagte Naan: „Ich gebe das Denken auf und tue, was ich muß! Oder morgen

bin ich eine Leiche." Nun fand er auch in der anderen Westentasche den abgezogenen Schlüssel; es war ganz der gleiche wie der entzückend gearbeitete Doppelgänger, der im Schloß der Schatulle stak. Naan schob den seinen wieder in die Tasche. „Pieter! Verlasse mich!"

Zögernd, mit verzweifelter Sorge in den Augen, verschwand der Alte.

Naan legte den Pelz ab und bekreuzte sich wie ein frommes Kind. „Im Namen Gott des Vaters, Gott des Sohnes, Gott des heiligen Geistes!" Das Amen vergaß er. Sich aufreckend, ging er heldenhaft auf die Biedermeierkassette zu, drehte zweimal den zierlich filigranierten Doppelgänger im Schloß herum und öffnete den Deckel. Die sonst leere Schatulle zeigte auf ihrem kardinalroten Samt eine weiße Visitenkarte, beschrieben mit wenigen Worten. In Ermangelung eines zutreffenderen Zitates sagte der Freiherr: „Ecce homo!" Auf dem Zettel stand:

„Morgen!
Vormittags 10 Uhr,
Briennerstraße.
Das Kind."

Naan stammelte: „Kurz und deutlich!" Er sah nach der Stockuhr. „Nicht zwölf, nein vierzehn Stunden. Natürlich! Die doppelte Sieben!" Mit dieser Regung seines Aberglaubens — Jäger war der Freiherr von Siebenreut doch auch — verband sich der etwas erleichternde Gedanke, daß die Briennerstraße, belebt, im Zentrum der Stadt, alles andere war, nur keine unheimliche Gegend. Etwas ruhiger

werdend, legte der Freiherr den Zettel wieder in die Schatulle und schloß den Deckel. Geleitet von einem mannhaften Entschlusse ging er auf seinen Waffenschrank zu, versperrte ihn, riß das Fenster auf und schleuderte den Schrankschlüssel wie etwas Ekelhaftes in den Park hinunter — für alle Fälle — um den unüberlegten Rappeiner, der schon heut nach den Revolvern hatte greifen wollen, wenigstens für morgen vor jeder folgenschweren Dummheit zu bewahren. Obwohl auf schwäbischem Boden geboren, war Naan seit nahezu fünfzig Jahren doch schon so weit zum Münchner geworden, um gegenüber dem polizeilichen Machtspruch, der innerhalb des Stadtbezirkes das Abfeuern von Schußwaffen irgendwelcher Art bei hoher Strafe verbot, ein folgsamer Fridolin zu bleiben.

Ein Straßenkampf in München? Nein! Ausgeschlossen! Das war eine geradezu absurde Idee — ganz abgesehen von der naheliegenden Mö„lichkeit, daß auch das herzige Kindchen dabei verletzt werden könnte — oder ein harmloser Spaziergänger, ein Neugieriger — denn neugierig sind die Münchner alle. Wenn die Nase sie kitzelt, springen sie blind in ihr Verderben. Entstehen in München Aufläufe und Radauzüge von 10000 Menschen, so sind immer 9980 Neugierige dabei, einer aus Schwabing, der prinzipiell Spektakel macht, und neunzehn, die mitschreien, ohne zu wissen warum. Dann telegraphieren die zugereisten Reporter nach allen Windrichtungen: „In Isarathen haben 50000 Unzufriedene erbittert demonstriert.“ Die verständige Welt da draußen sagt:

„Pfui Teufel!“ — und das gute, dumme, ruheliebende München hat den Schaden davon. So macht man bayerische Geschichte. Sie sieht aber auch entsprechend aus.

Als Naan das Fenster wieder schloß, das er der Münchener Bürgerruhe zuliebe geöffnet hatte, trat Pieter ein und betrachtete scheu das rätselvolle Gesicht seines Gnädigen, bevor er die Meldung stammelte: „Herr von Dollmann!“

„Der Gustl?“ Dieser Besuch schien dem Freiherrn nicht gelegen zu kommen. „Ich lasse bitten.“ Er machte ratlos ein paar Zickzackschritte, packte den Pelz und wollte ihn der Biedermeierschatulle über den Deckel werfen. Bevor es geschehen konnte, trat Gustl Dollmann ein.

Schon auf der Schwelle fing Dollmann zu lachen an, deutete auf die unverhüllte Biedermeierei und sagte: „Hic Rhodus! Und du, lieber Naan, bist nicht gesprungen! Genau so, wie ich es vorausgesagt. Und drum komm ich jetzt, um dir meinen Respekt vor deiner graden Mannhaftigkeit auszusprechen, und um — ja, Naanchen — um dir zu danken.“

„Danken?“ wiederholte Naan, mit seinem Pelz beschäftigt.

„Du hast mir verläßlich und treu geholfen, eine Wette von hundert Flaschen Sekt zu gewinnen. Natürlich trinken wir davon nur vier oder fünf. Den Rest verwandeln wir in eine wohltätige —“ Gustl Dollmann wurde stumm und betrachtete erschrocken den Freund. „Mensch? Ums Himmelswillen! Was hast du denn im Gesicht?“

„Ich? Wieso?“ Der Freiherr trat hastig auf einen Spiegel zu und stand entsetzt vor seinem Ebenbild. Sein ganzes Gesicht, noch kardinalröter als der Unterrock der Biedermeierschatulle, war dicht übersät mit erbsengroßen, spitz aufgeschossenen Pusteln. Das sah so aus, als hätten dem Freiherrn auf Wangen und Stirne hundert Borsten wachsen wollen, als hätte die Epidermis sich hartnäckig gegen ihren Durchbruch gesträubt, und als hätten die Borsten immer obstinat geschoben und geschoben. „Das —“ stammelte Naan, „das ist die Beulenpest!“

Nach allem Schreck fing Gustl Dollmann fürchterlich zu lachen an. „Naanchen, Naanchen! Ich fürchte, der Gewinn meiner Wette ist keine völlig reinliche Sache. Du hattest wohl heut am Nachmittag, um ruhig zu bleiben, eine Seelenstärkung nötig? Denn was du im Gesicht hast, Naanchen, ist unverkennbar die Likoritis.“

„Wie? Was?“

„So bekommen es die Barsümpflinge, wenn sie ein halbes Dutzend von der Prairie-oyster verschlucken.“

Erleichtert sagte Naan: „Das könnte stimmen.“ Er dachte an den Kolasirup, an das Vallidol und an den Schoppen Cognak. „Es juckt abscheulich. Gibt es ein Mittel dagegen?“

Pieter mußte nach Dollmanns Ratschlag Eau de Cologne und Taschentücher bringen. Naan tupfte und tupfte. Die Verdunstung kühlte, die Pusteln gingen sichtlich zurück. Allerdings roch es jetzt im Studio des Freiherrn von Siebenreut wie in einem Friseurladen.

„Es wird besser! Ich danke dir, lieber Gustl! Willst du nicht Platz nehmen? Zünde dir eine Zigarre an! Und sprich! Weshalb kommst du? Ich habe nicht ganz verstanden —"

„Rauchst du nicht auch?"

„Danke! Mir sind heute schon reichliche Giftwolken durch den Verstand gegangen."

„Naan? Ich hoffe doch, du, ein verständiger Mensch, hast dich nicht aufgeregt — nicht ernstlich?"

Der Freiherr bekam den bohrenden Blick eines Staatsanwaltes. „Davon weißt du?" Er tupfte nervös mit dem Eau de Cologne.

„Na ja, natürlich — deshalb komm ich doch jetzt."

„Du?" fragte Naan unter jähem Einfall. „Hat vielleicht die gute, prächtige Lilli schon wieder telephoniert an dich?"

„Am Nachmittag, bei unserem Poker, das hab ich dir doch gesagt."

„Ich meine später, innerhalb der letzten Stunde?"

„Nein, Naan!" Dollmann schmunzelte. „Da hätte sie mich telephonisch nicht erreicht."

„So? Aber sprich! Wenn ich auch nicht klarsehe, so ahne ich doch ungefähr, daß du jetzt, mein lieber Junge, aus treuer Freundschaft für mich eine große Torheit begehen willst."

„Jetzt? Du irrst dich, Naan! Die Torheit, die ich aus Freundschaft für dich beging, ist älter als ein halbes Jahr."

„Du machst mich neugierig!" Naan tupfte.

„Erinnerst du dich jenes Abends in deinem Wald-

haus, im Frühling, zur Schnepfenzeit? Wir waren unser Sieben — du hältst doch so viel auf diese Zahl. Unter den sechs Gästen auch die beiden, mit denen wir heute Poker spielten, Ruster und Zedlitz. Du warst in sehr übler Laune — wegen einer von Lillis Gruselkrisen, die sie ihrer schrecklichen Lektüre zu verdanken pflegt. Sie hatte damals eine schauerliche Erpressergeschichte gelesen, englisches Fabrikat natürlich."

„Ja — die dumme Geschichte dämmert wieder auf in mir." Naan schüttete Eau de Cologne auf ein frisches Taschentuch.

„Du sagtest: ‚Wie kann nur ein vernünftiger Mensch auf solchen Blödsinn hineinfallen!' Das ging sowohl auf Lilli, wie auf das ängstlich gewordene Opfer des englischen oder amerikanischen Erpressers in der ekelhaften Verbrechergeschichte. Dann sagtest du: ‚So einer sollte mal zu mir kommen! Den Wisch in den Papierkorb! Und der Schweinehund hätte seinen Fußtritt weg, bevor er sich umsieht.' So sagtest du, Naan. Ich glaube, daß ich fast wörtlich zitiere."

Schweigend behandelte der Freiherr die Symptome seiner Likoritis.

„Du bliebst im Waldhaus. Wir Sechse fuhren in der Nacht noch heim, ein bißchen weidmännisch angeheitert. Naan, du solltest im Waldhaus leichtere Weine haben. Natur und Jagd, da kann man den Suff entbehren. Während der Heimfahrt, mit heißen Köpfen, kam dein Erpresserthema wieder aufs Tapet. Und Zedlitz — du weißt, der arme Kerl hatte vor Jahren so was Ähnliches und ist dabei schwer hinein-

gefallen — Zedlitz meinte, wenn's dir an die eigene Haut ginge, würdest du vermutlich ebenfalls anders handeln, als du redest. Ich nahm deine Partei, sagte: wie du sprichst, so handelst du — die Debatte wurde hitzig — und im Handumdrehen war die Wette gargekocht. Ich hielt sie, mit hundert Flaschen Sekt, gegen die fünf anderen. Am nächsten Morgen, bei hellem Kopf, war mir die Sache sehr unerquicklich. Aber Handschlag ist Handschlag. Krebsen war ausgeschlossen — so leid mir's tat."

„Geh, lieber Gustl! Du nahmst doch meine Partei, mach dir also keine Vorwürfe!" sagte Naan verständig und tupfte wieder. Dabei sah er wunderlich ernst ins Leere. „Und wenn es so gewesen wäre — eine — eine ‚Wette' — das hätte sogar ein bißchen was von ausgleichender Gerechtigkeit!"

„Aber Naan! Es war doch so!"

„Ja, ja! Sprich nur!"

„Ich wurde erst wieder ruhig, als mir Zedlitz und Ruster acht Tage später den Brief brachten, den sie im Klub zusammengeulkt hatten. Die Geschichte war derart blödsinnig, daß ich schwören konnte: da fällst du doch nicht hinein."

„Blödsinn?" Naan nickte gedankenvoll. „Apfelbeck charakterisierte das noch treffender. Er sagte mit Scharfsinn: ‚dummer August!' Dich, Gustl, hat er dabei nicht gemeint. Im Vertrauen kann ich dir bekennen, daß er den wirklichen Gauner bereits ermittelte."

Jetzt wurde auch Dollmann ernst. „Dann ist dieser

Apfelbeck, den ich für einen netten, klugen, kopfgesunden Münchner gehalten habe, ein staatsgefährliches Polizeikamel."

„Auch ich habe mich getäuscht in ihm, leider, zu meinem Schaden. Jetzt weiß ich, daß dieser Apfelbeck ein kopfgesunder, kluger, prächtiger Münchner ist. Hätt ich ihm vertraut, wie er es verdiente — ja, mein lieber Gustl, dann hättest du deine — deine fiktive Wette reinlich gewonnen. Jetzt wirst du sie — fiktiv — bezahlen müssen."

Dollmann konnte wieder lachen. „Aber Naan! Ich habe sie doch real gewonnen."

„So? Meinst du? Also! Sprich weiter!"

„Weil der Gallimathias dieses Briefes so handgreiflich war, daß du unmöglich hineinfallen konntest, hab ich selber, um dich fein herauszulotsen, mit Humor noch mitgeholfen. Daß du, bei allem Unsinn, die Sache der Polizei übergeben mußtest, war selbstverständlich. Das hab ich doch von dir erwartet. Ich sagte: ‚Naan wird nicht blechen, Naan wird sich wehren'. Um die polizeilichen Erforschungsmöglichkeiten in sichere Ferne zu rücken, hab ich den Brief zum Kopieren an meine Schwester Eugenie nach Salzburg geschickt —"

„An deine Schwester Diesberger von Hoheneck? Oh?" Naan tupfte unter spöttischem Schmunzeln. „Allerdings, das hat der kluge Apfelbeck noch nicht herausgekitzelt. Er ist eben leider kein Engländer, nur ein dummer Münchner! Aber die ‚gutgeschulte Damenhand' — jawooohl — und das ‚Briefpapier mit dem patentierten Hubertuskopf', und —"

„Naan? Was meinst du da?"

„Hast du denn das Briefpapier deiner fiktiven Hilfsdame nicht gegen das Licht betrachtet?"

„Nein."

„Gustelchen, dann hat deine schön erfundene Geschichte schon das erste Loch."

„Erfunden? Erfunden? Aber Naan, ich sage dir doch die reine Wahrheit."

„Die ist genau so wahr wie der Eid, den jeder Gentleman schwört zur Ehrenrettung einer geliebten Freundin. Aber sprich weiter, Gustl! Jetzt wirst du mir wohl erzählen wollen, daß du deine Erpresserhymne vertauschtest gegen den Brief der Doloreswerke?"

„Selbstverständlich."

„Sooo? Wie hast du denn das gemacht?"

„Sehr einfach. Ich habe den Brief monatelang bei mir herumgetragen, bis sich die Gelegenheit ergab —"

„Genau am 27. Oktober, beim Einlauf der Abendpost?"

„Ja, Naan! Ich war mit Minna bei Lilli zum Tee. Lilli schickte mich mit einer Wohltätigkeitsgeschichte zu Rappeiner hinüber. Der schrieb gerade den Postvermerk auf die Briefe, die im Postbuch schon eingetragen waren und staffelförmig übereinanderlagen. Ich saß auf dem Schreibtisch und schwatzte — lauerte auch wieder ein bißchen — und da fragte das Maschinenfräulein den Sekretär wegen einer unleserlichen Stelle, die sie zu kopieren hatte. Er beugte sich hin-

über, diktierte ihr den Satz, und inzwischen zog ich wuppdich einen Brief aus der noch ungemerkten Staffel heraus, schob den meinen hinein und schwatzte und erzählte lustige Anekdoten, bis Rappeiner die Staffel der gemerkten Briefe zusammenschob und in die Mappe sperrte."

„Unglaublich einfach! Wirklich, Gustl, das ist glänzend erfunden! Und am 7. November? Da hast also du die schwarze Todesmahnung an den Busen meiner Frau gesteckt?"

„Die zwei Maschen hab ich machen lassen, ja —"

„Die zwei sagst, du?"

„Ja. Die erste hat meine Minna verabreicht, als sie mit Lilli vor der Akademiesitzung spazierenfuhr."

„Ausgezeichnet! Und die zweite? Am 7. Dezember?"

„Die hab ich dir angesteckt, bei dir im Wagen, nach dem Jagddiner beim Prinzen Felix."

„Geradezu überraschend! Und die dritte?"

„Dritte? Wieso? Es waren doch nur zwei."

„Du irrst dich, Gustelchen! Deine treue Freundschaftsgeschichte hat schon wieder ein Loch. Es waren drei Maschen. Am 7. Dezember, beim Monsignore Collofalconi, hatte ich zwei Maschen auf meinem Frack."

„Nein! Unmöglich!"

„Aber wahr! Und der zweite Erpresserbrief, der mich nach Siebenbrunn bestellte? War der auch von dir?"

Dollmann zog die Brauen zusammen und schwieg.

„Nun?“

„Davon weiß ich nichts.“

„Drittes Loch!“ Naan verschüttete die Hälfte des Eau de Cologne, das noch in der Flasche war. Der Geruch im Studio wurde so vehement, daß Dollmann Kopfschmerzen davon zu bekommen schien — wenigstens preßte er die Hand an die Stirne. „Naah, kluges Gustelchen, studierst du jetzt? Und gib acht, jetzt kommt das vierte Loch deiner lieben, gutgemeinten Geschichte. Das größte! Den ersten Erpresserbrief, der bei den Akten lag, und den meine mißtrauische Dummheit zu benötigen glaubte, hat der Polizeipräsident mir eigenhändig zurückgeschickt, vor einem verläßlichen Zeugen, eingeschrieben. Als ich das Kuvert öffnete, war dieser Brief nicht drin. Hast du ihn herausgezaubert? Das Kuvert enthielt den verschwundenen Originalbrief der Stuttgarter Doloreswerke. Hast du ihn hineingehext? Jetzt hat ihn die Polizei.“

„Aber Naan! Das ist doch Widersinn! Den Brief, den ich damals im Oktober nahm, den hab ich noch immer.“

„Wahrhaftig? So zeig ihn mir!“

Gustl Dollmannn riß mit zitternden Händen die Brieftasche heraus. „Da ist er. Hier!“

Naan wurde so neugierig, daß er die hygienische Behandlung seiner Likörpusteln unterbrach. „Oooh! Geradezu meisterhaft! Das gleiche Papier, der Firmenkopf, die gleiche Maschinenschrift — wie hast du denn in der Schnelligkeit das alles so zusammengebracht?

Aber dein Maschinenfräulein scheint eine korrekte, gewissenhafte Deutsche zu sein. Sie hat in dieser Nachahmung die beiden Tippfehler ausgebessert, die das bei den Akten liegende Original enthält."

Mit einem wunderlichen Laut sprang Dollmann vom Sessel auf. „Naan! Ich merke, daß mein unüberlegter Scherz nicht ohne Strafe bleiben soll. Das alles ist mir unverständlich. Erklären kann ich es mir nur unter der Hypothese, daß einer von uns beiden schwer bekneipt ist — um nicht besoffen zu sagen. Ich glaubte bis vor einer Minute, daß ich nüchtern wäre."

„Bei mir könnte deine Hypothese halbwegs zutreffen. Ich habe heute schon viel verschluckt. Es rumort wie Feuer in meinem Leib und Blut. Aber der Kopf ist mir an diesem Abend hell geworden. Und jetzt sag mir noch, wieso du glaubst, deine Wette gewonnen zu haben?"

„Um das Programm unseres Narrenstreiches völlig durchzuführen, kaufte ich vor einiger Zeit die Biedermeierkassette, die hier auf deinem Schreibtisch steht."

„Stimmt zur Hälfte! Apfelbeck hat mir's vorausgesagt — nur nicht, daß du sie kaufteſt. Das konnte er natürlich nicht erforschen. Vielleicht bist du aber nun auch so phantasievoll, um mir sagen zu können, wie diese Kassette in mein Zimmer kam?" Der Freiherr tupfte wieder.

„Während wir dich am Pokertisch festhielten, machte ein junger Schauspieler des Hoftheaters deine Maske und besorgte das."

„Das Faktum hat dir die Lilli doch telephoniert. Und — ein Schauspieler? Dieser Einfall imponiert mir nicht — der ist sehr naheliegend, Gustelchen! Aber daß du jetzt gerade zu mir kommst?“

„Aber Naan! Wir drei, der Zedlitz, der Ruster und ich, wir sind doch fünf Minuten nach dir vom Klubhaus weggefahren. In einem Landauer fuhren wir hinunter in den Englischen Garten. Und auf der Route deiner gewohnten Spazierfahrt, weit drunten, wo du immer zu wenden pflegst, da haben wir dich erwartet.“

„Und da kam ich nicht?“

„Nein.“

„Na also! Dann hast du deine Wette doch gewonnen, aus gutem Glauben an mich. Gehe fiktiv in den Klub und sag's den anderen! Die sollen blechen! Schade, daß es nur hundert fiktive Flaschen sind! 80000 Pullen Heidsick wären das Richtige. Das wäre rund die Expressermillion. Mehr will und darf ich dir heute nicht sagen. Aus zwingenden Gründen.“ Mit der Linken das heftig duftende Taschentuch an die Stirne pressend, legte Naan die Rechte auf Dollmanns Schulter und rüttelte ihn herzlich hin und her. „Ich danke dir, Gustl! Diesen gutgemeinten Dienst von heute werde ich dir nie vergessen. Du bist ein treuverläßlicher, opferwilliger Freund, der richtige Deutsche, der für den bedrohten Bruder durch Dreck und Wasser springt —“

„Aber Naan! So ist das nicht! Dieser Glaube ist ein Irrtum —“

„Geh, Gustelchen! Halte mich meinetwegen für den minder Klügeren von uns beiden. Ein Dummkopf bin ich nicht. Das alles kannst du doch nur von Lilli wissen, die dich vermutlich in ihrer Sorge um mich zu Hilfe rief. Und da hast du dir, um deinem armen Freunde Naan die Ruhe wiederzugeben, diese Fabel zusammengereimt — überraschend geistvoll, wie ich gern bekenne. Nur die Löcher, von denen du keine Ahnung hattest, konntest du nicht füllen. Das nimmt der Größe und Schönheit deiner Freundschaftstat kein Tüpfelchen weg."

„Naan! Bin ich von Sinnen? Bist du es? Träume ich? Oder bin ich wach?"

Etwas eilfertig erschien der alte Pieter. „Herr Baron! Herr Baron! Die gnädige Frau ist außer sich. Sie hat gehört, in welcher Gesichtsverfassung der Herr Baron nach Hause kam. Ganz verzweifelt ist sie. Und immer weint sie: er soll kommen, er soll kommen, ich sterbe vor Angst."

„Ja, Pieter! Sofort!" Naan wandte sich an Dollmann. „Höhere Gewalt, Gustl! Wir müssen unser Gespräch beenden, so fesselnd es für mich war. Ich sehe dir an, wie konsterniert du bist. Aber mache dir keine nutzlose Gehirnplage. Ein so kluges Köpfl du hast, du wirst in fünf Sekunden nicht herauskitzeln, was mich fünf Wochen lang perplex und ratlos machte. Deinen fiktiven Juxbrüdern im Klub kannst du sagen, daß ich im Augenblick der höchsten Gefahr mit mannhafter Entschlossenheit das Richtige traf und durch kühnen Gegenstoß mein Leben und mein Haus gerettet

habe. Schade, daß sie nur fiktiv bezahlen sollen, nicht real — diese Hornochsen einer mangelhaften Menschenkenntnis!"

„Aber Naan! Ich bitte dich! Erkläre mir doch —"

„Nein, Gustl! Wahrer Mut verschleiert seine Taten, bis sie selbst von sich reden machen. Nur auf ein fünftes Loch deiner freundschaftlichen Fabel möchte ich dich noch hinweisen. Wie viele Schlüssel hatte die Biedermeierkassette, die du gekauft haben willst?"

„Nur den einen — der da im Schlosse steckt!"

„So? Und der andere? Den ich in der Westentasche habe? Hier?" Naan hob das zierlich filigranierte Geheimnis ins helle Lampenlicht. „Also? Daß ich diesen kunstvoll gearbeiteten Schlüssel seit vier Uhr nachmittags imitieren ließ, wie du den Originalbrief der Doloreswerke? Das wirst du bei gesundem Menschenverstand nicht annehmen. Geh heim, lieber Gustl! Und morgen bitte ich dich, mit deiner Minna bei uns zu speisen." Naans verpustetes Angesicht bekam eine weihevollen Glanz. „Es wäre möglich, daß diese Mahlzeit einen feierlichen Charakter erhielte." Mit der Haltung eines Menschen von innerlicher Größe verließ der Freiherr die Sonnenblumenstube.

Sinnend betrachtete Gustl Dollmann die Biedermeierkassette, deren Schlüssel auf rätselhafte Weise ein Zwilling geworden war. Dann sagte er kopfschüttelnd: „Da kann man nur Talbot zitieren: Unsinn, du siegst!" Ein heiteres Lachen. „Mag alles sein, wie es will, ich erkenne den Kultursegen der Detektivlektüre. Ist

sie das einzige, was wir von England lernen, dann wehe unserem Volk!" —

Auf dem hurtigen Weg zur Venusgrotte kam Naan im Korridor an einem Spiegel vorüber. Er betrachtete sich und war leidlich zufrieden. Die Liköritis war noch lange nicht beschwichtigt, aber wenn auch ihre organische Revolution nach innen weitergärte, so waren doch ihre äußerlichen Symptome runder geworden, sanfter, kleiner, zarter an Farbe. Auch noch vor dieser gemilderten Sache erschrak Frau Lilli, als Naan die Venusgrotte betrat. „Entsetzlich! Liebster!" klagte sie aus ihrer linienlosen Spitzenwoge heraus. „Was hast du denn in deinem guten Gesicht?"

„Da du es wissen willst, muß ich es sagen. Es sind die physischen Folgen meines Seelenaufruhrs, die Folgen der schweren Exaltation über deine Weigerung, mein Leben zu retten."

„Aber Naanchen!" Sie hatte große Wasserperlen an den bernsteingelben Wimpern hängen und sah so mädchenhaft und lieblich aus, wie vor vielen Jahren, in einer Zeit, in der Naan sie noch gar nicht gekannt hatte. „Ich will ja doch! Und wenn es zu deinem Besten ist — und wenn du überzeugt sein solltest, daß dieses Kindchen mit Gewißheit erscheinen wird — so will ich — Betty ist eingeweiht und wird mir helfen — dann will ich dir zuliebe so tun — als ob —" Eine runde Handbewegung ersetzte das unausgesprochene Wort.

Tief gerührt durch dieses heldenhafte Frauenopfer ließ Naan sich auf den Rand der rosig umwölkten Venusmuschel nieder und umarmte seine Frau mit

einer Zärtlichkeit, daß Frau Lilli sich nicht erinnern konnte, jemals ein so inniges Entgegenkommen von ihm erfahren zu haben. Erschauernd schmiegte sie sich an ihn, hielt selig atmend die Augendeckel geschlossen, konnte die Symptome der Likoritis nimmer gewahren und nahm ihren Naan — weil sie nie einen anderen gefunden hatte — für den wohlgeformtesten aller Männer auf Erden.

Die Zitternde immer streichelnd, sagte er: „Du Herzensgute! Alle meine Erwartungen hast du übertroffen. Aber weißt du — dieser liebevolle Einfall — Lillichen, das geht nicht —"

„Es muß gehen. Die Welt ist dumm und leicht zu betrügen. Laß mich und Betty nur machen."

„Unmöglich, du teures Herz! Die Gesetze verbieten das."

„Gesetze?" Kindhaft blickte sie zu ihm auf. „Gibt es denn Gesetze auch für uns?"

„Leider!"

„Wie ungerecht!" In Kummer und Empörung klappte sie die Augendeckel zu und schmiegte ihr Puppengesichtchen wieder an den Siegfriedpanzer, an die gestärkte Hemdbrust ihres Gatten. Trotz allem Gedankenlosigkeitswirbel blieb sie so weit ihrer Sinne mächtig, um den heftigen Wohlgeruch zu wittern, der ihrem Jochanaan entströmte. Sie war nicht unangenehm davon berührt. Im Gegenteil. Dennoch glaubte sie auch in diesem Augenblick erzieherisch wirken zu müssen und hauchte: „Naanchen! Sei nicht böse — aber sieh — das muß ich dir wieder sagen —"

„Was?“

„So viel Parfüm, und wenn es auch echtestes Eau de Cologne ist, nimmt ein Mann aus guter Gesellschaft nicht.“

„Parfüm? Ach nein, Geliebte! Das ist Medizin!“ Mit leiser Stimme begann der Freiherr von seinen Abenteuern im Englischen Garten zu erzählen, von seiner männlichen Entschlossenheit, von seinem kühnen Handstreich. Und dieses Heldenlied seiner selbst vermochte er mit der Beteuerung zu schließen: „Schon morgen, fünf Minuten nach zehn Uhr, wirst du Mutter sein.“

Lebhaft und überlegen plaudernd, soupierte er in der Venusgrotte. Als er sich zur Ruhe begeben wollte, umklammerte Frau Lilli seinen Hals. „Verlaß mich nicht! Mir war so erquickend wohl! Nun ist mir unheimlich ums Herz. Ich fürchte mich.“

Er blieb — um die Gespenster zu verscheuchen, von denen Frau Lilli sich beflattert fühlte. Männer, welche duften, beleben das Weibliche, und Frauen, welche zittern, wirken befeuernd auf alles Männliche. Eine schon brüchig gewordene Ehe wurde neu gefestigt. Das schreckliche Röntgenbild der Lindwurmstraße sank in Vergessenheit, weil Freiherr von Siebenreut durchflutet war von seltenen Hochgefühlen, die er selbstbewußt auf eigene Rechnung schrieb, ohne sich an den Kolasirup, das Vallidol und den Kognak seiner zehnfach potenzierten Prairie-oyster zu erinnern.

Kapitel XXVI

Unter dem Gefunkel der Sterne, klug den berittenen Schutzleuten ausweichend, die im Schneeschweigen des Englischen Gartens auftauchten, war die alte Bäuerin, immer der Siebenreutischen Wagenfährte nachspürend, bei dem drehbaren Balken mit der warnenden Inschrift angelangt. Nun sperrte der Balken nimmer die Fahrstraße, sondern lag wieder als Riegel quer über den Waldweg — ein Widerspruch zu den konfusen Fährten im Schnee, die unter dem Balken wegliefen. Mit einer kleinen Aluminiumlaterne überall hinleuchtend, unterzog die alte Bäuerin das Stapfengewirr einem eingehenden Studium und murmelte anerkennend: „Hut ab! Mein Herr Kollege arbeitet nobel!“ Das Laternchen zuklappend, schlüpfte sie unter dem Sperrbalken hindurch und folgte, scharf in die verschneiten Büsche spähend, dem polizeilich verbotenen Waldweg. Jetzt öffnete sich die träumerische, vom Sternenglanz überglitzerte Lichtung. Leise pfiff die alte Bäuerin vor sich hin. „Nöd schlecht! Das hohle Baamerl! Und etwas geisterhaft illuminiert.“ Diese Bemerkung galt dem wunderlichen Leuchtkäfer, der noch immer mit der Glasseite da droben an der Rinde hing und seinen bläulichen Schimmer matt verbreitete. Noch intensiver, als für diese schwer erklärliche Lichterscheinung, schien sich die alte Bäuerin für das finstere Loch am Fuß des Baumes zu interessieren.

Während sie näherſprang, machte ihr Rock eine wehende Aufwärtsbewegung, wie unter einem heftigen Windſtoß. Dieſer ſeltſamen Erſcheinung nicht achtend, warf die ländliche Dame ſich platt in den Schnee und leuchtete mit der Aluminiumlaterne in die geräumige Höhlung. „Schon erledigt! Sauber ausgraamt!“

Irgendwo in den Stauden klang ein feines Auflachen. Auch wenn es lauter geweſen wäre, hätt' es die Bäuerin nicht vernehmen können, weil ſie den Kopf bis über die Schultern in das Baumloch hineingeſchoben hatte. In der hohlen Seele des alten Stammes ſchien ſchlechte Luft zu brüten. Die Bäuerin fühlte ſchwere Kongeſtionserſcheinungen. Das hinderte ſie nicht in der Betätigung ihres Forſchungstriebes. Deutlich erkannte ſie im Innern des Baumes, daß man die natürliche Höhlung künſtlich noch um ein beträchtliches erweitert hatte. Und das Loch ſchien hoch hinaufzureichen in den Stamm, ihn teilweiſe zu durchbohren. Oder war es in der Höhe mit einer ſonderbaren Sache wieder zugeſtopft? Um nach oben leuchten zu können, drehte ſich die Bäuerin auf den Rücken und brach in einen Laut aus, der ſich miſchte aus Verblüffung und Wohlgefallen. Da droben, in halber Zimmerhöhe, hing die ſtählerne Biedermeierkaſſette mit der Siebenreutiſchen Million! Jede Täuſchung war ausgeſchloſſen. Unverkennbar war's die Schatulle, deren genaue Beſchreibung Rappeiner ins Gaſthaus „Zum bayriſchen Hieſel“ bei Berg am Laim telephoniert hatte. Wie kam ſie da hinauf? Hatte der Gauner ſie von oben mit einem feſten Angelhaken gefiſcht und in die Höhe

gezogen? Warum war er dann mit dem kostbaren Raub nicht verduftet? Wollte er eine ruhige, ungefährdete Stunde abwarten? Oder war die Kassette in der engergewordenen Höhlung stecken geblieben? Und saß der Gauner noch immer da droben zwischen den Ästen? Bei diesem Gedanken wollte die Bäuerin hurtig aus dem gefährlichen Loch heraus. Aber da war ein Hindernis vorhanden. Trotz allem Zerren kam die Alte nur bis zur Nase aus dem Baum und nimmer weiter nach rückwärts, weil ihr Rocksaum lotrecht in die Höhe gezerrt und da droben festgehalten wurde wie in einem Schraubstock. „Teufel! Hat er mich schon?" Erst schlug und trampelte und stieß die bejahrte Landfrau mit beiden Füßen, fand aber keinen Feind, nur Schnee und Luft. Dann tappte sie verzweifelt an ihrem hochgezerrten Rock herum, wie auf der Suche nach einer Tasche, die vermutlich was Hilfreiches enthielt. Der Sack war so hoch gegen den Baum hinaufgezogen, daß die behinderten Arme der Bäuerin nicht emporreichten. Unter wütendem Gezappel ließ sie aus ihrer ergrimmten Seele eine Perlenschnur von Flüchen herausfahren, die dem Wortschatz des echtesten Wiener Fiakertums entnommen waren. Plötzlich wurde sie stumm und unbeweglich, weil sie nicht weit von dem hohlen Baum ein heiteres Lachen vernommen hatte.

Schritte knirschten im Schnee, ohne ganz heranzukommen, und eine muntere Stimme sagte: „Guten Abend, verehrter Kollege Weishappl! Wie kommen Sie denn so überraschend von Salzburg nach München?

Und schon wieder in einer neuen prachtvollen Maske? Heut heißen Sie vermutlich nicht Madam Prohaska? Heißen Sie heut Portiunkula Grundhuberin? Oder Frau Kreszenzia Himmelstoß? Aber was machen Sie denn eigentlich da?"

Nach längerem Schweigen ließ der halb im Baum steckende Schnabel sich etwas kleinlaut vernehmen: „Oh, Servus, Kollege Apfelbeck! Schön haben S' mich wieder aufsitzen lassen!"

„Ich? An Ihrer Zwicklage bin ich so schuldlos, wie ein noch ungeborenes Kind am Apfelbiß der Urmutter Eva — an die Sie, von hinten gesehen, augenblicklich ein bisserl erinnern. Ein Glück, daß Sie kostümtreue Flanellunterhosen haben. Die Nacht wird kalt. Aber ich freue mich aufs wärmste über unser Wiedersehen."

Ein resignierter Seufzer. „Na, alsdann, ich konstatiere, daß ich neuerdings der Lackierte bin. Aber jetzt erlösen S' mich kollegial aus dieser ebenso unerklärlichen wie scheußlichen Situation! Ich bin doch nöd der Teufel, der beim Schmied von Jüterbog auf den Apfelbaum kraxelte."

„Ja, Kollega, Ihr Rock — den Sie wohl in einem Bauernhäusl bei Berg am Laim requiriert haben — hängt wie angenagelt. Haben Sie vielleicht was Eisernes in der Tasche?"

„No ja, meinen Revolver halt!"

„Sehen Sie, das kommt davon, wenn man so gefährliche Sachen einsteckt."

Weishappl begann unmutig zu werden. „Haben Sie vielleicht keinen?"

„Gott bewahr! Ich bin waffenlos."

„Geh?" Etwas Lauerndes war in dieser Frage. „Herr Kollega, jetzt schwindeln S' aber!"

„Unter Amtseid, ich trage nichts Eisernes bei mir." Apfelbeck lachte. „Wozu denn auch? Der Gauner ist nicht blutdürstig. Und Sie sind dank dieser reizenden Situation völlig unschädlich. Vielleicht ist ‚reizend' nicht das richtige Wort. Wenn man Sie so auf eine Postkarte photographieren würde, müßte die Polizei dieses unsittliche Bild konfiszieren. Eine Dame mit aufgehobenem Rock — oh, pfui!"

Die Bäuerin machte lebhafte Zuckbewegungen, um ihre zwecklosen Bemühungen nach kurzer Zeit wieder einzustellen. „Da soll doch — — Sie! Möchten S' mich nicht endlich aus diesem mirakulösen Fuchseisen herauskletzeln?"

„Ein paar Stunden werden Sie noch Geduld haben müssen. Ja, Herr Weishappl, spät wird's werden, bis wir heut in die Federn kommen. Helfen kann ich Ihnen nicht. Ihren Revolver könnte nur ein Goliath zur Nachgiebigkeit bewegen. Um Ihr unanständiges Röckerl zu amputieren, fehlt mir das nötige Messer — und hätt ich eines, so würde es, bevor ich zum Schneiden käme, verläßlich den gleichen Weg nach aufwärts spazieren, wie Ihr unglückseliger Revolver und die Wagenlaterne des Freiherrn von Sieben —"

Diesen Namen ließ Weishappl nicht zu Ende kommen. „Und wie in dem verfluchten Baam da drinnen seine Million mit dem stählernen Kastl?"

Apfelbeck komplimentierte: „Respekt vor der Schärfe Ihrer Beobachtung!"

„Es dämmert!" Die Stimme des verblüfften Wieners klang stark asthmatisch. „Ein — Elektromagnet?"

„Und was für einer! Ein ‚Rissenvieh', nach Angabe des Monsignore Collofalconi. Auf hundert Schritt vom Baum ist mir die Uhr stehen geblieben, weil der Magnet die Spiralfeder lähmte. Da drüben am Waldsaum hat er den zwei ungarischen Trabern des Barons die Eisen fast von den Hufen gerissen —"

„Meiner Seel!" staunte Weishappl. „Der alte Ben Akiba mit seinem ‚Alles schon einmal dagewesen!' war doch ein Kamel! Das ist ein neuer Gaunertrick! Alle Achtung!"

„Sie richten Ihr Kompliment an die falsche Adresse. Mit dem Riesenmagnet da droben macht seit Wochen ein Münchner Gelehrter jede Nacht Versuche über Fernwirkung magnetischer Wellen. Der Gauner hatte leider das Pech, zufällig gerade den hohlen Baum zu erwischen."

„Zufällig? So, so? San S' ehrlich, Herr Kollega, haben nicht Sie da ein bisserl Vorsehung gespielt?"

„Das hätte einige Wahrscheinlichkeit für sich."

„Und wenn ich jetzt mit meinem unglückseligen Kürbis nicht das Loch da verstopft hätt? Da hätten Sie die Siebenreutische Million in aller Gemütlichkeit hopp genommen?"

„Ihr verehrlicher Kürbis ist ganz belanglos. Ich war schon vor Ihnen da. Jetzt muß ich geduldig warten, bis der Gelehrte seine nächtlichen Versuche ein-

stellt und die Stromleitung unterbricht. Dann fällt das stählerne Kastl mit der Million von selbst herunter, wie ein reifer Apfel vom Baum —"

„Und mir auf das Hinterdach! Da dank ich schön!" Herr Weishappl, sehr erbittert, strebte gewalttätig nach rückwärts. Wirklich gelang es ihm, sein wienerisches Köpfl aus dem Loch zu bringen. Aber auch jetzt saß er nicht bequemer. Der Rock mit dem Revolver hatte einen neuen Ruck nach aufwärts gemacht, und Weishappl, weil ihm empfindlich kühl wurde, mußte den vor seinem Schoß gebildeten Krinolinenbausch unter erheblicher Anstrengung mit den Armen zusammenpressen. „Gott soll's geben, daß Ihr Gelehrter heut nacht bald schläfrig wird! Ich hab schon Bauchweh."

„Können Sie nicht den Rockbund aufreißen," fragte Apfelbeck barmherzig, „und aus dieser Bäuerin, die auch vermutlich nicht sehr angenehm duften dürfte, kopfüber herausschlüpfen?"

„So gescheit wär ich schon lang gewesen. Die Kanallje hat einen Rockbund wie Eisendraht — na ja, bayrische Solidität! Und dann ist noch ein anderes Bedenken. Schlupf ich aus dem Röckl heraus, so sitz ich mit dem geschlitzten Flanellhösl im Schnee. Das vertragt nicht jeder."

„Warum machen Sie aber auch so echte Masken!"

Ein kurzes Schweigen. Dann eine sanfte Stimme: „Ganz unter uns, Herr Kollega — wie wär's denn, wann wir zwei der dunklen historischen Entwicklung vorgreifen und uns deutschbrüderlich verständigen würden? Ihr Herr Gelehrter könnt eine nervöse Nacht

haben und experimentieren bis in der Fruh. Da droht mir eine Sitzfleischverkühlung der schauderhaftesten Fasson. Ich bin zwar kein Elektriker — aber so einer Stromleitung müßt man doch auch als Laie den Kragen umdrehen können? Maanen S' nöd?"

„Dagegen sprechen verschiedene Gründe. Erstens stört man als dankbarer Kulturmensch keinen wissenschaftlichen Versuch. Zweitens fehlt mir jedes Instrument, um die Stromleitung abzumurksen. Drittens ist das lebensgefährlich, wie Sie da draußen auf der Warnungstafel gelesen haben werden. Viertens liegt das Kabel nach polizeilicher Vorschrift einen Meter tief unter dem Boden. Fünftens ist es unmöglich, zur Leitung auf den Baum hinaufzukraxeln. Sechstens bin ich — wie es so schön in einem deutschen Lied heißt: mutterseelenallein, weil ich nach Ihrer Ankunft meinen Wachtmeister zur nächsten Telephonstelle geschickt habe, mit dem Auftrag, daß man sofort das Ministerzimmer für Sie heizen soll —"

„Erlauben Sie —"

„Damit Sie sich von einer eventuellen Verkühlung rasch erholen können. Und siebentens — das ist die Glückszisser unseres lieben, guten Barons —"

„Also? Siebentens?"

„Siebentens trau ich Ihnen nicht."

Weishappl schien gekränkt zu sein. „Aber! Verehrter Freind! Wann ich Ihnen doch sag —"

„Dann trau ich Ihnen erst recht nicht!" Ein frohes Lachen. „Jetzt hab ich mein Glück in der Hand, jetzt laß ich es nimmer aus. Wie geschickt und findig, wie

entschlossen und schneidig Sie in Ihrem Beruf sind, hab ich doch schon erfahren. Ein bisserl Asche oder so was Ähnliches haben Sie auch heut wieder in dem nach oben gedrehten Sack. Der ganze Schnee neben Ihnen ist verdächtig überpulvert. Nein, liebster Herr Amtsbruder — es ist mir wesentlich lieber, wenn mein Gelehrter nicht schläfrig wird, und wenn die Million verläßlich da droben hängen bleibt, bis ich Euer Hochwohlgeboren glücklich im geheizten Ministerzimmer konserviert weiß. Und achtens —"

„San S' noch allweil nöd fertig?"

„Achtens freut es mich aufrichtig, mich nach längerer Trennung so gemütlich mit Ihnen unterhalten zu können. Ich habe reichliche Ursache zu warmer Sympathie für alles Österreichische, besonders für alles Wienerische."

„Ein Kompliment für mich war das kaum. Aber mir scheint, ich kapiere. Sympathien zwischen Völkern werden immer vermittelt durch den Eindruck, den ihre Weiberln machen. Das englisch maskierte, aber unverfälschte Wiener Goldherz in der Pension Blumenreich? Nöd?"

„Stimmt, Herr Kollega!"

„Ist das vielleicht Ihre Frau?"

„Noch nicht. Aber ich hoffe, bald! Dazu hilft der Elektromagnet da droben energisch mit."

„Oh?" Weishappl blieb eine Weile stumm. Dann sagte er mit einer leisen Änderung im Ton: „Ja, ja! Bei allem, was Verbrechen heißt, pro wie contra, war der Amurl immer der stärkste Maschinist. Hab ich nöd recht, verehrter Herr Amtsbruder? Und mein Amtsbruder sind Sie doch? Oder nöd?"

„Halten Sie mich schon wieder für den Gauner?“ Apfelbeck lachte herzlich.

„Das wär doch nur Revanche.“

„Sie hab ich immer nur bei maskierter Arbeit gefunden. Mich haben Sie unmaskiert im Büro gesehen.“

„Ah ja! Aber hat nicht einer einmal genau so ausgesehen, wie ich? Fix Laudon, Herr Kollega, Ihr Schwabinger Posteinfall war derart glänzend, daß er mir chronisch im Ehrgeiz herumwuhrlt. Und jetzt Ihr Gelehrter mit seinem Elektromagnet! Und das reizende, erstrebenswerte Weiberl — Herr Kollega, mir geht ein Licht auf, man könnt eine Zigarr dran anzünden.“

„Zigarren hab ich leider nicht. Aber mit einer Zigarette kann ich dienen. Und da Sie das nötige Licht dazu haben — in Ihrer Latern —“

„Sehr verbunden! Danke, nein! Im Beruf rauche ich nie.“

„Halten Sie denn Ihre Berufstätigkeit in München noch immer nicht für abgeschlossen?“

„Wer waaß! Aber sagen S' mir, warum is denn meine Latern nöd da auffergflogen?“

„Weil sie vermutlich aus unmagnetischem Metall ist.“

„Stimmt! Aluminium! Hat halt schon wieder recht! Aber das Briefpapier mit dem weidmännischen Wasserzeichen? Haben Sie das damals vor dem entzückenden Schwabinger Witz extra aus Linz bezogen?“

„Nein, lieber Kollege! Davon hatte ich einen reichlichen Vorrat. Schon seit dem Frühjahr. Benötigen Sie vielleicht ein paar Bogen? Ich kann dienen.“ Als Weishappl in Verblüffung schwieg,

fragte Apfelbeck heiter: „Sie meinen wohl, das hätt ich besser verschlucken sollen?“

„Weil Sie es sagen, ist es doch leider harmlos.“ Das klang ein bißchen gallig. „In der ganzen, verruckten Gschicht — über den sogenannten Gauner wollen wir uns natürlich nicht mehr unterhalten —“

„Warum denn nicht? Vielleicht kann ich Ihnen fesselnde Aufschlüsse geben.“

Ich bin nicht neugierig. In der ganzen Gschicht reizen nur noch zwei Dinge meinen Wissenstrieb.“

„Bitte?“

„Sagen S' mir aber auch die Wahrheit?“

Ein fröhliches Lachen. „Es kommt drauf an, was Sie fragen.“

Auch Weißhappl lachte. Dabei hingen seine Augen mit dürstendem Blick an den verschneiten Baumkronen des östlichen Waldrandes, über den der Schein des kommenden Mondes immer heller hinaufrückte gegen das erblassende Sternengewimmel der milchblauen Höhe. „Ich kann mir ungefähr denken, daß Sie für das Amtsschreiben Ihrer verehrten Exlenz ein bisserl was Verwechslungsfähiges vorbereitet haben, Ihrem Vorgesetzten einen neckischen Tuschelmuschel vormachten und das Schreiben mit dem Erpresserbrief gegen Ihr gescheites Wechselbalgerl vertauschten — zum Exempel beim Adreßtrocknen unter dem Löschblatt —“

„Stimmt! Auf den Tupf erraten!“

„No ja, so was hab ich doch selber schon oft gemacht.“ Weishappl atmete auf, weil er das erste Blinksilber des Mondes zwischen dem weißen Ast-

gewirr erscheinen sah. „Wissen S', ein außeramtliches Menschenroß begreift das nicht, wie oft man einen höheren Vorgesetzten übers Ohr hauen muß, um ihn für einen vernünftigen Entschluß zu kascholieren. Aaaber, etwas ist mir dabei nicht ganz verständlich —" Wie unter tiefem Nachdenken guckte Weishappl steil in die Luft hinauf und sah an dem Baumstamm, über den das Mondlicht herunterglitt, etwas Metallenes blinken. Wie der Kniebug einer Messingröhre war's, etwa anderthalb Meter über der Stelle, an der die Rocktasche der Bäuerin von Berg am Laim mit dem Revolver magnetisch festgenagelt war. „Jaaa, Herr Kollega, darüber hab ich mir hart den Kopf zerbrochen."

„So fragen Sie doch! Ich sag's Ihnen."

„Dunkel ist mir also nur das eine, wieso der verehrte Herr Kollega bei diesem geistvollen Vertauschungsmanöver den Originalbrief der Doloreswerke produzieren konnte, der doch —" Weishappl betonte scharf, „nur im Besitz des Erpressers zu vermuten war."

„Diesen Brief hab ich niemals produziert, hab ihn nie gehabt, hab ihn auch jetzt noch nicht."

„Ah? — Wer hat ihn denn nacher? Oder wollen Sie vielleicht auch sagen: der Gauner?"

„Nein. Ich glaube, der hat ihn auch nicht mehr."

„Ja wer denn sonst?"

„Wenn ich eine Wagenspur, die ich im Englischen Garten gefunden, richtig kalkuliere, hat den Originalbrief der Doloreswerke jetzt der Baron Siebenreut."

„Geh? Da lassen S' mich aber doch blau anlaufen!" Weishappl lachte ein bißchen gereizt und

schauerte dabei sehr heftig. „Allerdings, es wäre das richtige Farberl für die Temperatur, die ich um das Zentrum meines Lebens herum verspüre. Wenn ich nur ein Ruckerl weiter in die Höh könnt, einen halben Zoll über das Gefrorene hinaus!"

„Soll ich helfen?"

„Nein, nein! Bleiben S' lieber da drüben! Sonst kriegen Sie die gleichen Kongestionserscheinungen, wie ich sie hab. Ihr famoser Elektromagnet scheint alles Eisen, das man im Blut hat, ins Gehirn hinaufzuziehen." Lachend machte Weishappl ein paar energische Ruckbewegungen und kam mit den Schultern höher an den Baum. „No also, es geht ja! Und da kann ich auch meine steifgefrorenen Pfoten wärmer in die Bäuerin hineinwickeln." Er wühlte und wühlte, immer lachend. „Aber sagen S', Herr Kollega, was war denn dös nacher für ein Brieferl, gegen das Sie das Amtsschreiben der Exlenz mit dem Erpresserdokument vermankelt haben? Das war doch der Stuttgarter Originalbrief, den nach menschlichem Vermuten nur der Gauner gehabt haben kann."

„Wenn ich Ihnen jetzt die Wahrheit sage, glauben Sie es nicht."

„Vielleicht doch!" Immer heiterer wurde der Wiener. „Kurasch! Kurasch!"

„Mir ist ein freundlicher Zufall zu Hilfe gekommen. Die Exlenz, nachdem der Originalbrief in der uns beiden noch unbekannten Weise verschwunden war, ersuchte die Doloreswerke um Übersendung des Durchschlages. Vermutlich wollte die Stuttgarter Direktion

aus geschäftlichen Gründen den Durchschlag nicht hergeben — gegen die Polizei ist man immer mißtrauisch. Drum ließ sie den Durchschlag neu kopieren —"

„Wieso wissen Sie denn das?"

„Weil die Doloreswerke aus Versehen mit dem neuen Durchschlag auch das neue Orignal an mich geschickt haben. Das hab ich in den Brief hineingesteckt — um dem etwas wackelig gewordenen Baron das Vertrauen zu mir wieder aufzubügeln. Und wenn wir — ich hoffe, bald — die Gelegenheit haben werden, Original II mit Original I zu vergleichen, wird es sich zeigen, daß die beiden sehr merklich voneinander verschieden sind. Zweimal ganz das Gleiche zu machen, gelingt auch dem lieben Herrgott nur selten, einer Schreibmaschine nie."

Nach kurzem Schweigen sagte Weishappl sonderbar aufgeregt: „Merkwürdig, wie hölzeleinfach gerad die unerklärlichsten Sachen immer sind! Ihre Erklärung ist derart plausibel, daß man sie unmöglich für wahr, nur für glänzend erfunden halten kann." Der Wiener lachte, daß es ihn schüttelte — dabei zerrte er unter dem Rock der Bäuerin an dem festgenagelten Revolver, dessen Griff er gefunden hatte; vom Baum war die Waffe nicht loszubringen, aber sie ließ sich ein bißchen rücken und drehen; ihre Unterlage, der Rucksack der Bäuerin von Berg am Laim, schien großen Fettgehalt zu besitzen, der wie Schmieröl wirkte. „Wissen S', Herr Kollega, akkurat mit solchen Blitzlichtern müßten Sie jetzt arbeiten, wenn Sie nicht der Komissär Apfelbeck, sondern der meisterhaft ins

Polizeiliche mutierte Gauner wären, der mich einseift."

„Ein Trugschluß, Herr Kollega!" erwiderte Apfelbeck amüsiert. „Wär ich der Haderlump, den Sie in mir vermuten, so hätt ich Ihnen in Ihrer Wehrlosigkeit schon gleich zu Beginn unserer Konversation eine Gutbayrische aufs Dach gehauen und hätte —" Er schwieg. Dann sagte er heiter: „Es hilft Ihnen nichts, Herr Weishappl! Mit wieviel Pferdekräften der Magnet da droben zieht, das weiß ich. Ihren Revolver bringen Sie nicht weg vom Baum."

„Unglaublich!" Kichernd drückte der Wiener den Kopf in den Nacken und suchte mit huschenden Augen. „Sogar in der Nacht noch hat er einen Blick wie der Argus!"

„Wir haben doch Mondschein! — Nun? Und das andere, was Ihnen noch dunkel ist?"

„Das ‚herzige Kinderl' — ist das ein etwas blöder Ulk — ich meine natürlich: des Gauners — oder hat das nach Ihrer Kenntnis von diesen Dingen einen realen Hintergrund?"

„Ja." Das kleine, kurze Wort klang wunderlich ernst. „Diesen realen Hintergrund bekam es — dank Ihrer mauerdurchbohrenden Gattenliebe. Mehr kann ich Ihnen heut nicht sagen. Aber alles Notwendige —"

„Vielleicht, was Sie in Wien herausgekitzelt haben?"

„Stimmt! Das alles werden Sie ohne Rückhalt erfahren."

„Wann?"

„Sobald ich Sie aus dem gutgeheizten Ministerzimmer entlassen kann."

„Sie, Herr Kollega, das ist eine etwas verschwommene Zeitbestimmung. Mir wäre aus Rücksicht für mein ohne Zweifel sehr besorgtes Frauerl eine größere Präzision sehr wünschenswert." Die Stimme des Wieners bekam einen liebenswürdigen Spottklang. „Wann gedenken Sie mich also mit meiner Freiheit zu begnaden?"

„Sobald ich von Ihrem anerkennenswerten Berufseifer für mein Glück keinen Schaden mehr zu besorgen habe."

„Das könnt aber noch sehr lang dauern."

„Nach dem Stand des Mondes, der Sie ungemein malerisch beleuchtet, schätze ich, daß es ungefähr zehn Uhr ist. Dann kann ich Ihnen die Freiheit spätestens binnen dreizehn Stunden versprechen. Das ist zwar eine Pechziffer — aber ich hoffe doch, Sie werden sich mit österreichischer Langmut so lang gedulden?"

Weishappl gab keine Antwort. Seine starren, vom Mondschein überlichterten Augen schienen irgend etwas Aufregendes zu sehen.

Der andere stand unbeweglich und schmunzelte. „Wohin gucken Sie denn so gespannt?"

„Herr Kollega!" Das war ein kaum hörbarer Hauch. „Da drüben steht einer."

„Nein, Herr Weishappl!" Auch Apfelbeck flüsterte. „Da drüben steht niemand. Sie wollen nur haben, daß ich den Kopf drehe. Fällt mir gar nicht ein."

„Aber Freind, wann ich den Kerl doch deutlich

sehe, da drüben beim Waldweg, im Mondschein — oder ist das Ihr Wachtmeister?"

„Gott bewahre! Der ist nicht so dumm und stellt sich in den Mondschein. Ist er schon da, so steht er unsichtig im Schatten und guckt Ihnen zu."

Ein zornglühender Laut. „In Gottesnamen, Glück oder Pech —" Unter dumpfem Knall machte der Rock der Bäuerin von Berg am Laim einen sonderbaren Hupfauf, der Feuerstrahl des Revolverschusses fuhr aus dem Kittel heraus, etwas metallisch Blinkendes flog von der Baumrinde fort, in halber Höhe des Baumes blitzte ein wundervoller Stern, der die Lichtung für eine Sekunde taghell erleuchtete — der Kurzschluß des von der Revolverkugel entzweigeschnittenen elektrischen Kabels — die Siebenreutische Wagenlaterne klapperte in den Schnee herunter, ohne zu erlöschen, und im Innern des hohlen Baumes gab's einen klingenden Plumps, als wäre was Stählernes auf harten Boden gefallen.

Ein schriller Pfiff. Dann jagte Apfelbeck mit wilden Sprüngen auf die erlöste Bäuerin zu, die ihm die Hälfte des Weges ersparte. Gleich einem als Weib kostümierten Zirkuspanther schnellte sich Weishappl gegen Apfelbecks Kehle. Es war ein geschulter Polizeigriff, mit japanischem Einschlag. Dennoch mißlang er. In flinker Parade hatte Apfelbeck die aneinandergepreßten Arme vor seinem Gesicht emporgestoßen und so die Fäuste des Angreifers auseinandergeprellt. Im nächsten Augenblick hielten die beiden sich umklammert, Brust gegen Brust, Wange an Wange,

jeder mit dem Kinn in die Schulter des anderen eingehakt, unter rasselnden Atemzügen, die gespreizten Beine starr in den Schnee gestemmt.

„Herr — Kollega —" keuchte Apfelbeck mit Lauten, in denen trotz allem Ernst der Minute noch ein Wille zum Lachen war, „mir scheint — Sie halten mich — wirklich — für — den Gauner?"

„Wer — du bist — du Kerl — das wird sich zeigen!" stieß der andere durch die verbissenen Zähne.

„Schade — wirklich — mehr als schade — daß es — zwischen euch Österreichern — und — uns Deutschen — immer wieder — zu Mißverständnissen — kommen muß —"

„Der Kerl — macht auch noch — Witze —"

Was Apfelbeck erwidern wollte, erlosch in einem Stöhnen, das schweren Luftmangel vermuten ließ. Auch dem Wiener schien die Laune zur Konversation zu vergehen. Die Kräfte der Ringenden, von denen jeder den letzten Atem geben mußte, schienen sich die Wage zu halten. Fast unbeweglich, nur mit den Köpfen zuckend, wie aneinandergewachsen zu einem Zwillingskörper, standen sie in den Schnee gemauert, vom Mondschein umgossen. Und neben ihnen, als hätte der üble Augenblick noch einen Schimmer von Humor, leuchtete die Siebenreutische Wagenlaterne und ließ einen Strahl ihres Lichtkegels hineinspielen in das Baumloch. Die Ornamente der stählernen Biedermeierkassette funkelten fein, und ein bißchen was Kardinalrotes war zu erkennen.

Im zähen Kampf der unter jagenden Atemzügen

Verklammerten schien die Entscheidung kommen zu wollen. Immer höher rückte Apfelbecks pumpender Brustkasten gegen das Gesicht des anderen hinauf. Dabei fand er auch wieder einen Laut und keuchte: „Sehen Sie — Herr Kollega — so — so müssen — Österreich und Deutschland — sich — zusammenraufen!“ Ein halb mißglücktes und halb gelungenes Kichern. „Dann — wird's halten — für immer und ewig!“ Hatte der Wunsch nach einem erlösenden Lachen die Kraft in Apfelbecks Muskeln und Sehnen gemindert? Eine seiner Sohlen, die bisher so eisern standgehalten, machte jählings eine glitschende Bewegung. Flink erhaschte der schon erschöpfte Gegner den Vorteil und stieß mit Kopf und Schultern gegen den Wankenden. Apfelbeck, dem die Knie brachen, stürzte rücklings in den Schnee, und der andere plumpste über ihn her. Aber auch für Weishappl war der Glaube an den Sieg eine vergängliche Sache. Von jener Seite, auf der wir unvollkommenen Menschenkinder kein sehendes Auge besitzen, umklammerten ihn plötzlich zwei feste Arme. Er hatte an der Polizei gezweifelt — jetzt war sie da und dokumentierte sich so energisch, daß Apfelbeck, während er sich aus dem Schnee herausschnellte, mahnen mußte: „Nicht grob sein, lieber Wachtmeister!“

Dieser feste Münchner schien ein undeutscher Philosoph zu sein. Er sagte: „Mit der Sanftmut kommt ma net weit. Linieren S' eahm a Gsunde übers Nasenspitzel ummi!“

„Gott bewahre! Herr Weishappl und ich, wir

zwei sind gute Freunde. Nur ein kleines Mißverständis —" Erschrocken verstummte Apfelbeck, sprang auf den im Schraubstock des Wachtmeisters zappelnden Wiener zu und begann ihn wie ein Verrückter mit großen Schneeklumpen zu bewerfen.

„Brav!" nickte Weishappl. „Recht eine nette Deitschbriederlichkeit!" Er wurde wütend. „Hören S' auf! So was is kindisch."

„Nein, Herr Kollega, es ist notwendig. Sie brennen nämlich. Der Rauch geht von Ihnen auf, und die Glut, die Ihnen der Revolver in den Sack geschossen, hat Ihrer Bäuerin schon ein kopfgroßes Loch in das Röckl gesengt. Der Hosenflanell ist hoffentlich widerstandsfähiger." Wieder flogen die Schneeklumpen. Auch Weißhappl schien von dem lebhaften Wunsch erfüllt zu sein, sich an den Löschungsarbeiten beteiligen zu dürfen. Aber der lachende Wachtmeister hielt noch immer fest. Apfelbeck mußte den Befreiungsbefehl erlassen. „Nur schön galant sein, lieber Wachtmeister! Sie sehen doch, wir haben es mit einer Dame zu tun." Etwas Schweres klatschte aus der verbrannten Rocktasche in den Schnee. „Ihr Revolver, Herr Kollega! Ein Glück, daß Sie nach dem ersten, so glänzend gezielten Kunstschützenschuß nicht noch-mal in den Sack der Bäuerin gegriffen haben. Da hätten Sie sich die Finger bös verbrannt. Hier, bitte — Ihr Eigentum! Ein bißchen warm. Der andere aus der Königinstraße, den ich daheim habe, wird kühler sein. Den kann ich Ihnen morgen zurückerstatten." Lachend sprang Apfelbeck auf den Baum

zu, in dessen Höhlung es metallen und kardinalrot schimmerte. „Sonderbar, wie das Glück oft aussieht!“ Er griff nach der freiherrlichen Wagenlaterne, deren dicke, schiefgeschmolzene Wachskerze auf die Neige zu gehen drohte. In seinen Bewegungen etwas behindert, setzte er sich vor das entmagnetisierte Schatzloch. „Ich muß ein bisserl rasten, Herr Kollega! Sie haben mir die Knochen bös durcheinandergebeutelt. Das nehm ich Ihnen selbstverständlich nicht übel.“ Der schwächerwerdende Scheinkegel spielte über den schweigsamen Amtsbruder hin, der aus der Bäuerin von Berg am Laim die letzten Funken herausbeutelte. „Allerdings, einen Vorwurf kann ich Ihnen nicht ersparen! Einen wissenschaftlichen Forscher bei der Arbeit stören? Den Fortschritt der Welt behindern? Nein, liebster Herr Weishappl, das hätten Sie nicht tun sollen! Jetzt wird die Menschheit noch unbestimmte Zeiten warten müssen auf die drahtlose Telephonie. Wer weiß, wie lang! Und Fortschritt auf Erden ist so was Schönes!“

Es wurde lebendig auf der mondhellen Lichtung und in dem von tiefschwarzen Schatten durchwürfelten Wald. Zwei berittene Schutzleute galoppierten aus dem „verbotenen Weg“ heraus, zwei andere erschienen von der Mondseite, und aus drei, vier Richtungen hörte man Pfiffe und rufende Stimmen.

Um den verehrten Amtsbruder vor weiterer Verkühlung zu behüten und ihn mit möglichster Beschleunigung in das geheizte Ministerzimmer zu spedieren, bot ihm Apfelbeck eines der gesattelten Pferde an.

„Sie, Kollega!“ warnte Weishappl. „Wissen S', was Beraubung der persönlichen Freiheit bedeutet?“

„Ungefähr vier Wochen. Aber die Polizei hat doch immer die Ausrede des guten Glaubens und der Wahrung berechtigter Interessen für sich. Und wie es auch kommt — die vier Wochen, die ich für meine Hochzeitsreise reserviert habe, werde ich unter allen Umständen freihalten.“

Der Wiener klagte: „Was soll ich da machen? Bei der Sehnsucht nach meinem Weiberl begreif ich doch so was!“ Er ging auf Apfelbeck zu. „Herr Kollega! Zusammengerauft haben wir uns doch. Wie wär's, wenn wir es auch persönlich so halten würden, wie wir es alle beide für Österreich und Deutschland erhoffen — endlich einmal! Wollen wir feste Brüder bleiben? Ja? Ich tu es von Herzen gern!“ Weishappl streckte die Hand, und Apfelbeck schlug ein, so kräftig, wie es der Zustand seiner Knochen ihm noch erlaubte. „Ihnen wird's ja auch leichter!“ meinte Weishappl. „Sie haben — trotz mehrfacher Behinderung, die ich Ihnen verursachen mußte — schließlich den Erfolg für sich. Mein einziger Trost ist der: daß ich die dreizehn Stunden in Ihrer warmen Ministerstub ausgiebig benützen kann, um dem dankbaren Freiherrn von Siebenreut eine Rechnung zu schreiben, dagegen soll das berühmte Leporelloregister ein kurzatmiges Telegramm gewesen sein.“

Eilfertig, schon ein bißchen schnatternd, bestieg die Bäuerin von Berg am Laim die königlich bayrische Polizeirosinante. Lachend leuchtete Apfelbeck mit dem

freiherrlichen Scheinwerfer, dessen Kerze schon in den letzten Zügen flackerte, aber doch das abenteuerliche Mondscheinbild noch ausreichend beglänzte. Mit fescher Husarenhaltung saß die ländliche Dame im Herrensitz. Man sah die flanellenen Unterhosen. Dem Husarencharakter entsprechend, waren sie rot.

Als die Kavalkade auf dem „verbotenen Weg" verschwunden war, erlosch die Siebenreutische Wachskerze — ungefähr um die gleiche Nachtstunde, die den Jochanaan der Arcisstraße handeln machte nach dem alten Lied: „Herr Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten — —"

Der milchweiße Mondschein träumte über der stillgewordenen Lichtung und umflimmerte den hohlen Baum, der in dieser Winternacht dem Fortschritt der Menschheit nach wissenschaftlicher Methode nicht mehr dienen konnte, aber dennoch förderlich zu wirken verstand. Das kühle Nachtschweigen wurde durch den heißen Seligkeitslaut einer menschlichen Stimme unterbrochen: „Hannerl! Unser Glück! Ich hab's!" Und über die mondhelle Schneefläche huschte eine gebeugte, wie von Gliederschmerzen geplagte Schwarzgestalt, unter dem linken Arm eine Wagenlaterne, unter dem rechten etwas Viereckiges, das von metallenen Glanzlichtern überfunkelt war. Hätte Herr Weishappl diesen Vorgang noch beobachten können, so hätte er vielleicht gesagt: „Es ist der Kollega, aber ausschauen tut's, als wär's der Gauner, der seinen Siegespreis in Sicherheit bringt." Doch der Anwärter auf die geheizte Ministerstube war jeder Beobachtungsmöglichkeit

schon weit entrückt, war schon zu München in der Ludwigstraße und beschäftigte sich andauernd mit einer notwendigen Schutzmaßregel unpolizeilicher Art. Er mußte bei flinkem Ritt, der einen festen Luftzug verursachte, den Rock der Bäuerin von Berg am Laim beharrlich über die Flanellhosen hinunterziehen, in die der kalte Wind sehr unfreundlich hineinblies.

Immer frostiger wurde die Nacht in der hellbeleuchteten Stadt. Da war es verwunderlich, daß in der Briennerstraße ein Fenster der Pension Blumenreich offenstand und zwei Köpfe sich hinausstreckten in die sinkende Temperatur, ein überaus zierlicher auf schlankem Hals und ein noch ziemlich netter auf voluminösem Postament. In Spannung und Sorge spähten vier Augen hinüber gegen die Ludwigstraße.

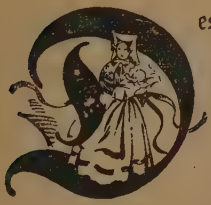
Nun surrte was Weißes über die dunklen Pflastersteine, die der fürsorgliche Magistrat seit dem Nachmittag vom Schnee schon gesäubert hatte.

„Max?" Das klang wie ein Möwenschrei. Und drunten antwortete sehr polizeiwidrig ein übermütiger Jauchzer: „Victoria!"

Hannerl, jäh erlöst von den Zentnersteinen ihrer Sorge und emporgewirbelt zum Glauben an das Glück, versuchte unter seligem Lachen die Melly Blumenreich für einen Jubelwalzer in Bewegung zu setzen. Beim Anblick dieses Unterfangens hätte sich auch der tiefgründigste Menschenkenner in Fräulein Melly getäuscht; er hätte mit Sicherheit vermutet, daß die halbjungfräuliche Pensionsmama mit Rücksicht auf ihre drei Zentner klagen würde: „Net so schnell, um

Gottswillen, net so schnell!" Ein Irrtum! Sie bettelte unter erschwerten Atemzügen: „Net so laut, o Jesus Maria, net so laut, es schlaft schon alles!" Hannerl gehorchte dieser Mahnung, doch Apfelbeck, bis zu dessen Ohr sie nicht gelangte, rumpelte über die Stiege herauf wie ein Ungewitter. Und während die Melly Blumenreich mit den Händen noch immer beschwichtigende Bewegungen machte, hingen die zwei jungen Menschenkinder schon aneinandergeklammert, hatten zur Verständigung über die Unzerbrechbarkeit ihrer Glückes nur einen einzigen Buchstaben nötig und erfanden für die mexikanische Geschichte einen König von unmeßbarer Namenslänge. Alle beide waren weiß – Hannerl in ihrem Abendfähnchen, Max Apfelbeck in den märchenhaft glitzernden Schneekrusten, die er mitgebracht hatte von seiner Eumenidenfahrt durch den Englischen Garten. Dieses schimmernde Weiß der beiden gab dem Bild ihrer Freude etwas Weihevolles und Feierliches. Das schien die Melly Blumenreich zu empfinden, schien zu fühlen, daß es im Jammertal des Lebens nichts Heiligeres gibt als die Geburtsstunde eines reinen und frohen Menschenglückes. Sie hatte überirdische Augen, dachte mit keinem Gedanken an jenen Hornochsen von Zahnarzt, dachte nur an entschwundene Zärtlichkeiten und betete unter Tröpfelperlen: „Dös hätt mein Konradl noch derleben sollen! So a guter Mensch! Jesus, Jesus, hätt der a Freid ghabt."

Kapitel XXVII



Es Morgens, fünf Minuten nach halb Zehne, trat der Freiherr von Siebenreut mit Würde in den Empfangsraum seiner Gemahlin. Etwas Selbstbewußtes, etwas männlich Erneutes glänzte auf seinem Antlitz, von dem die Symptome der Liköritis so weit verschwunden waren, daß auch ein pessimistisches Auge nur auf hartnäckige Sommersprossen geraten hätte. Er trug einen tadellos sitzenden Gehrock und neue, weiße Glacéhandschuhe, die nur deshalb ins Perlgraue zu spielen schienen, weil Frau Lilli noch viel, viel weißer war. Zu sagen: so weiß wie Schnee, so weiß wie gebleichte Leinwand — das wäre bildlich unzureichend gewesen. Sie war so weiß wie ein Gänseblümchen im April, wenn es den ersten Sonnenstrahl empfindet. Frühlingshaft an Frau Lilli war auch der winzige grüne Tuff an ihrem zarten weißen Busen — ein aus drei kleinen Zweigen gebildetes Myrtensträußchen. Eine sinnige Ehrung für ihren Naan! Etwas Bräutliches hatten auch ihre Wangen. Sie glühten. Wer Frau Lilli kannte, hätte kosmetische Künste vermutet. Nein! Dieser echauffierte Nachglanz vergangener Überraschungsstunden war Natur. Auch der Blick, den die beiden miteinander tauschten, redete stumm von Wundern — dieser Blick war ehrfürchtige Dankbarkeit in den Augen Lillis, war Heldenhoheit in den Augen Naans. Lächelnd, mit einer fast

majestätischen Handbewegung, fragte er: „Nun, Lilli-chen? Bist du bereit?"

„Wie immer!" sagte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit die Augendeckel aufschlagend, statt sie fallen zu lassen. „Alles für dich, mein Naan!"

„So komm, du Herzensgute!" Er bot ihr galant den Arm.

Sie rauschte an seiner Seite.

Die Bepelzung des Paares im Korridor war so stilvoll wie vor einem Hofball. Nebenbei sagte Naan zu Pieter: „Für das Frühstück Heidsick Monopol! Dazu siebensternigen Cognak." Und Frau Lillis leise Frage, ob „drunten" alles in Ordnung wäre, wurde von Betty beantwortet mit den Flüsterlauten: „Alles, gnädige Frau! Auch zwei von den silbernen Wärmflaschen funktionieren bereits."

Hippolyt war unsichtbar. Vor einigen Minuten hatte er sich noch in der Telephonzelle betätigt, dann war er, ohne Urlaub zu nehmen, aus dem Palais Siebenreut geheimnisvoll verschwunden.

Vor dem Palaisportal wurde heut das freiherrliche Paar nicht von dem Schimmelcoupé der Baronin, nicht vom ungarischen Trabergespann ihres Gatten erwartet. Unter dem Vordach stand der geschlossene Viersitzer, bereits besetzt von zwei Passagieren: Rappeiner saß neben dem Kutscher auf dem Bock, und im Wagen schwabbelte und glänzte die Schwarzwälder Amme, vergleichbar einem busengewordenen Farbenkasten.

Naan hob seine Gattin unter Dach und sprach mit Ruhe zu Rappeiner hinauf: „Alles in Bereitschaft.

Los!" Der Wagen schlug ein gemäßigtes Tempo an, und gleich bewies der Freiherr sein deutsches Organisationstalent. „Wickle dich fester in deinen Pelz, mein Lillichen! Es wird nötig sein, daß wir beide Fenster öffnen. Man kann nicht wissen, von welcher Seite —" Die Fenster fielen, und der Luftzug, der in den Wagen fuhr, wehte die kirschfarbenen, veilchenblauen und dottergelben Haubenbänder der Schwarzwälderin ins Freie hinaus — gleichsam als Signal: „Die Milch ist da! Wo ist das Kind?"

So ruhig und situationsbeherrschend sich Naan erwies, und so gelassen die Amme blieb, die andauernd Schokolade fraß, so nervös und aufgeregt wurde die Baronin. Das war nicht Furcht. Dank der tapferbezahlten Million war ein Gefühl der Sicherheit in ihr — sonst wäre sie, trotz aller Verbindlichkeit für ihren Naan, nicht mitgefahren. Mutter kann man auch zu Hause werden. Was so aufregend in ihr arbeitete, war die Spannung. Aus literarischer Erfahrung wußte sie, wie derartige Fahrten sich in englischen Kriminalromanen vollziehen. Drum sah sie einem Wirbel der abenteuerlichsten Vorfälle entgegen. Was sie immer nur auf dem belgischen Sofa oder einsam in der rosigen Venusmuschel unter hochgradigen Gruselzuständen aus zweiter Hand genossen hatte, das sollte sie zum erstenmal in Wirklichkeit und als Mitspielende erleben. Wie interessant, wie blutbewegend, wie gehirnwärmend! Bei so geschraubten Erwartungen mußte Frau Lilli schwer enttäuscht werden durch die jeder englischen Romantik entrückte Einfachheit, mit

der die Sache sich vollzog. Überraschend an dem Vorgang war einzig und allein die Tatsache, daß bei völligem Gaunermangel die Polizei es war, die sich förderlich dabei betätigte.

Als der Viersitzer unter dem Glockenschlage Zehn die Briennerstraße passierte, hob ein berittener Schutzmann die Hand — ein Zeichen, daß der Wagen halten mußte. Naan wurde ein bißchen bleich, die Schwarzwälder Amme schob flink noch ein großes Stück Schokolade zwischen die Zähne und biß, daß es krachte, Frau Lilli drehte immer aufgeregter das Lorgnon bald zum rechten, bald zum linken Wagenfenster — — aber nichts geschah. Sie hauchte: „Nun? Das scheint nicht zu klappen?"

Hastig schob Naan den Kopf zum Wagenfenster hinaus. „Rappeiner? Was ist denn?"

„Nichts, Herr Baron! Ein Schutzmann hat uns wegen Verkehrsstockung angehalten. Die ganze Straße vor uns ist durch Schneefuhren gesperrt."

Da schwand die mutige Ruhe des Freiherrn. Er wurde nervös. „Wir versäumen den vorgeschriebenen Augenblick. Das ist gefährlich. Umkehren! Der Kutscher soll versuchen, von der anderen Seite in die Straße zu kommen. So rasch wie möglich!"

Der Wagen machte eine hurtige Schwenkung. Bevor er sie noch völlig vollendet hatte, wurde er plötzlich wieder gebremst, und durch den mit Seide umsponnenen Gummischlauch des Sprachrohres klang in lakonischer Kürze Rappeiners Meldung: „Es kommt!"

Tonlos wiederholte Naan: „Es kommt!"

„Wo kommt es?“ fragte Frau Lilli in höchster Spannung. „Wo? Wo? Wo?“ Da verdunkelte sich das linke Wagenfenster. Es erschien eine horizontale, weißverschleierte Sache, die unverkennbar ein Wickelkissen mit lebendigem Inhalt war. Und über den weißen Schleier neigte sich ein liebliches, in Erregung glühendes, von reichem Braunhaar unter einem geschmackvollen Wiener Hütl umrahmtes Mädchengesicht mit schimmernden Schwarzaugen, die, so tapfer sie blickten, doch umflort waren von Tränen. Diese Augen huschten mit flehendem Blick, mit einer Mahnung von ergreifendem Ernst über die im Wagen staunenden Gesichter hin. Dann beugte sich die Schweigende, lüftete den weißen Schleier und küßte zärtlich die Kraushärchen des schlummernden Kindes. Dieser Anblick hatte etwas so reizvoll Mütterliches, daß in Frau Lilli ein Argwohn erwachte, den sie selbst bis zum vergangenen Abend noch für unmöglich, für absurd gehalten hätte. „Naan!“ Es war Schärfe in ihrer Stimme. „Kennst du diese — diese hübsche Dame?“

„Nein, nein, nein!“ beteuerte der Freiherr fassungslos. „Ich schwöre dir, daß ich dieses Gesicht im Leben noch nie gesehen habe.“

Eine Fortführung der bedrohlichen Debatte wurde durch das Kindchen verhindert, das in seinen weißen Kissen und Schleiern achtsam durch das Wagenfenster hereingehoben wurde.

Weil keine Hand sich nach ihm streckte, zeterte Naan: „So nimm es doch!“ Es war nicht völlig

klar, ob er seine Gemahlin oder die schokoladekauende Schwarzwälderin meinte.

Nun griffen sechs Hände zu, weil auch Naan sich an der Übernahme beteiligte.

„Heim!" befahl Rappeiner dem Kutscher. Und während die junge Dame auf der Hausschwelle der Pension Blumenreich die trauernden Schwarzaugen wandte, unter einem offenen Fenster, aus dem die gute, heftig weinende Melly zahlreiche Kußhändchen herauswarf, begannen die freiherrlichen Pferde flink zu traben.

Im schaukelnden Wagen sagte Frau Lilli halb gerührt und halb enttäuscht: „Ich hab mir den Vorgang komplizierter gedacht. Aber man sieht, es geht auch ohne Storch." Sie selbst hatte keine Ahnung davon, daß ihr ein Bonmot gelungen war. Auch lachte niemand. Naan hatte erwartungsvolle Augen, und die Schwarzwälderin, die auf ihrem Schoß das schlummernde Wesen entschleierte, fand in frohem, schon aus Ammenliebe quellendem Staunen die anerkennenden Worte: „Herrjeegerle, was isch dees für e reuzends Kindle!"

Da wagte Naan die atemlose Frage: „Ist es — ist es — ein Stammhalter?"

Die Amme schmunzelte. „Dees laßt si am Nasespitzle net entscheude." Ihre forschende Hand verschwand unter den weißen Kissen.

Frau Lilli beugte sich mit der Lorgnette tief hinunter. Ihre sonst so kühle Stimme bekam einen Klang von freudiger Wärme: „Ach, wie entzückend! Sieh

doch, Naanchen! Ein Rosenblatt! Was meinst du — wird das Knäbchen deine Augen haben? Oder die meinen?"

Da erklärte die Schwarzwälderin mit wissenschaftlicher Verläßlichkeit: „Es isch e Mädele! Ha jo, da isch ietz nix mehr z'ändere dra!"

Frau Lillis Freude verminderte sich nicht. Auch der Freiherr sprach kein mißlauniges Wort; er tat nur einen schweren Atemzug; seine Sehnsucht, sich als zweiten Ahnen seines Geschlechtes zählen zu dürfen, war ins Wasser gefallen. Ob für immer? Wer konnte wissen, was von Gott oder dem gabenreichen Gauner noch zu erwarten stand? Naan war eine von jenen deutschen Naturen, die nach Erfolgen leicht zu optimistichem Übermut neigen — um nicht Größenwahn zu sagen.

Aus weiteren Zukunftsträumen riß ihn eine Stimme, die mit diesem Augenblicke neu in sein Leben trat. Ob es eine heftige Schaukelbewegung des Wagens oder die winterlich angekühlte Hand der neugierigen Amme verursacht hatte? Das schlummernde Kindchen war erwacht und fing zu greinen an. Sehr vernehmlich. Und der Freiherr und die Freifrau riefen zu gleicher Zeit das gleiche Wort: „Es schreit!"

„Ha jo, da werd glei gholfe sei'!" sagte die erfahrungsreiche Schwarzwälderin. „Für so e schreiets Mäule hawe mer scho 's richtige Stöpsele." Dieser Diminutiv war eine unzutreffende Bezeichnung; denn als die Amme hurtig den Farbenkasten öffnete, kam eine so grandios gesegnete Hemisphäre der Mütterlichkeit

zum Vorschein, daß Frau Lilli erschrocken stammelte: „Um Gotteswillen! Gibt es denn so etwas?“ Sie fand ihre vornehme Fassung und mahnte französisch: „Naan! Blicke seitwärts!“

Ein weihevolles Schweigen. Der Freiherr und seine Gemahlin schauten träumerisch zum gleichen Fenster hinaus. Der Genius der Stunde schien ihre Seelen zu berühren. In einer Pelzfalte der Wagendecke fanden sich ihre tadellos behandschuhten Hände. Naan lächelte und fragte leis: „Nun, Lillichen?“

Wie eine Erwachende sagte sie in leichter Verwirrung: „Wir sind daheim.“

Der Wagen rollte unter den Torbogen und hielt.

Freundlich nickte die Schwarzwälderin: „Gehe Se nur derweil, i mueß no e bissele sitze bleube, 's Kindle isch no net zfriede.“

Naan war unschlüssig; er hätte sein Töchterchen am liebsten auf den eigenen Armen über die Schwelle des Elternhauses getragen; doch verständig entschied seine Gattin: „Die prächtige Frau hat Recht —“ Wie hätte die Baronin auch vermuten können, daß die kompakte Schwarzwälderin noch immer Mädchen war? „Komm, Naan! Das geht allem anderen vor. Elternfreude bedingt auch Pflichten. Wir können einstweilen nachsehen, ob drinnen alles in Ordnung ist. Von den Wärmflaschen weiß ich, daß sie bereits in Verwendung sind.“ Sie nahm den Arm ihres Gemahls, der dem Sekretär durch stumme Zeichen befahl, die Führung der Amme zu übernehmen, sobald es an der Zeit wäre.

Dem freiherrlichen Paare fiel es beim Eintritt in die Halle nicht auf, daß der verstörte Portier die übliche Begrüßung seiner Herrschaft unterließ und ein erregtes Wispergespräch mit Rappeiner begann. Nicht minder sonderbar benahmen sich im Korridor des Gartentraktes der Hausdiener Franz und seine Frau. Noch sonderbarer war das Verhalten der Köchin, die ihre neugierige Nase flink in die Küche zurückzog. Aber am sonderbarsten waren die Augen, mit denen Naan und Frau Lilli vor der Tür der Kinderstube einander betrachteten, weil sie eine singende Stimme vernahmen. Diese Stimme hatte Sphinxcharakter; sie sang etwas völlig Unverständliches — freilich, unverständlich nur für deutsche Ohren — weil es böhmisch war.

Naan streckte die Hand. „Was ist das?" Er öffnete die Tür — und sprachlos standen Frau Lilli und der Freiherr einem Bilde gegenüber, das eigentlich nichts Erschreckendes hatte, eher gewinnend wirkte durch gesunden Liebreiz.

Strahlende Morgensonne fiel durch die beiden Fenster des so zweckgemäß wie geschmackvoll adjustierten Raumes. In der Goldflut dieser Sonne saß eine feste, gut unterspickte Iglauerin, mit kunstvollen Farben und natürlichen Ernährungsgaben nicht minder gesegnet wie das „prächtige Mädchen" aus dem Schwarzwald. Doch was die Schwarzwälderin im Viersitzer nicht voreilig unterbrechen wollte, das hatte die Iglauerin bereits vollendet. Soeben knöpfte sie den barock gerundeten Farbenkasten zu, erhob sich im Sonnen-

glanz, sprach eine Menge unverständlicher Worte, lachte vergnügt, zeigte dabei ein Gebiß von slavisch ausladender Struktur und hielt auf beiden Händen dem hocherstaunten Elternpaar ein allerliebstes Baby entgegen. Das war nicht gewickelt und nicht verschleiert. Es trug ein gehäkeltes Jäckchen und war zur anderen Hälfte von lindem Flanell umschlungen, unter dem es Strampelbewegungen machte, so gesund und temperamentvoll, daß sein weißwollenes Feigenblatt sich zu verschieben drohte.

Noch immer wußte das freiherrliche Paar keinen Laut zu finden. Da ließ sich abermals eine singende Stimme vernehmen. Die war teilweise verständlich. Sie sang unter zarten Klopfgeräuschen:

„Heisa, klopfi, hopsasa,
Lache mueschi, mei' Kindle,
's Lachen ischt fürs Mägele guet,
Dees vertreubt ehm d' Windle —"

Während Frau Lilli in ihrer Geistesverwirrung der Meinung war, daß hier von Battistwindeln gesungen würde, stammelte Naan erschrocken: „Noch eines?" Zur Hälfte beruhigte sich sein Entsetzen, als er kein drittes Kind, nur die Schwarzwälderin mit dem zufriedengestellten „Mädele" erscheinen sah. Beim unerwarteten Anblick der Iglauerin unterbrach die Schwäbin ihr hygienisches Ritornell und betrachtete verblüfft die ungermanische Amtsschwester. Ein Anfall von Ammeneifersucht begann ihr Gesicht zu färben, wie ein Hahnenkamm sich rötet, wenn der Gockel wütend wird. Keine Spur ähnlicher Gemütsbewe-

gungen war an der Iglauerin zu gewahren. Das Erscheinen einer milchverzapfenden Konkurrentin schien nichts Überraschendes für sie zu haben. Sie lachte bis zu den Ohren, böhmelte mit rasender Schnelligkeit und äußerte über die Ankunft des gesättigten Mädelchens einen Jubel, der, so unverständlich sein konsonantenreiches Wortgeplätscher blieb, untrüglich als Wiedersehensfreude zu deuten war. Wie närrisch geworden, fischte sie das Findelkind der Briennerstraße von den Armen der Schwarzwälderin, preßte das kleine Pärchen an ihre Brüste und Wangen, sang auf böhmisch etwas Ähnliches, wie das Mädchen aus dem Schwarzwald auf schwäbisch gesungen hatte, und exekutierte in beflügeltem Tempo einen tschechischen Nationaltanz. In Zorn schwabbelte die Schwarzwälderin hinter ihr her, die Hände gestreckt, immer mit dem Mutterschrei: „Mei' Kindle gibscht her! Mei' Kindle gibscht her!" Dieses choreographische Bild wurde durch die drei Türspiegel eines großen Schrankes vervierfacht, so daß Frau Lilli mit zureichender Berechtigung ihre Sprachlosigkeit durch den Ausruf beenden konnte: „Naan! Das ist ja eine ganze Volksversammlung von Kindern und Ammen!"

„In der Tat! Es ist — es ist —" Vielleicht hatte der Freiherr sagen wollen: „Zu viel des Guten!" Doch eine freudige Entdeckung, die er plötzlich machte, veranlaßte ihn, etwas anderes zu sagen. Die Hopsbewegungen der Polka hatten das Flanellgeheimnis des von der Iglauerin gelieferten Kindes gelöst, und Freiherr von Siebenreut konnte ein Merkmal beobachten,

das, wenn auch erst schwach entwickelt, doch zuverlässig den weiblichen Charakter der als Duplikat erschienenen Gaunerspende bestritt — ein Befund, der die im Tone ratloser Konsterniertheit hervorgestoßenen Worte Naans „Es ist — es ist —" verwandelte in den stolzen Freudenlaut: „Ein Knabe!" Alles Beklemmende des rätselhaften Kinderbrunnenmärchens fand durch die künstlerische Steigerung, die es aufwies, für die schon halb zerstörten Ahnenträume des Freiherrn von Siebenreut eine befriedigende Knotenlösung. „Lillichen! So komm doch!" jubelte Naan. „Ach, komm doch, komm, du Seele von einem Mütterchen, und sieh mit eigenen Augen —"

Die geplante demonstratio ad oculus wurde durch den Eintritt Rappeiners verhindert. Er war erregt, hatte sorgenvolle Augen und meldete auf eigentümliche Art, daß der Kommissär Max Apfelbeck den Freiherrn dringend um eine Unterredung bitten ließe.

„Hat er den Gauner?" lachte Naan. „Dann wird Herr Apfelbeck sich irren. Ich stelle keinen Strafantrag. Diesen famosen Schöpfer meines Familienglückes soll mir die Polizei in Ruhe lassen. Den belohne ich! Aus Gründen einer Gerechtigkeit, die mir höher steht als die Paragraphenpedanterie des deutschen Strafgesetzbuches." Der fröhliche Ton, den Naan da angeschlagen hatte, klang auch in den Worten, mit denen er sein von Sonne durchleuchtetes Studio betrat. „Nun, lieber Apfelbeck? Was bringen Sie? Ich mache mich gefaßt auf Überraschungen. Viel haben Sie erraten und erforscht. Aber das Wesent-

lichste blieb Ihnen doch verborgen. Auch Sie haben immer nur von einem Kind —" Der Freiherr verstummte perplex und betrachtete seinen Schreibtisch. Da standen, wie stählerne Geschwister, zwei Kassetten aus der Biedermeierzeit, jede in ihren durchbrochenen Ornamenten kardinalrot unterfüttert — nein, nicht völlig gleich — die eine hatte einen zierlich gearbeiteten Schlüssel, die andere war schlüssellos, die eine bot ein Bild unversehrter Nettigkeit, die andre erschien ein bißchen verbogen und eingedullt. „Kommt denn hier alles paarweis?" stammelte der Freiherr. „Was soll denn diese — diese zweite Sache da?"

Apfelbecks Gesicht war blaß, sein Blick nicht heiter. Eine hartgeschnittene Furche lag ihm zwischen den Brauen. „Das ist die Schatulle mit Ihrer Million. Nur der Schlüssel fehlt."

„Den habe doch ich! Man gibt nicht alles aus der Hand."

„Dann bitt ich, zu kontrollieren."

Naan holte kopfschüttelnd den Schlüssel hervor, und seine Hand machte, ohne daß er es wollte, eine fahrige Bewegung. „Sonderbar! Als hätte der Schlüssel selbst den Wunsch —" Die Stahlschatulle war in dem hohlen Baum magnetisch geworden und hatte den Schlüssel angezogen.

Der Deckel ließ sich nur mit Anstrengung öffnen. Die fünf englischen Papierbündel, jedes zu hundert Noten, lagen genau so in der Schatulle, wie Naan sie am verwichenen Nachmittag in seiner Todesangst hineingepfropft hatte.

„Herr Apfelbeck! Wenn ich an die Erlebnisse von gestern denke, stehe ich neuen Unerklärlichkeiten gegenüber. Aber bevor Sie mir noch erzählen, wie Ihrer Findigkeit dieses unmöglich Erscheinende gelungen ist, muß ich Ihnen meine Bewunderung aussprechen."

„Nicht vorschnell, Herr Baron!"

Naan wurde groß. „Der Wahrheit die Ehre! Immer hab ich an meinem deutschen Vertrauen, immer an dem unverbrüchlichen Glauben festgehalten: wenn einer mir helfen wird in meinen Nöten, so sind Sie es, mein lieber Apfelbeck, ein kopfgesunder, kluger, prächtiger Sohn unserer teuren Heimat —" Der Freiherr legte seine Hand auf die wiedergewonnene Million, nahm die englischen Banknotenbündel zärtlich aus der Schatulle und erinnerte sich unbewußt einer Rede, die er nach seiner Ernennung zum Ehrenmitglied des katholischen Gesellenvereins gehalten hatte. „— unserer schönen, heißgeliebten Heimat, deren treue, verläßliche Kinder wir alle sind, und für die wir in jeder Stunde der Gefahr auch einstehen werden mit Leib und Seele, mit Gut und Blut, mit dem letzten Pfennig unserer Habe, mit dem letzten Tropfen in unseren Adern — wenn es sein müßte, bis in den Tod! Wir wollen handeln wie jene tausend Goten auf dem Vesuv, die singend den letzten Kampf begannen und lieber starben, als daß sie die Ehre verloren. So wird es immer und ewig auch unser Wahlspruch sein: Die Ehre über alles!" In Naans Begeisterung, die ihm hervorquoll aus dem erzieherischen Anblick der englischen Banknotenbündel, verquickte sich das Redekonzept

Rappeiners mit einer vagen Reminiszenz an den Polizeipräsidenten. „Wir, lieber Apfelbeck, wir Deutsche sind das Volk, das die heiligen Worte seiner bedeutenden Männer hochzuhalten weiß durch dick und dünn. Bismarcks Erbe ist Muskel und Knochen in uns geworden. Und ewiger Wegweis bleibt uns jene berühmte Devise Friedrichs des Großen: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre! — Hab ich recht, lieber Apfelbeck?"

„Gewiß, mein guter Herr Baron! Und es wird sich noch einmal zeigen, was unser Volk der Tatsache zu verdanken bekommt, daß es viele solche Männer besitzt wie Sie."

Es war in Apfelbecks Stimme ein Ton, daß Naan, bei aller seelischen Schwerhörigkeit, verwundert aufblickte. „Nun," sagte er etwas pikiert, „allzuviele werden es wohl nicht sein — die mir gleichen?"

„Doch, Herr Baron! Viele sind es, viele, sehr viele! Deutschland wird ihren Segen noch verspüren." In dem Gesicht des jungen Mannes zuckte keine Miene; die Furche zwischen seinen Brauen wurde noch tiefer, sein Blick noch ernster. „Und Sie, Herr Baron — Sie sind ein reingeprägter, geradezu hervorstechender Typus dieses segenschwangeren Männerschlages!"

„Immer wieder Ihre scharfe Beobachtung!" staunte Naan und wurde noch größer. „Drum sollen Sie sich auch nach keiner Richtung hin in mir getäuscht haben. Die fünfprozentige Prämie, die ich für das Zurückbringen der Million bestimmte, ist Ihnen zugesprochen."

Jetzt lächelte Apfelbeck. „Auch Ihr Erinnerungsvermögen, Herr Baron, ist überraschend. — Geld? Für einen, der's nicht hat, kann es entscheiden über Leben und Glück." Er deutete auf die Million. „Bei Ihnen spielt das keine Rolle. Drum darf ich ohne Bedenken von Ihrem wahrhaft hochherzigen Anerbieten Gebrauch machen. Es ist aber doch wohl nötig, daß Sie nun auch den Namen des Mannes erfahren —"

„Haben Sie den erfinderischen Kerl schon hoppgenommen?"

„Nein, Herr Baron! Ich mußte vermuten, daß Sie die Freiheit gerade dieses Mannes nicht zu beschränken wünschen."

„Unglaublich!" staunte Naan. „Jetzt erraten Sie noch, was ich erst vor fünf Minuten gedacht habe."

„Meine Vermutung ist älteren Datums. Der Name, den ich meine, steht in dem Brief, den ich Ihnen versiegelt anvertraute. Rappeiner hat ihn mir soeben zurückgegeben."

Der Freiherr wurde ein bißchen verlegen. „Ja, ja — allerdings — ich glaube mich zu erinnern —"

„Wollen Sie öffnen, Herr Baron?" Apfelbeck überreichte den petschierten Rätselbrief. Es hätte keines englischen Detektivgenies bedurft, um festzustellen, daß der Brief bereits erbrochen und mit großer Geschicklichkeit wieder geflickt war. Ruhig sagte Apfelbeck: „Das Siegel ist unverletzt — genau so, wie ich es erwartet habe." Ein Kompliment. „Bei Ihnen weiß man immer, mit welcher Menschengattung man es zu tun hat!"

„Ja! Nicht wahr!" Sehr flink — doch nicht aus

Neugier — griff der Freiherr nach dem Brief und öffnete. „Apfelbeck! Was soll das heißen? Dieses Blatt —" Naan hatte sagen wollen: „Ist leer!" Da bemerkte er, daß seine Vermutung ein Irrtum war. Das Blatt zeigte eine Schrift, die immer deutlicher erschien, je länger sie beschienen wurde von dem goldwarmen Fensterlicht.

„Die Sonne bringt es an den Tag!" nickte Apfelbeck. „Ein altes und gutes Wort — wenn auch nicht von Friedrich dem Großen. Ich mußte vorsichtig sein und schrieb die Wahrheit mit einer Tinte, die einiger Zeit und großer Helligkeit bedarf, um zu erscheinen. Meine Rechtfertigung, die dieses Blatt enthält, hätte durch irgendwelche Komplikationen, wie wir sie mehrfach erlebten, in Hände geraten können, minder diskret, als es die Ihren sind."

Naan, der nicht zu hören schien, las mit wachsenden Augen: „Die beiden Briefe vom 27. Oktober wurden vertauscht durch Bankdirektor von Dollmann. Den untergeschobenen Brief hat seine Schwester kopiert, die Hauptmannswitwe Frau Eugenie Dießberger von Hoheneck in Salzburg, Mozartgasse 15." Der Freiherr schien neuerdings von einer jener Gehirnverstörungen befallen zu werden, wie sie seit Wochen unter seinem pomadisierten Scheitel chronisch waren. „Das ist unmöglich!" schrie er. Dann fand er mit überraschender Hurtigkeit seine Fassung wieder. „Ach so? Ich verstehe. Jawohl! Sie waren wohl mitbeteiligt an dem Komplott, das dieser gute Gustl Dollmann zu meiner Beruhigung zu schmieden versuchte?"

„Von einem solchen Komplotte weiß ich nichts. Was auf dem Blatt da steht, ist unabweisbare Gewißheit."

„Nein, nein, nein!" Naan erregte sich wieder, sehr heftig. „Und wenn dieser Unsinn schon einige Wahrscheinlichkeit hätte — und wenn schon in dieser Geschichte ein Gauner gar nicht vorhanden wäre — wie käme ich dann zu den beiden realen Milchverschluckern in meiner Kinderstube da drunten? Von dem zweiten Kindchen hatten doch auch Sie nicht die geringste Ahnung — ganz abgesehen von allen anderen Unerklärlichkeiten —"

„Was Ihnen noch dunkel ist, wird Ihnen Herr Weishappl, der Mann Ihres Vertrauens, ausführlich erklären. In dem einzigen Punkte, der meinem verehrten Amtsbruder verschleiert bleiben mußte — ich meine das freudige Ereignis in Ihrer mit Liebe möblierten Kinderstube — in diesem Punkte bin ich gerne bereit, Ihnen jede notwendige Aufklärung zu geben."

Naan bot den Anblick eines hilflosen Hühnchens. Er machte eine flehende Bewegung, mit der ein Theaterstatist den Regisseur in schäumende Wut versetzt hätte. „Apfelbeck! Sie wollen mich doch nicht glauben machen, als hätte mir Gustl Dollmann diese beiden Kinder —"

„Nein, Herr Baron!"

„Aber diese Kinder sind doch nicht fiktiv, sind real, sind greifbar — irgend jemand muß sie mir doch beschert haben! Wer?"

„Ich, Herr Baron!"

Dunkle Zornröte fuhr dem Freiherrn in die Stirn.

„Oh?“ Imponierend trat er auf Apfelbeck zu und fragte kalt: „Ihnen sind also die Modalitäten bekannt, unter denen die beiden Kinder in meinem Gesichtskreis erschienen?“

„Ganz genau. Das entzückende Mädelchen wurde Ihnen heut in der Briennerstraße durch meine Braut, Fräulein Hanna vom Scherming, übergeben, die sich schwer von dem ihr lieb gewordenen Kinde trennte. Und den allerliebsten Buben mit seiner durchaus nicht deutschfeindlichen Böhmin hab ich selbst, unter Beihilfe meines Vertrauten Kaspar Wicklmeyer, in Ihre Kinderstube gebracht, während Sie in der Briennerstraße das Gebot Ihres Gauners so verständig wie tapfer befolgten.“

„Herr!“ Naan mußte nach Atem ringen. „Das haben Sie gewagt!“

„Ja, Herr Baron! Ohne Gewissensbisse. Allerdings, eine Rückversicherung war um meiner Stellung willen nötig. Dort liegt sie.“ Apfelbeck deutete nach der mit Chlorsilberlösung beschriebenen Karte, die der Freiherr auf den Schreibtisch geworfen hatte.

„Unerhört!“ Nach einer Sturmpromenade durch seine Sonnenblumenstube blieb Naan vor Apfelbeck stehen, ausnahmsweise mit den Fäusten hinter dem Rücken — sonst hatte er als eingebürgerter Münchner die Lebensgewohnheit, seine Faust im Sack zu ballen. „Soll also schon die ganze verfluchte Geschichte nur ein freundschaftlicher Ulk gewesen sein! Aber wie durften Sie sich erkühnen, jenes scherzhafte Gaunerdokument und Ihre amtliche Stellung für persönliche Zwecke zu mißbrauchen?“

Apfelbeck wurde heiter. „Erscheint Ihnen das nach Ihren moralischen Prinzipien als verwerflich?“

„Mehr als das!“

„Eine harte Verdammung! Dennoch hab ich es tun müssen, weil es mir als das Notwendige, aus menschlichen Gründen als das Zwingende erschien.“

„Menschlich, menschlich, menschlich!“ schrie der in bedrohlichem Grad erboste Freiherr, der sich von den Dingen, die man als menschlich zu bezeichnen pflegt, sehr üble, seine Kavaliersehre berührende Vorstellungen zu machen schien. „Da fehlt nur noch die Enthüllung, daß Sie nicht nur der intellektuelle, sondern auch der physische Vater dieser beiden Kinder sind!“

„Ihr Vertrauen ehrt mich, aber ich komme da wirklich nicht in Rechnung. Der Vater dieser beiden Kinder blieb unerforschbar. Wer dieses Zwillingspärchen in die Welt setzte und ein junges Mädchenleben zerstörte — vielleicht um einer in Sektlaune abgeschlossenen Wette willen — das wird wohl für immer Geheimnis bleiben, dank einem so vornehmen, wie schwer betrogenen Herzen, das alles erlittene Leid auf sich allein nahm und mit Schweigen trug. Aber teilweise kann ich Ihre begreifliche Wißbegierde stillen — kann Ihnen sagen, wer der Großvater dieser beiden Kinder ist.“

Aus der unbehaglichen Verwirrung heraus, die ihn bei dem Wort von der Wette befallen hatte, fragte der Freiherr: „Nun? Also? Wer?“

„Sie, Herr Baron!“

Ein Schrei, halb in Schreck, halb in Freude. „Ich?“

„Ja! Diese Klarstellung war das Ergebnis meiner Wiener Reise.“ Apfelbecks sonst so fröhliche Stimme wurde schwer und langsam. „Sie sprachen einmal zu mir von Dingen und Namen, die verschwunden, versunken und verschollen sind. Unterstützt durch einen hilfreichen Zufall, hielt ich es für meine, alle amtlichen Grenzen überspringende Menschenpflicht, Ihnen suchen und finden zu helfen. Die Mutter der beiden Zwillinge, die Ihre Enkel sind, hieß Melly Greiner, mit dem Theaternamen Kronau, und war Ihr natürliches Kind, war die im Frühling 1881 geborene Tochter einer Münchner Tänzerin, der Greiner-Siddy —“

Wie von einem schweren Stoß vor die Brust getroffen, fiel der Freiherr in einen Fauteuil. Nicht nur um dieses Lehnsessels willen, auch in seiner zermürbten, an die Schwächezustände hochbejahrter Greise erinnernden Haltung sah Naan in bedenklichem Grade großväterlich aus. In seinen Mienen spiegelte sich ein Gedankensturm von tragikomischen Formen. So blitzartig, wie in diesem Augenblick, hatten sich die Erwägungen des Freiherrn von Siebenreut in seinem ganzen Leben noch nie bewegt. Seiner mannhaften Natur entsprechend, war die erste Regung, die ihn erfüllte, eine ratlose Schlotterangst vor der rücksichtslosen Entschleierung längst vergangener Ungemütlichkeiten, vor pöbelhaftem Leutgerede, vor übelstem Klatsch in den besten Kreisen und vor unabsehbarem Skandal. Alle seine zahlreichen Ehrenstellungen waren bedroht — den katholischen Gesellenverein mit seiner neugespendeten Fahne gar nicht in Rechnung gezogen! Aber

das Urteil von oben? Die moralische Empörung Ihrer Hoheit der Prinzessin Felix? Gräßlich! Grauenvoll! „Apfelbeck!“ hauchte Naan unter reichlich quellenden Glitzerperlen. „Wenn das schon sein mußte, so hätten Sie es bei Ihrer anerkennenswerten Geschicklichkeit doch anders —“ Das „Machen sollen!“ verschluckte der Freiherr.

Ruhig antwortete Apfelbeck: „Ich hab es so gemacht, um Ihnen den natürlichen Herzensentschluß mit Raschheit zu erleichtern. Jede andere Methode hätte Ihnen störende Bedenken, hinderliche Umwege und neue Schwierigkeiten verursacht. Jetzt — und das freut mich um der zwei lieben, verwaisten Kinder willen — haben Sie eine glatte, fertige Sache.“

Der Freiherr drohte wütend zu werden. „Sie sind ein ganz entsetzlicher —“ Bevor er dieses Urteil zu Ende prägen konnte, riß ihn das barmherzige Wörtchen „verwaist“ über drohende Abgründe seiner gesellschaftlichen Stellung hilfreich hinüber. Diese Erlösungshoffnung war in Naan schon vorbereitet durch die von Apfelbeck gebrauchten Imperfekta „war die Mutter, war die Tochter“. Als der Freiherr diese Vergangenheitsformen vernommen hatte, war in ihm sofort der stützende Gedanke aufgedämmert: „Wenn es so wäre — das würde manches erleichtern!“ Nun war es so! „Verwaist“ — das ist eine unzweideutige Münze des deutschen Sprachschatzes. Unter aufatmenden Gefühlen konnte der Freiherr von Siebenreut sogar einem Anfall von Rührung in seinem Gemüte Raum gestatten. „Ach, die Ärmsten! Welch ein beklagens-

wertes Schicksal! Und dennoch fehlt ihm nicht das Erhebende und Versöhnende — aber eine Sache ist schrecklich, ganz schrecklich, noch immer!" Dieser unerforschbare Vater des lieben Pärchens! Der stand neben der zukünftigen Lebensruhe des Freiherrn wie ein unheimlicher Wegelagerer mit geschwungener Skandalkeule, mit der gemeinsten Forderung nach Abfindung und Schweigegeldern, mit den abenteuerlichsten Erpressungsmöglichkeiten, treu nach dem Muster überseeischer Detektivlektüre! Welcher tiefsten Hefe des Volkes konnte, nein, mußte der gewissenlose Lump und Schweinehund entsprossen sein, der durch die schamwidrigsten Verführungsmethoden eine Tochter aus dem hochadligen Blute der Siebenreut um Jugend, Reinheit, Lebensglück und Mutterfreude betrügen konnte! „Wie niedrig und gemein! Geradezu ekelhaft ist so was!" Neben allen neuen Ängsten war Naan durchglutet von einem heiligen Großvater- und Vaterzorn, den nur der Gedanke milderte: „Auch hier wird Apfelbeck helfen! Oder der noch viel geschicktere Weishappl! Oder einer, den man aus London kommen läßt und nach seinem höheren Wert auch höher bezahlt."

Wenn auch von aufhellendem Lichtschimmer überglänzt, blieb die Sachlage für Naan noch immer unerquicklich. Aber wie in heulendem Sturme tröstend ein friedsames und geweihtes Glöcklein tönt, so klingelte durch die Seelenbrandung des Freiherrn von Siebenreut der schöne, stolze Gedanke an die adoptiv zu inszenierende Fortdauer seiner edlen Rasse. Und wie es ein einziges Wörtlein gewesen — „verwaist" —

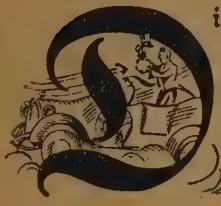
das ihn halb schon allem Konfliktsgewirbel entrissen hatte, so war es nun abermals ein Wort, das ihn emporschnellte über alle noch chaotischen Niederungen der Situation. Sich aufrichtend aus dem Großvatersessel, schien er auch innerlich zu wachsen.

„Zwillinge!“ Seine Brust weitete sich energisch. „Sehen Sie, lieber Apfelbeck, so fruchtbar sind die Siebenreut!“ Er reichte seinem Gast in chevaleresker Weise die Hand. „Jetzt gedulden Sie sich wohl ein paar Augenblicke, nicht wahr? Ich habe das unaufschiebbare Bedürfnis, der Zukunft meines Geschlechtes in die Augen zu sehen.“ Mit der Haltung eines Fürsten, der die Größe seines Volkes geschaffen, verließ der Freiherr von Siebenreut die Sonnenblumenstube.

„Zukunft?“ sagte Apfelbeck vor sich hin. „Hoffen wir um der Heimat willen, daß sie wertvoller sein wird als die Gegenwart.“

In die Sonne tretend, die draußen alle verschneiten Dächer wie Goldplatten funkeln machte, nahm Apfelbeck aus seiner Mappe einen Brief. Unter den vielen Tränenspuren, die das engbeschriebene Blatt bedeckten, war die Schrift zu graublauen, wunderlichen Sternen auseinandergeflossen.

Kapitel XXVIII



Die Schriftzüge des Wiener Briefes, den im freiherrlichen Studio die Fenstersonne beglänzte, waren so zitterig und unsicher, wie die Schrift von Sterbenden ist, wenn sie unter den letzten Willen ihren erlöschenden Namen setzen.

Während Apfelbeck las, wurde er wieder von tiefer Erschütterung befallen, wie in jener Stunde, die ihm dieses Blatt zum erstenmal in die Hand gegeben.

„Eine Wette, geboren aus gekränkter Eitelkeit und animierender Sektlaune — und zwei junge, gutgeartete Geschöpfe müssen versinken, das eine in Glut und Verzweiflung, das andre in Gram und brennendem Fieber — ein Massengrab, ein einsamer Friedhofshügel — und Freiherr von Siebenreut ist stolz auf die erstaunliche Vermehrungsfähigkeit seines Blutes!"

Der Brief entschleierte nicht alles Vergangene, erzählte nur, was geschehen war, seit eine Verlassene und vornehm Abgefertigte an jenem grauenvollen Dezemberabend zu Wien verschwinden mußte unter einem unzählbaren Wust erstickter und erwürgter, im irrsinnigen Ringen um ihr Leben zerstampfter Menschen, unter einem unentwirrbaren Haufen verkohlter Leichen.

Um die Lücke des Vergangenen zu überbrücken, mußte Apfelbeck das Wenige, das er in Wien noch hatte klären können, mit dem zusammenreimen, was die Melly Blumenreich noch wußte und erzählen konnte.

Die sagte: „Ich versteh's. Die Sidderl ist so gewesen — ein bißl leichtsinnig, freilich — aber im Kern ein patentes Mädel, mit einer festen, graden Seel und mit einem stolzen Eisenköpfl über dem feinen Hälsl. Wenn's manchmal im Theater einen Verdruß gegeben hat — mein, wie's halt geht — aber nie hat die Sidderl geschimpft und losgepfiffen wie die andern. Die ist allweil mäuserlstill worden und hat alles Ungute in sich hineingeschluckt. So wird sie's halt auch gemacht haben, wie ihr das Elend den lieben Verstand verdreht hat. Freilich hätt ich mir nie net denken mögen, daß die Sidderl, so ein gescheites und feines Mädel, hineinfallen könnt auf so einen vergoldeten Steckenreiter mit Schnallenschuh! Aber d' Lieb halt! D' Lieb! Die verflixte Lieb! So hat uns der Herrgott gmacht, uns arme Weiberln: daß man schwach wird und dumm, wann d' Lieb anfangt. Wer weiß, wie's mit mir ausgschaut hätt, wann mein Konradl net so a seelenguts und ehrenfests Mannsbild gwesen wär! Aber der ander! Der hat's gmacht mit der Sidderl, wie der Zahnarzt mit mir. ‚Es tut nicht weh!' — und wupps, war alles futsch und putschari!"

Zorn und Ekel ersticken in der Verlassenen jedes andere Gefühl. Und fort von München, mit ihrem Kind! Von der „hochherzigen Versorgung" nimmt sie nur die paar hundert Mark, die sie nötig hat für die Reise und das erste Vierteljahr — dann hat sie niemals wieder einen Pfennig bei der Bank behoben. Vor den Eltern verheimlicht sie ihre Flucht — die sollen erst wieder hören von ihr, wenn sie was ge-

worden ist. Was Tüchtiges! Nur die Melly darf ihr schreiben, postlagernd, ohne Namen, mit der Ziffer 7. Und an die Melly kamen auch einige Briefe, die wenig sagten und sich lustig gebärdeten — der letzte in der ersten Dezemberwoche. Und dann kein Laut mehr, niemals wieder ein Lebenszeichen.

In Wien, bei einer ehemaligen Schauspielerin, die in der Vorstadt eine kleine Pension für Theaterleute führte, mietet sich im September 1881 eine junge Witwe ein, Frau Kronau — aus Salzburg, sagt sie. Der Mann ist verunglückt und ein Kind ist da, noch im Wickelkissen. An niemand schließt die junge Frau sich an, lebt zurückgezogen mit ihrem Kind, will verdienen, glaubt Begabung fürs Theater zu haben und nimmt Unterricht bei einer bescheidenen Burgtheatergröße, die zur Professorin wurde, weil sie auf den Brettern was Rechtschaffenes nicht fertig brachte. In diesem Herbst wird zu Wien eine neue Bühne eröffnet, die viel von sich reden macht und große Erwartungen weckt — das Ringtheater. Hier findet Frau Kronau ein Engagement für kleine Sprechrollen, tritt auf, gefällt und hat gute Kritiken, die der Grazie ihrer Erscheinung, ihrem unverkennbaren Theaterblut und ihrer für eine Debütantin erstaunlichen Bühnensicherheit eine erfolgreiche Laufbahn prophezeien. In der zarten, blassen Frau erwacht es wie ein Schimmer von tröstendem Glück. Sie singt in ihrer Stube, sie tanzt, mit ihrem Kind auf den Armen. Abends um sechs Uhr geht sie ins Theater — am 8. Dezember war's — und kommt nimmer heim — ist verschlungen von der

qualmenden Tragödie des Ringtheaterbrandes, ist etwas Schwarzes und Unerkennbares geworden und versinkt in einem Massengrab mit Hunderten ihresgleichen.

In Schreck und Trauer raffen Wien und Österreich und alle Welt sich auf zu einem Riesenwerk der Barmherzigkeit. Millionen und Millionen werden gezeichnet. Die Toten kann man nimmer lebendig machen, aber allen Schaden kann man ersetzen, alle Not kann man lindern, kann reiche Fürsorge schaffen für alle verwaisten Kinder des achten Dezembers.

Auch für die kleine Melly Kronau wird gut gesorgt. Die Hinterlassenschaft der Mutter wird versiegelt und in Verwahrung genommen — man hat zu viel mit dem notleidenden Leben zu tun, um sich allzu genau mit dem toten Inventar befassen zu können — und das lagert und lagert unter amtlichem Siegel bis zur gesetzlichen Mündigkeitserklärung der Waise, an der sich die Schönheit, das Wesen, die verschlossene Art, die Begabung, der kurze Liebesrausch und die Mädchentragödie der Mutter wiederholen, als wäre da dem unerforschbaren Lebenslenker nicht Neues für die Formung eines Menschenschicksals eingefallen. Nur für das Ende fand er — wenn auch keine überraschende Originalität — doch eine neu adaptierte Nuance. Eine Menschenmetzelung à la Ringtheater ist eine allzu exzentrische Sache, um sie ohne Vorwurf des Plagiats wiederholen zu können.

Die Melly Kronau hatte Glück auf der Bühne. Wurde sie den Brettern entgegengeführt durch den Zug ihrer Begabung? Oder mehr durch die Sehnsucht,

dem halbfremden Pflegehaus zu entrinnen? Und als ihr Name ein bißchen zu klingen begann, da kamen — wie immer im theaterfreudigen Wien — die Blumenkörbe, die Rosensträuße, die geschmackvollen Geschenke, auch die anspruchsvollen Juwelen und der Unnumerierte mit Gummireifen. Der kam nicht oft, kam vorsichtig, unter heiliger Wahrung des süßen Geheimnisses. In diese Zeit der verschwiegenen Seligkeiten fiel für Melly Kronau der Tag ihrer gesetzlichen Mündigkeitserklärung. Und als sie eines Mittags heimkam von der Probe, stand in ihrem Zimmer ein verstaubter, farblos gewordener, von behördlich konzessionierten Mäusen zerbissener Koffer, mit verblichenen, mottenlöcherigen Kleidern, mit erloschenen Photographien, mit schwarzgewordenen Schmuckstücken und einem Bündelchen vergilbter, brüchiger, von Feuchtflecken überschimmelter Briefe. Kein Dokument — nichts, was Aufschluß hätte geben können über Heimat und Familie der im Massengrab versunkenen Mutter — nur diese paar schwer zu entziffernden Briefe einer Tänzerin Melly Blumenreich aus München, die sich erkundigte nach ihrem Patenkind, von Freundinnen und vom Ballett erzählte, von unverdientem Kummer, von Niedertracht und Gemeinheit redete, ausführlich und mit heißer Zärtlichkeit von einem Konradl schwärmte, sonst keinen anderen Männernamen nannte und mit derber Erbitterung über einen sprach, den sie bald als „Heugeigen mit Strupfen", bald als „Steckenreiter mit Schnallenschuh" oder durch andere, ebenso bildlich wirkende Unehrennamen bezeichnete.

Kann man einen Tod betrauern, den man nicht miterlebte, nicht mitempfand? An dem man vorübergetragen wurde als lallendes Kind? Der verstaubte, zerfressene Koffer mit seinem üblen, fast widerlichen Inhalt stand vor den erschrockenen Augen des schönen jungen Mädchens wie eine fremde, harte Sache, die wohl erschüttern, doch nicht schmerzen und auch nicht warnen konnte, weil sie in grauer, unverständlicher Sprache zu einem glücklichen Herzen redete, das an Liebe und Leben glaubte, an Freude und Zukunft. Erst nach Monaten, als Zukunft und Freude zerbrochen, Glück und Liebe erloschen waren in Gram und Ekel, öffnete die Verlassene diesen schreienden Koffer wieder, enträtselte die vergilbten, schimmelfleckigen Blätter und schrieb in hilfloser Verzweiflung — in quälender Sorge um vier kleine, neuerschlossene Augen — an ihre Taufpatin Melly Blumenreich den herzzerreißenden Brief, der zwischen Apfelbecks Händen zitterte, und den im freiherrlichen Studio die Fenstersonne freundlich und hell überschimmerte.

Rasche, fast jugendlich beschwingte Schritte. Großväterchen Naan war eingetreten. Sein zart getüpfeltes Antlitz strahlte, und schöne Rührung blinkerte in seinen Augen, an deren Glanz nicht nur die Ahnherrnfreude, wohl auch noch eine sanft stimulierende Nachwirkung der Likoritis beteiligt war. „Apfelbeck!“ sprach er mit überraschender Seelenwärme und breitete die Arme auseinander, in jener Art, wie gefürchtete Heiligenmaler den Menschlichsten der Menschen bei dem Worte schildern: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Erst

mußte der Freiherr Atem schöpfen, tief und brustkorbweitend, bevor er sagen konnte: „Geradezu erstaunlich ist es, wie markante Ahnenzüge sich scharf erkennbar wiederholen in Gesicht und Gliederbau der Enkel und Urenkel. Der prächtige Junge ist glatt mein Ebenbild. Bis in das kleinste Detail. Und das reizende Mädel hat eine geradezu auffallende Ähnlichkeit mit einem Kinderbild meiner in Gott seligen Mutter. Das konstatiert zu haben, wäre für mich persönlich ein ausreichender Beweis. Aber bei der Rehabilitierung des Pärchens wird die Behörde dokumentarische Belege fordern. Dabei rechne ich auf Ihre Hilfe, liebster Apfelbeck!"

„Ich glaube, schon heute dienen zu können."

„Ja? Wahrhaftig?" rief der Freiherr in Freude. „Wunderbar, wie alles Verworrene sich hier zu meinem Besten fügt! Weiß Gott, ich empfinde das Walten der ewigen Vorsehung geradezu wie eine liebevolle körperliche Berührung." Wenn jeder Finger der Ewigkeit beim Berühren einer Menschenstirn einen sommersprossenartigen Fleck erzeugt, dann stimmte die Vermutung des Freiherrn. „Wieviel Freude ist eingekehrt unter meinem Dach! Auch meine gute Frau ist schon völlig Mütterchen —" Naan lachte. „Großmütterchen darf ich nicht sagen, das hört sie nicht gerne. Um so williger werde ich mich ins Großväterliche einzuleben versuchen — obwohl noch mancherlei Anzeichen dagegen sprechen." Wieder lachte Naan. „Ist das nicht herrlich, lieber Herr Apfelbeck, wie ein einziger Augenblick, oft nur ein einziges Wort allen Dingen

des Lebens ein anderes Gesicht zu geben vermag. Die vergangenen Wochen haben mir hart zugesetzt. Ich will nicht leugnen, daß ich diesen wunderlichen Ulk zuweilen ernster nahm, als er es verdiente. Die richtige Witterung hatte ich immer. Als echter Deutscher ist man so: man sieht heller als hell, oder schwärzer als schwarz — und will von Friedrich dem Großen nicht lernen. Aber irgend einmal kommt die Stunde der Einsicht für jeden Deutschen." Immer animierter wurde Naan — man hätte wieder raten können auf den Belebungssegen einer Prairie-oyster. „Auch für mich ist sie gekommen. Nun kann ich lächelnd auf alles Vergangene zurückschauen — und das alles hat sich auch in Wahrheit überaus munter vollzogen."

„Ja, Herr Baron!" Das war ein so ernster Klang, daß der Freiherr betroffen aufblickte. „Doch hinter diesen munteren Dingen verbarg sich das vergrämte, trauervolle Gesicht einer tiefen Menschennot."

Ehe Naan noch wußte, wie ihm geschah, hatte er zwischen seinen Händen einen von Tränen überflossenen Brief, den er lesen mußte. Und da schien sich der alte Großpapa auf seinen Beinen nicht mehr sicher zu fühlen. Er mußte sich niederlassen. Manchmal während des Lesens sprach er ein leises „O Gott!" oder ein von Mißbehagen umflortes: „Wie schrecklich!" Einmal, ohne es zu ahnen, zitierte er sogar die Melly Blumenreich und ihr Erinnern an den Zahnkünstler: „So was ist hart!" Dann kam der schwerverständliche, von Unmut durchzitterte Ausruf: „Ums Himmelswillen, man geht doch an einem solchen Abend nicht ins

Theater — oder nur in eine Parterreloge, wo man relativ sicher ist." Ein kummervolles Kopfschütteln. „Ich zeichnete damals hunderttausend Mark — wie wohl mir heute dieses Bewußtsein tut!" Äußerlich war diese wohltuende Wirkung nicht zu erkennen. Immer fahler wurde das Gesicht des Freiherrn, immer merklicher die Hinterlassenschaft der Likoritis. Nun fuhr er zornig auf: „Dieser Elende! Dieser Erbärmliche! Wie kann Gott erlauben, daß es auf Erden solche Männer gibt!" Transpirierend las er weiter, bis er zum Schlusse kam und klagend, wie ein gequältes Vivisektionsopfer zu Apfelbeck aufblickte: „Das versteh ich nicht — Sie haben mir doch gesagt — aber was ich da zu lesen bekam, ist doch der Brief einer Lebenden — ein Brief, noch keine drei Wochen alt!" In seinen Augen war eine peinvolle Angst.

„Den Tag, bevor ich nach Wien kam, war Melly Kronau —" Apfelbeck betonte hart, „die Mutter zweier Enkel eines Freiherrn von Siebenreut, am Kindbettfieber gestorben, wegen Mangel an reinlicher Pflege, im Versteck bei einer schmutzstarrenden, aber billigen Hebamme —"

„Oh!" Ein Grauen rüttelte den Freiherrn. Dann preßte er gefaßt die Hand für sieben Sekunden über die Augen und saß unbeweglich. Das erinnerte an römischen Stoizismus, an Cato und Mucius Scävola. Als sich das Leben wieder in ihm regte, sagte er streng: „Eigentlich müßte man diesen Nichtswürdigen fassen und der verdienten Strafe überliefern. Konnten Sie da keinen Fingerzeig finden? Gar keinen?"

„Im Nachlaß der Unglücklichen befand sich eine Schatulle mit der Asche verbrannter Briefe. Über den Zärtlichen, der diese Briefe geschrieben, war nur eines zu erfragen —"

„Was?" stammelte Naan in Unruh und Wißbegier.

„Daß er in einem Unnumerierten mit Gummireifen fuhr."

Der Freiherr von Siebenreut, der immer auf Gummireifen zu seiner in Gott seligen Greiner-Siddy gefahren war, wurde ruhiger, atmete auf und sagte versöhnlich: „Das mildert die böse Sache." Würdevoll erhob er sich. „Hier wird wohl jede weitere Nachforschung am besten unterbleiben. Es steht uns Menschen nicht zu, den Schleier zu lüften, den die Allweisheit Gottes über versunkene Dinge gebreitet hat." Es war ersichtlich, daß Freiherr von Siebenreut sich befreit fühlte vom letzten Alpdruck des Vergangenen. „Apfelbeck! Mein prächtiger Schutzengel!" sprach er mit schöner Herzlichkeit. „Einmal sagten Sie zu mir, daß Polizeiohren einen Durchgang zum Gehirn hätten, doch keinen nach der Zunge. Da kann ich mich wohl auf Sie verlassen. Das alles — dieses rein Persönliche und Intime — bleibt am besten unter uns. Nicht wahr?" Er suchte Apfelbecks Hand und fand sie nicht. „Ich fühle mich Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Sie haben junges Leben unter mein stilles Dach gebracht. Da möchte ich mich erkenntlich zeigen. Haben Sie nicht einen Wunsch?"

„Wünsche hat man immer. Man ist Mensch. Ich

bitte, mir die beiden Biedermeierschatullen zu überlassen — als Weihnachtsgabe für meine Braut!"

„Aber selbstverständlich! Bewilligt!" Freundlich rüttelte Naan seinen Gast an der Schulter. „Wissen Sie, lieber Apfelbeck, Sie sind der echte Deutsche. Immer bescheiden! Viel zu bescheiden! Man muß zugreifen, wenn der günstige Augenblick sich bietet. Und da Sie das selbst nicht fertig bringen, will ich ein bißchen nachhelfen." Naan bekam das Antlitz eines schelmisch geistreichen Mannes. „Im Verlaufe dieser seltsamen Geschichte hat sich alles verdoppelt: der Detektiv, die Todesmasche, die Biedermeierschatulle, ihr Schlüssel, der Originalbrief der Doloreswerke, das herzige Kindchen, seine Amme —" In diesem Augenblick betraten Gustl von Dollmann und Frau Minna die Sonnenblumenstube, und liebenswürdig deutete Naan: „— sogar der Gauner, der da soeben paarweis erscheint." Der Freiherr lächelte aus seiner Höhe herab, mit einer ritterlichen Geste. „Da muß sich folgerichtig auch der Preis verdoppeln, den ich für die Lösung dieses Rätsels ausgesetzt habe. Ich erhöhe ihn von fünf auf zehn Prozent der geretteten Million — obwohl sie nicht im geringsten gefährdet war. Oder? Was meinst du, Gustl?"

Während Siebenreuts länglicher Rede hatte Apfelbeck die beiden Biedermeierschatullen liebevoll unter die Arme genommen. So verbeugte er sich gegen Herrn von Dollmann, wandte sich zu Naan und kopierte mit treffendem Geschick die liebenswürdige Ritterlichkeit des Freiherrn. „Sie haben, mein guter Herr

Baron, eine kleine Vergeßlichkeit in delikatester Weise ausgeglichen. Und da ich vorausahnte, wie wahrhaft vornehm Sie sich in dieser Frage verhalten würden, hab ich die mir zugesagte zehnprozentige Prämie schon heute früh bei der Bank behoben. Sie sehen — man kann sich auch als Deutscher auf das Zugreifen im notwendigen Augenblick verstehen." Ein munteres Kompliment, und Kommissär Max Apfelbeck verschwand aus der Sonnenblumenstube, um den Weg seines fröhlichen Glückes zu beginnen und seinen Amtsbruder Weishappl zu erlösen aus dem gutgeheizten Ministergelaß.

„Naan?" fragte Gustl Dollmann, der ein bißchen verwundert dreinguckte.

Der Freiherr hatte eine rote, verschärft getüpfelte Stirn und ließ hochmütig die Augendeckel fallen, als hätte er das bei seinem längeren Verweilen in der Venusgrotte gelernt. „Ein etwas sonderbar veranlagter junger Mann! Der richtige Deutsche, dumm und frech. Und die Sorte ist in der Mehrzahl, leider. Drum sind wir — Gott sei es geklagt — im Ausland so beliebt. Du hast recht, Gustl, das kann noch Folgen haben. Sehr böse!"

„Naanchen!" Dollmann lachte. Das klang ironischer als gutmütig. „Gestern warst du anderer Meinung über deinen Apfelbeck. Und der ist doch nie im Ausland gewesen. Aber du warst viel auf Reisen!"

„Jawohl! Zu bester Empfehlung der deutschen Art! Kann das Ungewitter, das sich nach deiner

Meinung rings um unsere Grenzen zusammenbraut, noch zerteilt und beschwichtigt werden, so haben das die Deutschen der Männersorte zu verdanken, zu der ich gehöre. Aber lassen wir das! Ein politisches Couplet, ein abscheulicher Gesang — wie irgend einer von deinen berühmten Gipsköpfen sagte. Und komm, lieber Gustl —" Der Freiherr fand wieder den großväterlichen Freudenklang. „Was machst du für Augen? Mensch, du ahnst ja nicht, wieviel Glück und stolze Genugtuung für mich und mein grünendes Geschlecht herausgewachsen ist aus deiner genialen Wette!" Er nahm den Arm der zwischen Heiterkeit und Unbehagen schwankenden Frau Minna. „Kommt, meine Lieben, jetzt will ich euch meinen jungen Nachwuchs zeigen!"

Frau von Dollmann fragte: „Im Orchideenhaus?"

„Nur Geduld!" Naan lachte. „Verraten will ich euch nur, daß mein holländischer Gärtner, so geschickt er auch sein mag, an der Erzeugung dieser Blütenpracht nicht beteiligt ist. Nein, meine Liebste! Selbst ist der Mann!"

Im stillgewordenen freiherrlichen Studio funkelte die Wintersonne so hell, daß die Chlorsilberzeilen der auf dem Schreibtisch liegenden Karte sich immer dunkler färbten.

Naans Prophezeiung erfüllte sich: das Frühstück im Hause Siebenreut bekam an diesem 9. Dezember, an dem sich der Wiener Trauermorgen nach der Ringtheaterkatastrophe wieder jährte, einen feierlichen Charakter. Frau Lilli, ganz Mütterchen, parlierte lebhaft und entzückend, solang ihre weißen Augendeckel

oben blieben. Das geschah an diesem Tage länger als sonst — es wurde Heidsick Monopol gereicht. Für die mitfeiernde Dienerschaft und die beiden Ammen bewilligte der Freiherr deutschen Sekt.

An diesem Freudenfeste nahm nur ein Mitglied des Hauses Siebenreut nicht teil — der Franzose Hippolyt Forain. Seit seiner geheimnisvollen Betätigung in der Kinderstube blieb er verschwunden und schickte, um seinen Koffer holen zu lassen, zwei Lehrbuben des Sattlermeisters Stierstorfer.

Und während an Mütterchen Lillis blütenweißer Tafel die silbernen Champagnerbecher klimperten, hatte Max Apfelbeck Seiner Exzellenz dem Herrn Polizeipräsidenten ein ausführliches Referat zu erstatten. Der hohe Vorgesetzte war in dienstwidrigem Grade fidel. Er lachte, als wäre die ernste Polizeidirektion verwandelt in einen Komödienstadel zukünftiger Zensurfreiheit. „Dem vergönn ich es! Alles vergönn ich ihm! Nur das eine nicht, daß er zu gutem Ende kühn den Hals aus der englischen Krawatte herausstrecken und sagen kann: Nun, also? — Ja, lieber Apfelbeck, den muß man heiter nehmen, und dennoch ist das eine gefährliche Spezies, eine vielverbreitete! Die wird im bayrischen Magen, obwohl er mehr vertragen kann als die Kirche, noch bösartige Rumpeltöne erzeugen. Ich will mich nicht aufspielen als Wahrsager, doch es könnte geschehen, daß jenes berühmte Wort Friedrichs des Großen sich auf den Kopf stellen und lauten muß: es wird nicht besser kommen, als man hofft, im Gegenteil, viel schrecklicher,

als man fürchten konnte." Ein Seufzer. „Jetzt wird dieser geläppelte Hanswurst vielleicht noch erblicher Reichsrat der Krone Bayern!"

Durch dieses tragisch angehauchte Wort ließ Apfelbeck sich die glücksfrohe Laune nicht verdüstern. Er wußte aus Erfahrung, daß Polizeipräsidenten, so gut sie es meinen, zuweilen unzuverlässige Propheten sind.

Nach allem Lachen blickte die Exzellenz mit einer Sorgenfurche auf der Stirn in den glänzenden Wintertag hinaus.

„Mit Ihnen, lieber Apfelbeck, bin ich zufrieden. Trotz allem, was da zwischen Schwabing und Haidhausen kreucht und fleucht, haben Sie bewiesen, was ein fester Münchner zustande bringt, wenn er weiß, was er wollen muß, und die richtige Schneid besitzt, ohne im Tempo gehindert zu sein durch feuchtbeschwerte Bierhosen. Ins Detail Ihrer Operationen will ich kritisch nicht eingehen, will von höherem Standpunkt aus das Ganze im Auge behalten. Sie haben einen fleckenlosen Erfolg errungen. Und Erfolg haben, ist schließlich von allem Beamtenverstand der schärfste. Drum kann ich volle Absolution erteilen und spreche Ihnen meine Anerkennung aus. Was das bedeutet, werden Sie am 1. Januar erfahren."

Ein paar Minuten später mußte Frau Apfelbeck unter Lachen klagen: „Aber Bub, du narrischer Fex, so hör doch auf und druck mi net so! Ich krieg ja blaue Flecken wie 's bayrische Wappen!" Diese Prophezeiung erfüllte sich nicht; die blauen Flecken, die Frau Apfelbeck bekam, waren rund, nicht rauten-

förmig. Und als ihr Maxl wieder davonsauste, im schwarzen Rock, mit glanzvoll gebürstetem Zylinder und einem roten Nelkenstrauß, da holte Frau Apfelbeck aus einem alten Schrank zur Musterung ein sorgsam in weiße Leinwand eingenähtes, veilchenfarbenes Seidenkleid hervor, das noch die Rüschenmode aus der letzten Zeit der Kaiserin Eugenie zeigte.

Mit einem Auto, das unmünschnerisch rasen mußte wie auf Eumenidenrädern, fuhr Max Apfelbeck zum Gartenhaus in der Arcisstraße 7. Schon von weitem sah er im Mansardenstock ein offenes Fenster. Was Helles bewegte sich und winkte da droben in einer Freude, die sich fast verzappeln wollte vor Ungeduld. Und da fing auch Apfelbeck mit dem Hut und den roten Nelken wie verrückt zu winken an. Erstaunlich, wie viel beschwingtes Glück der Unterricht im Englischen zu erzeugen vermag! Noch ehe das Auto stoppte, war Apfelbeck schon bei der Gartentür. Bevor er hineinsprang in den sattlerischen Silberhain, in dem der Schnee unter schöner Sonne schon zu schmelzen begann, warf er noch einen lachenden Blick hinüber zum Palais Siebenreut.

Dort saß man im englischen Speisezimmer noch immer um Frau Lillis blütenweiße Tafel, mit einer etwas einseitigen Feierfreude, an der sich die beiden verstimmten Gäste nicht recht beteiligen wollten. Als das Dessert gereicht war, erhob sich die Hausfrau in groß-, nein, nur in mütterlicher Gewissenhaftigkeit, um „schnell" in der Kinderstube „nach dem Rechten" zu sehen. Sie kam zum Mokka nicht mehr zurück.

An ihrer Stelle erschien die Kammerjungfer und meldete: die Gnädigste wäre plötzlich unpaß geworden, unter einem Symptom, das an die vom Kutscher Josef innerlich applizierte Fasanenfeder erinnerte. Frau Minna eilte barmherzig zu Hilfe. Und Gustl Dollmann, der nicht fröhlich aussah, sondern Zeichen von Mißmut verriet und verdrossene Augen hatte, schien die Gelegenheit, sich aus dem Hause Siebenreut entfernen zu können, mit Eifer zu erfassen. Er sagte: „Da will ich mich nützlich machen und den Medizinalrat holen."

Jochanaan, der Unenthauptete, faßte lächelnd den Arm des Gastes, der sich, wie der Dichter sagt, mit Grausen zu wenden gedachte: „Nein, guter Gustl! Ein Arzt ist da nicht vonnöten. Ich vermute, diese Unpäßlichkeit dürfte weniger gefährlich, als erfreulich sein." Die geheimnisvolle Hoffnungsblase, die sich im likoritisierten Gehirn des Freiherrn von Siebenreut formte, war ein Fehlprodukt seines chemikalisch erzeugten Größenwahns. Hinter dem neuen Rätsel verbarg sich die banale Lösung: daß der zarten Freifrau — nach allen kriminalistischen und ehelichen Echauffierungen der letzten vierundzwanzig Stunden — in der Kinderstube schlichtbürgerlich übel geworden war, weil sie den intensiv animalischen Geruch der vom deutschen Sekt ein bißchen bekneipten Böhmin nicht zu ertragen vermochte. Die schwipsfidele Iglauerin — um ihre Superiorität über das prächtige Mädchen aus dem Schwarzwald unwiderleglich zu dokumentieren — inszenierte neben dem friedlich schlummernden

Zwillingspärchen ein Naturbild, als möchte sie mit ihren überschüssigen Milchfluten ein Scheibenschießen veranstalten. Solchem Vorgang waren Frau Lillis schon heftig überspannte Nerven nimmer gewachsen. Das hätte ein englischer Detektiv sofort erkannt. Der Freiherrr von Siebenreut erriet es nicht. Er träumte schmunzelnd bei seinem siebensternigen Cognak: „Ein Begnadeter war ich bereits. Nun beglänzt mich die Sonnenwoge eines neuen Glückes. Und wie seltsam, Gustl! Hervorragende Charakterköpfe vermögen nach allem veralteten Kram doch immer wieder das Neue zu schaffen! Seit Adam und Eva ist dies der einzige Fall, daß ein liebendes Paar zuerst beschenkt wurde mit Enkeln und erst dann mit einem Kind!“ Er wurde nachdenklich und wuchs. „Auch möglich, daß es Drillinge werden. Dem Siebenreutischen Blut ist alles zuzutrauen.“

Nein!

Zum Segen für die Heimat sollte nur die durch fremden Zuschuß wesentlich verbesserte Rasse des Freiherrn von Siebenreut die Zukunft erleben, kein Kunstprodukt seiner ungemischten Individualität.

Gustl von Dollmann, als er das Palais in der Arcisstraße verließ, um es bis über Neujahr nur selten und dann niemals wieder zu betreten, brach in den zusammenhangslos erscheinenden Seufzer aus: „Herr Gott im Himmel! Gib den Deutschen gesunde Kinder! Und viele! Viele! Wie mehr, so besser!“